

Wissen im Wandel –  
Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert

Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des  
Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und  
Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2007/08

Herausgegeben von  
Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel

---

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Band 12

Universität Rostock 2011

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Einband: Medienzentrum der Universität Rostock

ISBN 978-3-86009-109-8

Bezugsmöglichkeiten: Universität Rostock  
Universitätsarchiv  
Schwaansche Straße 4  
18051 Rostock  
Telefon: +49-381 498 8621  
Fax: +49-381 498 8622

## Inhalt:

Vorbemerkung	5
Kai T. Kanz	7
Die disziplinäre Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert und die biologischen Disziplinen an der Universität Rostock	
Johannes Büttner	25
Physiologische Chemie – Chemische Vorgänge im lebenden Organismus erforschen	
Burkhard Kramp	43
Die Herausbildung der HNO-Heilkunde zu einem eigenständigen Fach – Die Errichtung der ersten HNO-Klinik in Nord- und Mitteleuropa in Rostock 1899	
Anita Krätzner	61
Von Christian Wilbrandt zu Karl Bartsch – Institutionalisierung und Disziplinierung der Germanistik in Rostock	
Christoph Schmitt	77
Richard Wossidlo und die Genese der Volkskunde Mecklenburgs in ihrem Verhältnis zur Philologie	
Markus Völkel	105
Zwischen Fachwissenschaft und humanistischem Erbe Die Geschichtswissenschaft an der Universität Rostock auf dem Weg in die Moderne	
Hubert Laitko	129
Disziplinierung und Disziplinarität – Leitlinien der Binnenstrukturierung des Wissenschaftssystems im 19. Jahrhundert	
Über die Autoren	151
Übersicht der Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte	157



## Vorbemerkung

Das vorliegende Heft der „Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte“ knüpft an Band 8 an und setzt die Reihe der Veröffentlichungen zur Ringvorlesung über Universitätsgeschichte fort. Im Wintersemester 2007/08 stellten wir diese unter den Titel „Wissen im Wandel – Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert“. Damit widmeten wir uns einem Jahrhundert, für das das quantitative Wachstum von Wissen und dessen qualitative Differenzierung charakteristisch waren. Die Herausbildung einer Reihe von wissenschaftlichen Disziplinen war sofort mit deren weiterer Spezialisierung, aber auch mit einem Brückenschlag zu anderen Disziplinen der Natur- bzw. Geisteswissenschaften bzw. zwischen diesen beiden im Sinn von Kombination, Kooperation und Integration verbunden. Für die Universität Rostock war im 19. Jahrhundert die Zeit der Blüte längst überschritten, sie gehörte zu den kleinen Landesuniversitäten und war mehrfach von Schließungen bedroht. Trotzdem präsentierte sie sich als wichtige Institution zur Akquirierung und Aufbewahrung von Wissen.

Ziel der Veranstaltung war es, die Herausbildung der Fachdisziplinen nachzuzeichnen und dabei herauszuarbeiten, ob die Entwicklung in Rostock dem allgemeinen Trend folgte oder Besonderheiten und ihre Ursachen fassbar sind. Ursprünglich sollte die Vorlesungsreihe mit einem Überblicksvortrag zum Wissenschaftssystem im 19. Jahrhundert von Prof. Dr. Hubert Laitko beginnen, der aber aufgrund äußerer Umstände nicht anreisen konnte. So wurde zuerst Einblick in die Entwicklung verschiedener Fachdisziplinen aus dem naturwissenschaftlichen, dann aus dem medizinischen und schließlich aus dem geisteswissenschaftlichen Sektor gewährt, bevor der Überblick in Form eines Resümees an das Ende gestellt wurde. Die Manuskripte werden auch in dieser Reihenfolge hier abgedruckt.

Herrn Prof. Dr. Kersten Krüger danken wir sehr herzlich für die Möglichkeit, die Manuskripte der Ringvorlesung in der von ihm ins Leben gerufenen Reihe veröffentlichen zu können, und für die Unterstützung bei der Drucklegung. Herrn Christoph Wegner, M.A. sei für die zuverlässige Zusammenarbeit bei der Anfertigung der Druckvorlagen gedankt.

Gisela Boeck, Institut für Chemie  
Hans-Uwe Lammel, Arbeitsbereich Geschichte der Medizin



Kai Torsten Kanz

## **Die disziplinäre Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert und die biologischen Disziplinen an der Universität Rostock**

### **Die Biologie im Blickfeld der Disziplingeschichte**

Im Kreise der naturwissenschaftlichen Fachgebiete gehört die Biologie zu den jüngsten aller ein großes Themenspektrum umfassenden Disziplinen. Astronomie, Physik und Chemie erlangten weit früher als die Erforschung des Lebens einen einigermaßen kohärenten Status mit einem wohl definierten Gegenstandsbereich und einer auf diesen bezogenen wissenschaftlichen Gemeinschaft. Und obwohl sich der disziplinäre Name von zwei griechischen Wörtern – bios und logos – herleiten lässt, kannte die Antike ihr Kompositum – die Biologie – noch nicht. Ihre Entwicklung als akademische Disziplin ist eng gekoppelt mit der Herausbildung ihres eigentlichen Gegenstands, des Lebens, als Forschungsobjekt. Nicht ohne Grund hat Michel Foucault (1926-1984) betont, dass im 18. Jahrhundert „die Biologie nicht existierte und dass die Aufteilung des Wissens, die uns seit mehr als hundertfünfzig Jahren vertraut ist, für eine vorausgehende Epoche keine Geltung haben kann; dass, wenn die Biologie unbekannt war, es dafür einen ziemlich einfachen Grund gab: das Leben selbst existierte nicht. Es existierten lediglich Lebewesen, die durch einen von der *Naturgeschichte* gebildeten Denkraster erschienen.“<sup>1</sup>

Viele Historiographen hat diese im Kern zutreffende Aussage dazu verleitet, die mehrfache Verwendung des Begriffs Biologie durch eine Reihe von Autoren um 1800 als terminologischen Kristallisationspunkt für eine neue Wissenschaft zum Leben anzusehen, quasi so, als ob es nur noch eines Begriffes bedurft hätte, um aus einem inkohärenten Gebilde eine uns heute wohlbekannte Disziplin zu formen. Doch nicht erst seit ihrer ersten begrifflichen Präzisierung und konzeptuellen Formierung als „Biologie oder Lebenslehre“ durch Gottfried Reinhold Treviranus (1776-1837) im Jahre 1802 kam die Erforschung des Lebens gewissermaßen in Mode. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der auf dem Modell einer eigenständigen „Lebenskraft“ fußende Vitalismus die hauptsächliche physiologische Theorie und hatte das cartesische Maschinenmodell des Lebendigen abgelöst.

Gerade die zahlreichen und zugleich unterschiedlichen Verwendungen von Biologie um 1800 – von Theodor Georg August Roose (1771-1803) im Jahre 1797, Karl Friedrich Burdach (1776-1847) 1800, Gottfried Reinhold Treviranus

---

<sup>1</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt/Main 1971, 168.

und Jean-Baptiste de Lamarck (1744-1827) 1802 bis hin zu Lorenz Oken (1779-1851) 1805, Ernst Bartels (1778-1838) 1808 und Carl Gustav Carus (1789-1869) 1811 – lassen die Frage nach einem möglichen disziplinären Status von Biologie zunächst in den Hintergrund treten. Im gesamten 19. Jahrhundert gibt es eine erstaunliche Vielfalt an inhaltlichen Kennzeichnungen von Biologie, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nebeneinander fortbestehen, und durchaus nicht alle eine Disziplin Biologie im Sinne einer Wissenschaft vom Leben oder den Lebewesen implizieren.<sup>2</sup>

Dennoch reichen die Anfänge eines disziplinären Biologiebegriffs weit zurück. Bereits Lamarck hatte 1802 eine erste wissenschaftsklassifikatorische Einordnung des neuen Fachgebiets vorgenommen, indem er die Biologie als dritten Teil einer „Physique terrestre“, d. h. einer Physik der Erde, bezeichnet und den Bereichen „Meteorologie“ und „Hydrogeologie“ nachgeordnet hatte.<sup>3</sup> Eine ganz andere und mehr implizite Einordnung stammt von Treviranus aus demselben Jahr, indem er in seiner „Biologie“ darlegte, dass die Materialien zu diesem neuen Forschungsgebiet zwei Bereichen entstammen, nämlich dem klassischen Lehrgebiet „Naturgeschichte“ und der „theoretischen Heilkunde“, d.h. den medizinischen Grundlagendisziplinen Physiologie und Anatomie.<sup>4</sup> Aber bedeutete die synchrone Publikation von Lamarcks Werk sowie Treviranus' „Biologie“ zugleich den Beginn einer neuen gleichnamigen Disziplin?

Die Wissenschaftshistoriker haben sich in den vergangenen Jahrzehnten verschiedentlich bemüht, an konkreten historischen Beispielen und zugleich mit systematischem Anspruch Kriterien für wissenschaftliche Disziplinen zu entwickeln. Gerade ein Rostocker Symposium von 1982 zur „Herausbildung wissenschaftlicher Disziplinen in der Geschichte“<sup>5</sup> hat hier Pionierarbeit geleistet, freilich ohne dass es zu allgemein akzeptierten Definitionen gekommen wäre. Zunächst einmal ist mehr als ein wissenschaftlicher Gegenstandsbereich vonnöten, denn Disziplinen gelten als „auf theorieförmige Erkenntnisstrukturen orientierte Erkenntnisssysteme“.<sup>6</sup> Es ist klar, dass der daran anschließende Prozess der Dis-

<sup>2</sup> Kai Torsten Kanz, Von der BIOLOGIA zur Biologie. Zur Begriffsentwicklung und Disziplinengese vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, in: Verh. Gesch. Theor. Biol. 9, 2002, 9-30; Kai Torsten Kanz, Biologie: Die Wissenschaft vom Leben? – Vom Ursprung des Begriffs zum System biologischer Disziplinen (17. bis 20. Jahrhundert), in: Höxtermann/Hilger, Lebenswissen, 100-121.

<sup>3</sup> Jean-Baptiste de Lamarck, Hydrogéologie. Paris 1802, 8.

<sup>4</sup> Gottfried Reinhold Treviranus, Biologie, oder Philosophie der lebenden Natur für Naturforscher und Aerzte, 6 Bde. Göttingen 1802-1822, 1802, 4.

<sup>5</sup> Martin Guntau/Hubert Laitko (Hrsg.), Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen. Berlin 1987.

<sup>6</sup> Hubert Laitko, Die Disziplin als Strukturprinzip und Entwicklungsform der Wissenschaft – Motive, Verläufe und Wirkungen von Disziplinengesen, in: Höxtermann/Kaasch/Kaasch, Entstehung biologischer Disziplinen I, 2002, 19-55, hier 32.



ziplinbildung sich über einen längeren Zeitraum hinzieht, teils über Jahrzehnte, und dass zum Abschluss ein einigermaßen kohärentes Forschungs- und Lehrgebiet erkennbar sein muss, das dann durch selbstständige Professuren und Studiengänge an Universitäten vertreten wird und dem auch ein anerkanntes Berufsbild außerhalb der Hochschule entspricht. Überdies hat die Wissenschaftssoziologie darauf verwiesen, dass Disziplinen „vor allem Sozialsysteme“ sind, „d. h. Kommunikationsgemeinschaften von Spezialisten, die auf die gemeinsame Disziplin konstituierende Problemstellung verpflichtet sind und in der Regel keiner anderen Disziplin angehören“.<sup>7</sup> Auch die um die Beschreibung von Disziplinen besonders verdienten Forscher Martin Guntau und Hubert Laitko sprechen von „stabilen selbstreproduzierenden Systemen“<sup>8</sup> und betonen besonders den Prozesscharakter der Disziplinbildung. So lassen sich bei der Disziplingenese drei Stadien differenzieren: 1. Initialphase, 2. Konstituierungsphase und 3. Etablierungsphase.<sup>9</sup> Die Initialphase ist gekennzeichnet durch das Aufkommen und Bewusstwerden von Motiven für die neue Disziplin sowie die theoretische und methodische Einstellung der Protagonisten auf den sich herausbildenden Gegenstand. Die Konstituierungsphase kennzeichnet die Herausbildung eines ausgereiften Erkenntniskonzepts der entstehenden Disziplin und die Formierung eines eigenständigen disziplinären Kommunikationsraumes. Die Etablierungsphase bedeutet die wissenschaftliche und gesellschaftliche Durchsetzung und Akzeptanz der neuen Disziplin sowie die Ausprägung und Normierung disziplinärer Laufbahnen.

Solche Prozesse der Disziplingenese können je nach Fachgebiet durchaus sehr unterschiedlich abgelaufen sein. Man wird jedenfalls mehrere der genannten Elemente nachweisen müssen, um von einer neuen Disziplin sprechen zu können, und es wird unter dieser Perspektive auch eher abwegig sein, ein einzelnes Ereignis als entscheidendes Datum festzulegen. Ein Gegenstandsbereich, ein allgemein anerkannter Name hierfür wie auch ein gewisser Grad von Theoriebildung sind notwendige, aber noch längst nicht hinreichende Bedingungen für die Disziplingenese. Es macht aber auch klar, dass sekundäre Begleiterscheinungen, wie etwa die Etablierung von Fachzeitschriften, das Erscheinen von Lehrbüchern oder die Gründung von Fachgesellschaften und Forschungsinstitutionen, an denen sich eine Disziplingenese vielleicht am leichtesten belegen lässt, meistens sehr spät – vornehmlich in der Etablierungsphase – erfolgen und

---

<sup>7</sup> Rudolf Stichweh, *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890*. Frankfurt am Main 1984, 50.

<sup>8</sup> Martin Guntau/Hubert Laitko, *Entstehung und Wesen wissenschaftlicher Disziplinen*, in: Guntau/Laitko, *Der Ursprung*, 17-89, hier 44.

<sup>9</sup> Ebd., 49-59; Hubert Laitko/Martin Guntau, *Disziplinbegriff und disziplinäre Gliederung der Wissenschaft – Relevanz und Relativität*, in: Höxtermann/Hilger, *Lebenswissen*, 2007, 32-59, hier 52.

somit eher den Schluss- als den Anfangspunkt einer disziplinären Entwicklung darstellen.

### **Die biologischen Disziplinen und die Disziplin Biologie**

Die Frage, ob überhaupt – und wenn ja, wann – sich Biologie zu einer solchen Disziplin entwickelt hat, ist erstaunlicherweise bislang von niemandem systematisch untersucht worden, während die Erforschung einzelner biologischer Teildisziplinen vielfach vorangetrieben wurde. Als vor einigen Jahren der einschlägige Fachverband der Biologiehistoriker die Disziplingeschichte zum Thema einer Jahrestagung erhob, war das Leitthema bezeichnenderweise „Die Entstehung biologischer Disziplinen“<sup>10</sup> und nicht etwa die Entstehung der Disziplin Biologie. Insofern stellt sich mit der Frage nach einer „Disziplin Biologie“ zugleich das Problem, welcher disziplinäre Status den unter „Biologie“ subsumierten Teilgebieten zukommt, insbesondere der Botanik und Zoologie, aber auch den später entwickelten Spezialfächern, bzw. umgekehrt, inwiefern Biologie überhaupt als Disziplin im herkömmlichen Sinne bezeichnet werden kann.

Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückzugehen, als sich an den Universitäten des deutschen Sprachraums ein Forschungs- und Lehrgebiet „Naturgeschichte“ etablierte, worunter die Lehre von den drei Naturreichen (Pflanzen, Tiere, Mineralien) verstanden wurde. Seit 1755 wurden an der im Geist der Aufklärung begründeten Universität Göttingen Vorlesungen über Naturgeschichte gehalten, 1763 dann vertreten durch eine eigenständige Professur. Dieses Modell wurde rasch auf weitere Universitäten im deutschsprachigen Raum übertragen, sodass sich bis Ende des 18. Jahrhunderts rund ein Dutzend naturhistorischer Professuren oder Lehrstühle nachweisen lassen,<sup>11</sup> die eng mit angewandten Fragestellungen (Medizin, Ökonomie) verknüpft waren. Im Übrigen war die Naturgeschichte nicht auf die Beschreibung und Klassifikation der natürlichen Objekte beschränkt, sondern es sollte gerade die ökonomisch-technologische Anwendung der Naturprodukte betont werden. Auch wenn für diese Naturgeschichte die bi-

---

<sup>10</sup> Ekkehard Höxtermann/Joachim Kaasch/Michael Kaasch (Hrsg.), Die Entstehung biologischer Disziplinen I. Beiträge zur 10. Jahrestagung der DGGTB in Berlin 2001. (Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie; 8). Berlin 2002; Uwe Hossfeld/Thomas Junker (Hrsg.), Die Entstehung biologischer Disziplinen II. Beiträge zur 10. Jahrestagung der DGGTB in Berlin 2001. (Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie; 9). Berlin 2000.

<sup>11</sup> Irmtraut Scheele, Grundzüge der institutionellen Entwicklung der biologischen Disziplinen an den deutschen Hochschulen seit dem 18. Jahrhundert, in: Gerd Schubring (Hrsg.): „Einsamkeit und Freiheit“ neu besichtigt. Universitätsreformen und Disziplinbildung in Preussen als Modell für Wissenschaftspolitik im Europa des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1991, 144-154, hier 149.

näre Nomenklatur Carl von Linnés (1707-1778) der vielleicht wichtigste theoretische Bezugsrahmen bedeutete und sie damit im Vergleich zu anderen Wissensgebieten theoretisch eher unterkomplex war, lässt sich dennoch auf der Ebene der Publikationen (Lehrbücher, Zeitschriften) ebenfalls ein Fachgebiet „Naturgeschichte“ benennen. Zunächst entwickelte sich in Göttingen – wohl kaum zufällig an dieser progressivsten Universitätsneugründung der Aufklärungszeit – eine reiche Lehrbuchliteratur,<sup>12</sup> die in ganz Deutschland als Basis für Vorlesungen benutzt wurde. Seine Vollendung fand dieses Genre in Johann Friedrich Blumenbachs (1752-1840) klassischem „Handbuch der Naturgeschichte“, das zwischen 1779/80 und 1830 zwölf Auflagen erlebte und dazu noch in sechs europäische Sprachen übersetzt wurde.<sup>13</sup> Die führende naturhistorische Zeitschrift war das 1770 gegründete Periodikum „Der Naturforscher“,<sup>14</sup> daneben etablierten sich bereits im späten 18. Jahrhundert eigene Periodika für Botanik, Zoologie oder sogar für Spezialgebiete wie die Entomologie.

Zum Zeitpunkt der ersten umfassenden Definitionen von Biologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestand also eine eigenständige Disziplin, die sich zumindest mit der systematischen Beschreibung und klassifikatorischen Einordnung von Naturkörpern – Pflanzen und Tieren (noch verbunden mit den Mineralien) – befasste. Man könnte nun erwarten, dass diese Disziplin Naturgeschichte sich aufgrund des neuen Gegenstandsbereichs „belebte Natur“ rasch gewandelt und unter dem neuen Terminus „Biologie“ neu strukturiert habe. Das ist allerdings nicht der Fall. Trotz des vielbeschworenen „Endes der Naturgeschichte“<sup>15</sup> durchzieht die naturgeschichtliche Tradition das gesamte 19. Jahrhundert und lässt sich auch noch bis ins 20. Jahrhundert verfolgen, unbeschadet des Umstandes, dass innerhalb des Fachgebietes vor allem aufgrund der Evolutionstheorie eine inhaltliche Neuorientierung gegenüber dem 18. Jahrhundert erkennbar ist.<sup>16</sup> Im Bereich der universitären Lehre erfolgte die Aufspaltung von der Disziplin Naturgeschichte in die einzelnen Subdisziplinen Botanik, Zoologie und Mineralogie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ilse Jahn sieht die neue Struktur erstmals an der 1810 gegründeten Berliner

---

<sup>12</sup> Sinai Tschulok, Das System der Biologie in Forschung und Lehre. Eine historisch-kritische Studie. Jena 1910, 117-121.

<sup>13</sup> Frank William Peter Dougherty, *Commercium epistolicum J. F. Blumenbachii*. Aus einem Briefwechsel des klassischen Zeitalters der Naturgeschichte. Göttingen 1984, 70-71.

<sup>14</sup> Vgl. Armin Geus, *Der Naturforscher*. (Indices medizinisch-naturwissenschaftlicher Periodika bis 1850; 1). Stuttgart 1971.

<sup>15</sup> Wolf Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte*. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München 1976.

<sup>16</sup> Paul L. Farber, Discussion Paper: The Transformation of Natural History in the Nineteenth Century, *J. Hist. Biol.* 15, 1982, 145-152; Hans Herbert Eggmaier, *Naturgeschichte*. Wissenschaft und Lehrfach. Ein Beitrag zur Geschichte des naturhistorischen Unterrichts in Österreich. Graz 1988.

Universität verwirklicht, wo einzelne Professuren für jedes Fachgebiet geschaffen wurden – in diesem Fall, ohne dass es zuvor eine Professur für Naturgeschichte gegeben hat.<sup>17</sup> Insgesamt gilt die Gründung der Universität in Berlin als bedeutendstes Ereignis „für den Ausbau der Biowissenschaften und ihre Auffächerung in zahlreiche Einzeldisziplinen.“<sup>18</sup> Um das Jahr 1850 war dieser Prozess der disziplinären Innendifferenzierung des universitären Lehrgebiets „Naturgeschichte“ in separate Bereiche für Botanik, Zoologie und Mineralogie jedenfalls weitgehend abgeschlossen. Stolz konnte der Tübinger Botaniker Hugo von Mohl (1805-1872) anlässlich der Errichtung der ersten naturwissenschaftlichen Fakultät an einer deutschen Universität verkünden: „Wir sehen überall an die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte eine Reihe von Vertretern der einzelnen Naturwissenschaften getreten, das gleiche Fach oft mit mehreren Lehrern besetzt, die Institute reichlicher dotirt“.<sup>19</sup> Auch für das Fach Naturgeschichte galt wie für alle naturwissenschaftlichen Gebiete, dass sie sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in einzelne Subdisziplinen aufgespalten hatten.<sup>20</sup> Festzuhalten bleibt, dass die allmähliche Auflösung der Disziplin „Naturgeschichte“ zu mehreren naturgeschichtlichen (oder biologischen) Teildisziplinen führte, doch nicht zu einer neuen Disziplin „Biologie“. Da die Herausbildung von Botanik und Zoologie aus der Naturgeschichte nirgends über eine „Zwischenstufe Biologie“<sup>21</sup> erfolgte, kommen wir wohl nicht umhin, diesen aus der Naturgeschichte ausdifferenzierten Fachgebieten einen eigenen disziplinären Status zuzuerkennen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog sich an den deutschen Universitäten dann etwas, das man als „institutionelle Revolution“ bezeichnet, unter der wir die Neugründung (mit Neubauten) von Instituten im deutschen Kaiserreich nach 1871 verstehen, wodurch sämtliche naturwissenschaftliche Fächer einen enormen Innovationsschub erlebten. Diese institutionelle Revolution des 19. Jahrhunderts hat für die Naturgeschichte nur insofern eine Parallele, dass in ähnlicher Weise Neubauten für Botanische (teils auch Pflanzenphysiologische) oder Zoologische Institute erstellt wurden, wobei hier im Ver-

---

<sup>17</sup> *Ilse Jahn*, Zur Rolle der Berliner Universität bei der Herausbildung der Zoologie als Hochschuldisziplin im 19. Jahrhundert, in: Perspektiven interkultureller Wechselwirkung für den wissenschaftlichen Fortschritt. Berlin 1985, 187-192, hier 187; *Scheele*, Grundzüge, 1991, hier 150.

<sup>18</sup> Ebd., 144.

<sup>19</sup> *Hugo von Mohl*, Rede gehalten bei der Eröffnung der naturwissenschaftlichen Facultät der Universität Tübingen. Tübingen 1863, 5.

<sup>20</sup> *Paul L. Farber*, Finding Order in Nature. The Naturalist Tradition from Linnaeus to E. O. Wilson, Baltimore. London 2000, 31.

<sup>21</sup> *Ilse Jahn*, Untersuchungen zum Phasenunterschied in der Herausbildung der Botanik und Zoologie und zur Entstehungszeit der ‚Biologie‘, in: Rostocker wissenschaftshist. Manuskripte 2, 1978, 59-68, hier 65.

gleich deutlich weniger geleistet wurde als in den übrigen Naturwissenschaften. Diese Rückständigkeit der biologischen Disziplinen führte 1911 zur Forderung nach einem eigenen Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, das dann 1913 gegründet wurde.<sup>22</sup> Aber auch hier fungierte der mittlerweile etwas geläufigere Begriff Biologie im Wesentlichen als Klammer für einzelne, traditionell strukturierte Abteilungen. Symptomatisch für den Stellenwert von „Biologie“ erscheint es, dass man sich bei der Gründung darum stritt, ob ein Botaniker oder eher ein Zoologe die Genetik vertreten sollte – so weit war bereits das disziplinäre Selbstverständnis fortgeschritten. Am Ende gab es eine Abteilung für Vererbungslehre und Biologie der Pflanzen, geleitet von Carl Correns (1864-1933), und eine selbige für Tiere unter Richard Goldschmidt (1878-1958) neben einer „Abteilung für Entwicklungsmechanik und kausale Morphologie“, geleitet von Hans Spemann (1869-1941), ferner je eine für „Protistenkunde“ unter Max Hartmann (1876-1962) und für „Physiologie“ unter Otto Warburg (1883-1970). Besonders frappieren muss das Fehlen einer separaten evolutionsbiologischen Abteilung, selbst wenn man bedenkt, dass an mehreren Abteilungen entsprechende Forschungen durchgeführt wurden.

Insgesamt stellt das KWI für Biologie nur partiell ein Gegenmodell zu dem herkömmlich an den deutschen Universitäten betriebenen „Biologie“-Unterricht dar, an denen eine institutionelle Verankerung unter einem Oberbegriff Biologie – soweit bislang bekannt – vor 1914 nirgendwo stattfand; unklar bleibt, ob innerhalb von Botanik, Zoologie oder Physiologie so etwas wie „Allgemeine Biologie“ überhaupt gelehrt wurde. Nur an einzelnen Orten wird „Biologie“ als eigenständiges Lehrgebiet genannt, in Deutschland dürfte der Anatom Moritz Nussbaum (1850-1915) in Bonn der Erste gewesen sein, der 1907 innerhalb der Medizinischen Fakultät eine Professur für Biologie mit einem eigenen biologischen Laboratorium erhielt, das dann nach seinem Tode wieder aufgelöst wurde.<sup>23</sup> Damit waren die Universitäten dennoch Vorreiter einer Entwicklung, denn die Wandlung von der Schulnaturgeschichte zum modernen Biologieunterricht verlief mit einer noch stärkeren Verzögerung: Es dauerte „bis 1925, ehe die alten Begriffe Naturgeschichte und Naturbeschreibung aus den Lehrplänen verschwanden“<sup>24</sup> und durch Biologie ersetzt wurden. Entsprechend schwierig war es auch, seinen Lebensunterhalt mit Lebenswissen zu verdienen. Ein Berufsbild für Biologen begann sich nur zögerlich im Zweiten Kaiserreich zu entwickeln,

---

<sup>22</sup> Vgl. *Ulrich Sucker*, Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie. Seine Gründungsgeschichte, seine problemgeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen (1911-1916). (Pallas Athene; 3). Stuttgart 2002.

<sup>23</sup> *Karl Schmiz*, Die medizinische Fakultät der Universität Bonn 1818-1918. Bonn 1920, 56.

<sup>24</sup> *Irmtraut Scheele*, Von Lüben bis Schmeil. Die Entwicklung von der Schulnaturgeschichte zum Biologieunterricht zwischen 1830 und 1933. (Wissenschaftshistorische Studien; 1). Berlin 1981, 2-3.



zumal der Schulunterricht in Naturgeschichte eher zurückgedrängt wurde. „Biologisch“ wurde kurzerhand mit „darwinistisch“ assoziiert und solche Lehrinhalte blieben in Preußen seit 1882 (bis 1906) verboten. Ein erster „Biologenkalender“ von 1914 listet allerdings bereits „eine erstaunlich reiche Palette von Berufsmöglichkeiten außerhalb des Schuldienstes“ auf.<sup>25</sup> Festzuhalten bleibt, dass um 1900 eigenständige Disziplinen Botanik und Zoologie mit separaten Instituten sogar für Teilgebiete wie Pflanzenphysiologie in Deutschland existierten, aber keine Universitätsinstitute für Biologie, und auch der Schulunterricht blieb weiterhin an den einzelnen biologischen Teilgebieten orientiert.

In ganz analoger Weise wie die Institutionalisierung verlief auch die Gründung von Fachgesellschaften für die biologischen Disziplinen: Bereits 1882 wurde die „Deutsche Botanische Gesellschaft“ gegründet, 1890 folgte die „Deutsche Zoologische Gesellschaft“, jeweils in enger Verbindung mit der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“, die damals die Keimzelle für die Gründung zahlreicher naturwissenschaftlicher Vereine bildete.<sup>26</sup> Erst sehr viel später, 1932, kam es zur Gründung des „Deutschen Biologen-Verbandes“, der im Dritten Reich durch seinen Anschluss an den „Nationalsozialistischen Lehrerbund“ eine eher unheilvolle Entwicklung nahm und nach dem Krieg nicht wiederbelebt wurde.<sup>27</sup> 1954 wurde deshalb, ebenfalls aus der Mitte der „Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte“ heraus, an die Neugründung eines Biologenvereins gedacht, der dann unter dem Namen „Verband Deutscher Biologen e.V.“ zum Sprachrohr der sich in erster Linie als Biologen (und nicht bloß als botanische oder zoologische Spezialforscher) verstehenden Naturwissenschaftler wurde.

## Die biologischen Disziplinen an der Universität Rostock

Wie an den meisten anderen Universitäten im deutschsprachigen Raum verlief auch an der 1419 gegründeten Universität Rostock die Disziplingenese der biologischen Teilgebiete eher zögerlich. So war der Unterricht in Botanik, zumindest was die therapeutisch nutzbaren Kräuter betrifft, seit jeher Teil der medizinischen Ausbildung, doch trat die Pflanzenkunde „nicht als selbständige Disziplin auf, sondern war lediglich eine Wissensergänzung für zukünftige Ärzte und

---

<sup>25</sup> Christian Hünemörder/Irmtraut Scheele, Das Berufsbild des Biologen im Zweiten Deutschen Kaiserreich – Anspruch und Wirklichkeit, in: Gunter Mann/Rolf Winau (Hrsg.): Medizin, Naturwissenschaft, Technik und das Zweite Kaiserreich. Göttingen 1977, 119-151, hier 139.

<sup>26</sup> Vgl. Heinz Degen, Die Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte als Keimzelle naturwissenschaftlicher und medizinischer Vereinigungen, in: Naturwiss. Rundschau 9, 1966, 349-357.

<sup>27</sup> Vgl. Anne Bäumer, NS-Biologie. Stuttgart 1990, 129-147.

Apotheker“.<sup>28</sup> Dies sollte sich erst 1792 ändern, seitdem existiert die Botanik „als lehrstuhlgebundene Hochschuldisziplin“<sup>29</sup> auch an der Rostocker Universität. Denn unmittelbar nach der 1789 erfolgten Wiedervereinigung der seit 1760 geteilten Universitäten von Rostock und Bützow, die zu einer „Belebung des akademischen Lebens“<sup>30</sup> geführt hatte, war zum ersten Mal in Rostock ein Lehrstuhl für Naturgeschichte geschaffen worden, dessen Vertreter allerdings zusätzlich noch die Chemie unterrichten musste. Am 14. November 1791 kam es zur Berufung von Heinrich Friedrich Link (1767-1851), der seinen Lehrstuhl im Frühjahr 1792 antrat.<sup>31</sup>

Mit dem aus Hildesheim stammenden Heinrich Friedrich Link<sup>32</sup> gewann Rostock einen an der führenden deutschen Forschungsuniversität Göttingen ausgebildeten jungen Mann, der zum Kreis der dortigen „Physikalischen Privatsellschaft“ gehörte und sich bereits durch eigenständige Publikationen einen Namen gemacht hatte. Der Bezug zu Göttingen ist im Kontext der Etablierung des Faches Naturgeschichte nicht belanglos, waren doch an diesem Ort zum ersten Mal in Deutschland im Jahre 1755 naturhistorische Vorlesungen und dann 1763 ein eigenständiger Lehrstuhl für das Fach eingerichtet worden. Link las denn auch nach dem weit verbreiteten „Handbuch der Naturgeschichte“ seines Göttinger Lehrers Blumenbach.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Rolf Richter/Hermann von Guttenberg/Eike Libbert, Die Entwicklung der Botanik in Rostock, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock/Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe 17 (4/5), 1968, 263-275, hier 263.

<sup>29</sup> Thomas Reiske, Zur Geschichte der Botanik an der Rostocker Universität im 16. und 17. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock, Heft 14/1990, 24-28, hier 24.

<sup>30</sup> Martin Guntau, Chemische Ideen im wissenschaftlichen Werk von Heinrich Friedrich Link (1767-1851), in: Zur Entwicklung der Chemie als Wissenschaft in Rostock. Rostock 1989, 71-79, hier 71.

<sup>31</sup> Max Braun, Zoologie, vergleichende Anatomie und die entsprechenden Sammlungen bei den Universitäten Bützow und Rostock seit 1775. Rostock 1891, 14.

<sup>32</sup> Zur Biographie vgl. Karl Fr. Ph. v. Martius, Heinrich Friedrich Link, in: Ders., Akademische Denkrede. Leipzig 1866, 271-315; Ernst Wunschmann, Link, Heinrich Friedrich, in: Allgemeine deutsche Biographie 18, 1883, 714-720; Martin Guntau, Chemische Ideen im wissenschaftlichen Werk von Heinrich Friedrich Link (1767-1851), in: Zur Entwicklung der Chemie als Wissenschaft in Rostock. Rostock 1989, 71-79; Ingo Sens, Der Naturforscher Heinrich Friedrich Link und sein theoretisches Werk in seiner Rostocker Zeit (1792-1811). Anmerkungen, in: Wissenschaftliche Tagung Universität und Stadt. Rostock 1995, 189-202; Stéphane Schmitt, Les Forces vitales et leur distribution dans la nature. Un essai de „système physiologique“. Textes de C. F. Kielmeyer (1765-1844), H. F. Link (1767-1851) et L. Oken (1779-1851) rassemblés, introduits et annotés par Stéphane Schmitt, (De diversis artibus; 76 = N.S. 39). Turnhout 2006; Christine-Kai Pommer, Heinrich Friedrich Link. Die Reise eines Naturforschers und Mediziners nach Frankreich, Spanien und Portugal. Protokoll eines außergewöhnlichen Lebens, Diss. med. Lübeck 2008.

<sup>33</sup> Braun, Zoologie, 1891, 14.

Link wirkte an der Rostocker Universität knapp zwei Jahrzehnte, bevor er 1811 einen Ruf an die Universität Breslau annahm, um anschließend 1815 bis zu seinem Lebensende an der Berliner Universität zu wirken. Während seiner Rostocker Zeit publizierte er eine ganze Reihe von allgemein-naturwissenschaftlichen sowie naturphilosophischen Werken wie seine „Beyträge zur Naturgeschichte“. In der Geschichte der Wissenschaft vom Leben nimmt Link insofern einen besonderen Platz ein, als er in die im späten 18. Jahrhundert aktuellen Diskussionen um eine „Lebenskraft“ eingegriffen hat.<sup>34</sup> Damit leistete er einen wesentlichen Beitrag zur Frage nach der Eigenständigkeit des Lebendigen und somit der Möglichkeit einer Biologie überhaupt. Sein Anliegen war es, die bereits von Carl Friedrich Kielmeyer (1765-1844) und anderen beschriebene Trias von den Lebewesen eigentümlichen „organischen Kräften“ – Sensibilität, Irritabilität und Reproduktionskraft – weiter zu systematisieren. Er teilte die Lebenskräfte in „zwey ganz verschiedene Classen“: die erste, die auch in Zukunft nicht auf physische oder chemische Kräfte reduzierbar sei, und eine andere Klasse, die zwar bislang „allein im organischen lebenden Körper beobachtet“ worden, bei der physikalisch-chemische Erklärung jedoch zu erwarten seien.<sup>35</sup> Versuche anderer Naturforscher, die Vielzahl organischer Kräfte auf eine Grundkraft zurückzuführen, wies er zurück und verwies stattdessen auf ein in der Natur liegendes „anzunehmendes Gesez der Mannichfaltigkeit“.<sup>36</sup>

Auch später noch griff Link allgemeinere biologische Fragestellungen auf. In seinen „Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ von 1807, einer ausgearbeiteten Preisschrift der Göttinger Akademie der Wissenschaften, die gemeinsam mit zwei weiteren preisgekrönten Werken (darunter eines seines späteren Nachfolgers Treviranus) „eine Epoche“ in der Geschichte der Pflanzenphysiologie begründet haben,<sup>37</sup> finden sich bemerkenswerte Überlegungen. So spricht Link in der Einleitung davon, dass „die Physiologie der Pflanzen [...] ihre Grundsätze nur von der allgemeinen Physiologie der organischen Körper hernehmen“ könne;<sup>38</sup> als Maßstab für die Vergleichen mit „einem lebenden Körper“ diene freilich immer unser eigenes lebendiges Innere, Ziel sei letztlich eine „Theorie der lebenden Körper“.<sup>39</sup>

Am bekanntesten und für Links Profil als Botaniker am bedeutsamsten dürf-

<sup>34</sup> *Heinrich Friedrich Link*, Ueber die Lebenskräfte in naturhistorischer Rücksicht, und die Classification der Säugthiere, in: Ders.: Beyträge zur Naturgeschichte, 2. Band. Rostock/Leipzig 1795, 1-41 [auch in *Schmitt*, Les Forces vitales, 2006, 129-147].

<sup>35</sup> *Link*, Ueber die Lebenskräfte, 1795, 13ff. = *Schmitt*, Les Forces vitales, 2006, 134 f.

<sup>36</sup> *Link*, Ueber die Lebenskräfte, 1795, 40 = *Schmitt*, Les Forces vitales, 2006, 146.

<sup>37</sup> *Martius*, Heinrich Friedrich Link, Akademische Denkrede, 1866, 288.

<sup>38</sup> *Heinrich Friedrich Link*, Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, 3 Bde. Göttingen 1807-1812, 1807, 4-5.

<sup>39</sup> Ebd., 6.



te die gemeinsam mit Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg (1766-1849) unternommene zweijährige Reise nach Spanien und Portugal (1797-1799) gewesen sein, die er in mehreren Bänden beschrieben hat und deren portugiesischer Teil als klassisch gilt.<sup>40</sup> Trotz seiner vielfältigen Publikationen auf den Gebieten der systematischen Botanik und Zoologie ist Link nur eingeschränkt als Biologe *sui generis* anzusehen, der die Grundfragen einer Wissenschaft vom Leben im Auge behielt. Gewiss war es auch die Breite seines naturwissenschaftlichen Forschungs- und Lehrpensums, die eine entsprechende Tiefe in einigen Bereichen unmöglich machte. Sein Biograph Carl Friedrich Philipp von Martius (1794-1868) behauptet, dass Link, wenn er „sich ausschliesslich der Chemie zugewendet“ hätte „als ein Stern erster Grösse in dieser Wissenschaft glänzen würde“;<sup>41</sup> umgekehrt wäre die Beschränkung auf die biologischen Disziplinen für seinen Nachruhm in diesen Fächern gewiss genauso förderlich gewesen.

Der Lehrstuhl für Naturgeschichte von Link sollte nach dessen Wegberufung 1811 zunächst dem Jenaer Professor Lorenz Oken (1779-1851) angeboten werden,<sup>42</sup> einem Forscher, der selbst schon früh den Biologiebegriff von Treviranus aufgegriffen, aber dann im Sinne der romantischen Naturforscher für den Gesamtorganismus der Natur verwendet hatte.<sup>43</sup> Zu diesem Zeitpunkt hatte er sein sehr einflussreiches dreibändiges „Lehrbuch der Naturphilosophie“ abgeschlossen, doch gerade mit Okens naturphilosophischen Schriften begründete die Medizinische Fakultät ihre Ablehnung seiner Berufung nach Rostock.<sup>44</sup> Nachdem diese konzeptuelle Neuausrichtung hin zu einer romantischen Biologie gescheitert war, wurden im Zuge von Neuberufungen die von Link vertretenen Fächer aufgeteilt: Botanik und Zoologie wurden von dem 1812 berufenen Ludolph Christian Treviranus (1779-1864)<sup>45</sup> gelehrt, Chemie (und Pharmazie) wurden fortan von Gustav P. S. Mähl (1789-1833)<sup>46</sup> vertreten.

In der Geschichte der Rostocker Universität gilt diese Neubesetzung des Linkschen Lehrstuhls 1811/12 als der Wendepunkt, quasi die lokale Geburtsstunde der Biologie, da der neuberufene Fachvertreter nun nicht mehr die Naturgeschichte im ganzen Umfang, d.h. mit Einschluss der Mineralogie, zu vertreten hatte und er überdies auch nicht noch weitere Fächer, wie Link zuvor die Che-

---

<sup>40</sup> Vgl. *Pommer*, Heinrich Friedrich Link, 2008.

<sup>41</sup> *Martius*, Heinrich Friedrich Link, Akademische Denkreiden, 1866, 287.

<sup>42</sup> *Sens*, Der Naturforscher, 1995, 189.

<sup>43</sup> *Kai Torsten Kanz*, „...die Biologie als die Krone und oder der höchste Strebepunct aller Wissenschaften.“ Zur Rezeption des Biologiebegriffs in der romantischen Naturforschung (Lorenz Oken, Ernst Bartels, Carl Gustav Carus), in: *NTM* 15, 2006, 77-92, hier 81-83.

<sup>44</sup> *Braun*, Zoologie, 1891, 20; *Sens*, Der Naturforscher, 1995, 202.

<sup>45</sup> Vgl. *Ernst Wunschmann*, Treviranus, Ludolph Christian, in: *Allgemeine deutsche Biographie* 38, 1894, 588-591.

<sup>46</sup> Vgl. *Guntau*, Chemische Ideen, 1989, 77 f.

mie, lehren musste. Für den neuzugeschnittenen Lehrstuhl für Botanik und Zoologie wurde mit Ludolph Christian Treviranus zudem ein Forscher gewonnen, dessen Bruder Gottfried Reinhold Treviranus gerade zehn Jahre zuvor die Biologie konzeptuell begründet hatte, was freilich immer wieder zu Verwechslungen der Brüder geführt hat.<sup>47</sup> Treviranus hatte zuvor als Professor am Gymnasium in Bremen gewirkt und sich durch botanische Publikationen einen Namen in der Wissenschaft erworben. So gelten seine „phytotomischen und physiologischen Arbeiten“ als sein Hauptverdienst „um die Fortschritte der Botanik“.<sup>48</sup> Ähnlich wie Link bearbeitete er durchaus physiologische Grundprobleme der Botanik, blieb aber noch in seiner klassischen „Physiologie der Gewächse“ (Treviranus 1835-1838) dem zu dieser Zeit längst veralteten Konzept einer Lebenskraft verbunden und behauptete sogar noch das „Vorhandensein einer Lebensmaterie“.<sup>49</sup>

Auch Treviranus' Nachfolger Heinrich Gustav Flörke (1764-1835), der 1816 von Berlin nach Rostock berufen wurde, und Johann August Christian Roeper (1801-1885), der in Rostock studiert hatte und 1836 von Basel zurückberufen wurde, vertraten die beiden „organischen Naturreiche“ in der Lehre in Personalunion (Roeper bis 1869, dann nur noch Botanik), sind aber ebenfalls in erster Linie als Botaniker forschend tätig gewesen. Roeper hat vornehmlich morphologische Studien zu einzelnen Pflanzengruppen vorgelegt, ferner lieferte er Beiträge zur mecklenburgischen Flora.<sup>50</sup> Als gebürtige Mecklenburger gaben Flörke und Roeper Rostock mehr das Gepräge einer „Landesuniversität“ und erlangten wissenschaftlich keine „so große Bedeutung wie ihre Vorgänger“.<sup>51</sup>

Die Zoologie fristete lange Zeit ein eher stiefmütterliches Dasein, denn sowohl für Link wie auch für seine Nachfolger Treviranus, Flörke und Roeper war die Botanik die eigentliche „*scientia amabilis*“. Neben ihnen wirkte noch als Lehrer für beide organische Fächer der Privatdozent Adolf Christian Siemssen (1768-1833), der sich besonders um die akademische Naturaliensammlung verdient gemacht hat. In der Zoologie stechen seine frühen Monographien über „Die Fische Meklenburgs“ (1794) und ein „Handbuch zur systematischen Kenntniß der Meklenburgischen Land- und Wasservögel“ (1794) heraus, die ihm den Beinamen „Vater der Mecklenburgischen Thierkunde“<sup>52</sup> eingebracht

<sup>47</sup> Vgl. *Rektor der Universität Rostock* (Hrsg.), 575 Jahre Universität Rostock. Mögen viele Lehrmeinungen um die eine Wahrheit ringen. Rostock 1994, 238.

<sup>48</sup> Wunschmann, Treviranus, 1894, 590.

<sup>49</sup> Ebd., 591.

<sup>50</sup> Vgl. Richter et al., Die Entwicklung der Botanik, 1968, 266.

<sup>51</sup> Thomas Reiske, Zur Geschichte der Botanik an der Rostocker Universität von 1792 bis 1885. Thesen zur Dissertation A. Diss. Univ. Rostock 1990, 2.

<sup>52</sup> Braun, Zoologie, 1891, 18; Karl Ernst Hermann Krause, Adolf Christian Siemssen, in: Allgemeine deutsche Biographie 34 (1892), 215.

haben. Trotz großen Fleißes und vielfältiger schriftstellerischer Aktivitäten erreichte er jedoch nie den Rang eines Professors. Erst nach dem Tode Flörkes kam es ab (1837-)1838 zu einer von der Botanik unabhängigen Vertretung der Zoologie durch Hermann Stannius (1808-1883), der u. a. durch Beiträge zur Anatomie der Fische (1839)<sup>53</sup> hervorgetreten ist. Die institutionelle Trennung der Zoologie von der Botanik erfolgte aber erst 1865 mit der Berufung von Franz Eilhard Schulze (1840-1921) zum Extraordinarius für vergleichende Anatomie, der dann 1871 zum Ordinarius für Zoologie und vergleichende Anatomie aufstieg.<sup>54</sup> In der Lehre wechselte die von Roeper gehaltene Vorlesung über „Allgemeine Zoologie“ ab dem Sommersemester 1870 zu Schulze,<sup>55</sup> der freilich 1873 einen Ruf nach Graz und dann später nach Berlin annahm.

Insgesamt verlief die Etablierung der biologischen Disziplinen an der Rostocker Universität ebenso wie an fast allen anderen Hochschulen im deutschen Sprachraum. Nach der Etablierung eines Lehrstuhls für Naturgeschichte erfolgte, zeitlich in der Regel von der Wegberufung oder Emeritierung des Amtsinhabers abhängig, eine Aufspaltung bzw. Innendifferenzierung des Fachgebietes in Botanik und Zoologie, und dann noch weiter in Pflanzenphysiologie und diverse Fachgebiete. Die Spezialforschung in einer biologischen Disziplin dominierte über generellen Fragestellungen, wie sie vor allem Heinrich Friedrich Link in seinen ersten Jahren noch verfolgte, und auch Ludolph Christian Treviranus ließ die Gelegenheit verstreichen, den großen programmatischen Entwurf einer „Biologie oder Lebenslehre“, den sein außerhalb der Universität als Arzt tätiger Bruder Gottfried Reinhold Treviranus so kühn skizziert hatte, dann gleichfalls im akademischen Curriculum zu etablieren.

Aber auch die Chance der Akzeptanz der großen vereinheitlichenden Theorie der Biologie, der Abstammungslehre Charles Darwins (1809-1882), wurde in Rostock verpasst, da Johannes Roeper „aus seiner tief religiös-christlichen Grundhaltung“<sup>56</sup> weiterhin am althergebrachten Dogma der Artkonstanz festhielt und sich mit seiner in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ publizierten Rektoratsrede „Die Darwin'sche Theorie“<sup>57</sup> auch öffentlich als Gegner der Evolutionstheorie positionierte. Hierin zitierte er seitenlang wörtlich aus Darwins „Blendlehre“;<sup>58</sup> Roeper hielt zwar die Vorstellung einer Abstammung der Arten für

---

<sup>53</sup> Vgl. Jürgen Burmeister/Emil Ehler, Die „Symbolae ad anatomiam piscium“ (Beiträge zur Anatomie der Fische) von H. Stannius (1839) in heutiger Sicht. Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Mathematisch-naturwissenschaftliche Reihe 17 (1/2), 1968, 195-197, 196.

<sup>54</sup> Thomas Reiske, Zur Geschichte der Botanik, Diss., 1990, 2.

<sup>55</sup> Braun, Zoologie, 1891, 32.

<sup>56</sup> Reiske, Zur Geschichte der Botanik, Diss., 1990, 4.

<sup>57</sup> Johannes Roeper, Die Darwin'sche Theorie. Eine Rectoratsrede. Berlin 1864.

<sup>58</sup> Ebd., 7.

„denkbar“<sup>59</sup>, die naturwissenschaftlichen Fakten sprächen aber gegen eine solche Hypothese. Er sparte nicht mit höhnischer Kritik am „englische[n] Naturphilosophaster“<sup>60</sup>, könne aber aus Mangel an Zeit nicht auf alles „mit verdientem Spotte näher“<sup>61</sup> eingehen. Erst im höheren Alter (1873) anerkannte Roeper die Veränderlichkeit der Arten, blieb aber „erklärter Darwin-Gegner“<sup>62</sup>, da er weiterhin an der Selektionstheorie zweifelte und Vorbehalte gegen die Einbeziehung des Menschen in die Evolutionstheorie hegte.

## Disziplinäre Entwicklung im Ausland

Im Ausland, speziell in England, verlief die Entwicklung hin zu einer Disziplin Biologie durchaus schneller als in den deutschsprachigen Ländern. Dabei kam es hier in den 1870er Jahren sozusagen zur disziplinären Etablierungsphase der Biologie, die es ermöglicht, von einem stabilen Sozialsystem zu sprechen. Voraussetzung hierfür waren die Umwidmung einer Professur, entsprechende Lehrer-Schüler-Beziehungen, die zur Einrichtung weiterer Lehrstühle führte, sowie die Publikation von für die beginnende Disziplin zentralen Lehrbüchern.

Die entscheidende Figur bei der Etablierung der Biologie als Disziplin in England war der Naturforscher Thomas Henry Huxley (1825-1895). Hatte er sich noch 1856 für die Beibehaltung von „General Natural History“ und gegen den Begriff „Biology“ ausgesprochen, weil dieser zu sehr falsch benutzt worden sei,<sup>63</sup> so änderte er seine Meinung später grundlegend und wurde zum entschiedensten Befürworter einer Wissenschaft vom Leben unter dem Titel Biologie. Eine inhaltliche Veränderung war für ihn damit nicht unbedingt verbunden, denn er spricht noch 1875 von „Naturgeschichte, oder wie wir jetzt sagen, Biologie“.<sup>64</sup> Für die Frage der Disziplinbildung ist nun wesentlich, dass Huxleys eigene Position am Naturhistorischen Museum in London im Jahre 1881 von „Lecturer in General Natural History“ umbenannt wurde in „Professor of Biology“.<sup>65</sup> Denn diese symbolträchtige Umwidmung des Lehrstuhls blieb nicht die einzige; in den 1870er und 80er Jahren wurden insgesamt sechs solche eigenständigen Biologieprofessuren in England geschaffen und teils mit Huxleys

---

<sup>59</sup> Ebd., 14.

<sup>60</sup> Ebd., 19.

<sup>61</sup> Ebd., 23.

<sup>62</sup> Reiske, Zur Geschichte der Botanik, Diss., 1990, 5.

<sup>63</sup> T. H. Huxley, Lectures on General Natural History. [Lecture II.] The Medical Times and Gazette 12, 1856, 429-432, 481-484, hier 429.

<sup>64</sup> Thomas Henry Huxley, Leitfaden für praktische Biologie. Mit Bewilligung des Verfassers in das Deutsche übertragen von Oskar Thamhayn. Stuttgart 1881, VII.

<sup>65</sup> Adrian Desmond, Redefining the X Axis: „Professionals,” „Amateurs” and the Making of Mid-Victorian Biology – A Progress Report, J. Hist. Biol. 34, 2001, 3-50, hier 33.

Schülern besetzt.<sup>66</sup>

Von England, Frankreich und Amerika aus entwickelte sich ab den 1870er Jahren auch ein zweites Kriterium, das wir für die Disziplinbildung von Biologie als entscheidend ansehen können. In diesen Ländern erschienen die ersten Lehrbücher für das neu formierte Fachgebiet. Unter dem Titel „Introduction to the study of biology“ publizierte H. Alleyne Nicholson (1844-1899) erstmals 1872 ein dann mehrfach aufgelegtes und auch in Amerika benutztes relativ knappes Werk. Nicholson, der zunächst in Edinburgh und dann im kanadischen Toronto unterrichtet hatte, griff dabei auf seine bereits vorliegenden Kompendien zur Naturgeschichte und Zoologie zurück. Für den Gebrauch bei biologischen Praktika geplant war „A course of practical instruction in elementary biology“, 1875 verfasst von Huxley und seinem Mitarbeiter Henry Newell Martin (1848-1896). Hierin wurden dreizehn Modellorganismen (von der Hefe über Farn und Bohne bis hin zum Frosch) vorgestellt, anhand derer in einem biologischen Praktikum Lebensvorgänge studiert werden konnten.<sup>67</sup> In Frankreich war es Charles Letourneau (1831-1902), der 1876 ein Buch mit dem Titel „La biologie“ vorlegte, das bis 1884 drei Auflagen erlebte. Es war allerdings mehr im Stil einer „physiologie générale“<sup>68</sup> verfasst und grenzte sich damit bewusst von Biologie im Sinne einer Wissenschaftsgruppe ab. In den USA waren es die renommierten Naturforscher William T. Sedgwick (1855-1921), Professor der Biologie am MIT in Boston, und Edmund B. Wilson (1856-1939), Professor der Zoologie am Columbia College in New York, die 1886 „An Introduction to General Biology“ vorlegten, die mehrfach aufgelegt und sogar am Vorabend des Ersten Weltkriegs noch ins Deutsche übertragen wurde. Sie verstanden unter allgemeiner Biologie „eine allgemeine Einführung in das Gesamtgebiet der Biologie“.<sup>69</sup>

Im deutschsprachigen Raum wurden erst ab den 1880er Jahren, und zunächst nur in Übersetzung, Lehrbücher der Biologie publiziert. Huxleys „Leitfaden der praktischen Biologie“, in deutscher Übersetzung 1881 erschienen, deckte allerdings nicht das Gesamtgebiet der Lebenswissenschaft ab.<sup>70</sup> Man kann deshalb die „Vorlesungen über elementare Biologie“ (1895) des Huxley-Schülers Thomas Jeffery Parker (1850-1897), der als Professor der Biologie in Neuseeland wirkte, als erstes deutschsprachiges Lehrbuch bezeichnen, dem erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine ganze Reihe von selbständig erarbeiteten deutschen Kompendien für den Schul- und Universitätsbetrieb folgen sollten. 1907 erschien der „Leitfaden für den biologischen Unterricht in den oberen Klassen der

---

<sup>66</sup> Vgl. ebd.

<sup>67</sup> Huxley, Leitfaden, 1881.

<sup>68</sup> Charles Letourneau, La biologie, Paris 1876, V.

<sup>69</sup> William T. Sedgwick/Edmund Beecher Wilson, Einführung in die allgemeine Biologie. Leipzig/Berlin 1913, 10.

<sup>70</sup> Huxley, Leitfaden, 1881.



Höheren Schulen“ von Karl Kraepelin (1848-1915), der dann unter dem Titel „Einführung in die Biologie“ noch vielfach aufgelegt wurde, 1909 die „Grundzüge der Biologie“ von Johannes Reinke (1849-1931), 1911 das „Lehrbuch der Biologie für Hochschulen“ von Moritz Nussbaum (1850-1915) und anderen sowie 1915 die „Allgemeine Biologie“ von Paul Kammerer (1880-1926). Somit konnte sich im deutschen Sprachraum erst im Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine Reihe von Lehrbüchern auf dem Buchmarkt etablieren, von denen viele noch weitere Auflagen erleben sollten.

Das Zeitschriftenwesen betreffend wurde in den Jahren 1843-1850 ein separater „Jahresbericht über die Fortschritte in der Biologie“ verlegt (im Rahmen eines medizinischen Referateorgans), das erste eigentliche Periodikum mit dem Titel „Biologie“ waren dann die seit 1850 in Paris erscheinenden „Comptes rendus des séances et mémoires de la Société de Biologie“. Die erste deutschsprachige „Zeitschrift für Biologie“ erschien unter diesem Namen seit 1865. Im *Prospectus* zum ersten Band wird als Gegenstandsbereich von Biologie „das ganze physische Geschehen an den Organismen“ verstanden, methodisch sei „Biologie wesentlich eine erklärende und nicht bloss beschreibende Wissenschaft“, <sup>71</sup> weshalb Aufsätze aus letzterem Bereich ausgeschlossen wurden. Seit 1880 gab es die „Archives de biologie“, die Eduard van Beneden (1846-1910) in Brüssel herausgab; doch war hier kein programmatischer Neuanfang geplant, van Beneden rechtfertigt den Titel „Biologie“ nicht näher, sondern will in erster Linie eine Zeitschrift für die Scientific community von Belgien etablieren. Der Inhalt zeigt – wie schon bei dem Journal der Société de Biologie und der „Zeitschrift für Biologie“ –, dass hier der Begriff im Wesentlichen ein Substitut für Physiologie unter Ausschluss der Naturgeschichte darstellte. Ab 1881 erschien dann das „Biologische Centralblatt“, zunächst herausgegeben von dem Erlanger Physiologen Isidor Rosenthal (1836-1915) und anderen, das für die nächsten mehr als fünfzig Jahre das zentrale Aufsatz- und Referateorgan für die biologischen Disziplinen darstellen sollte, während seine Bedeutung nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund der deutschen Teilung und der internationalen Konkurrenz zurückging.

## **Zusammenfassung**

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert führten die vereinten Bemühungen zahlreicher Ärzte und Naturforscher zu einer verstärkten Beschäftigung mit der Entität „Leben“, die nun auch in eine disziplinäre Struktur eingebunden werden sollte. Hatte Gottfried Reinhold Treviranus 1802 eine eigenständige wissen-

---

<sup>71</sup> *Anonymus*, *Prospectus*. *Zeitschrift für Biologie* 1, unpag., 1865.

schaftliche Disziplin unter dem Titel „Biologie oder Lebenslehre“ vorgeschlagen, die insbesondere aus Anatomie, Physiologie und Naturgeschichte zu generieren sei, so blieben diese zukunftsweisenden Ideen nicht ohne Widerhall, ihre disziplinäre Umsetzung erlebten sie gleichwohl im gesamten 19. Jahrhundert in Deutschland noch nicht. Vielmehr stritten sich die medizinische Teildisziplin Physiologie und die zunächst nur als Vision existierende Biologie darum, wer zu Recht den Namen der „Wissenschaft vom Leben“ tragen dürfe. Aus dieser Wissenschaft, möchte man sie nennen, wie man wollte, wurden mit einer gewissen unreflektierten Selbstverständlichkeit die Lebewesen selbst ausgeschlossen, für die weiterhin das traditionelle Lehr- und Forschungsgebiet Naturgeschichte zuständig blieb.

Die Jahrzehnte ab dem Aufkommen der Lebenskraftlehren um 1770 bilden für die Betrachtung der disziplinären Entwicklung der Biologie so etwas wie die Initialphase, in der erste Überlegungen für eine eigenständige Wissenschaft vom Leben formuliert wurden. Die Konstituierungsphase kann man mit den drei vereinheitlichenden biologischen Theorien – der Zell- (1838/39), Evolutions- (1859) und Vererbungstheorie (1866) – ansetzen, wobei die beiden letzteren ja erst um 1900 zu allgemeiner Akzeptanz gelangten bzw. wiederentdeckt wurden. Die eigentliche Etablierungsphase der Biologie als sozial stabiles System der Reproduktion biologischen Wissens begann in England in den 1870er Jahren und setzte sich von dort aus im angelsächsischen Raum fort; in Deutschland war diese Entwicklung erst im frühen 20. Jahrhundert zu beobachten.

In vergleichender Betrachtung wird aus dem dargestellten Verlauf der Disziplingenese innerhalb der Biologie klar, dass hier ein atypischer Vorgang zu beobachten ist: Während die Ebene von der Disziplin „Naturgeschichte“ hin zu Botanik und Zoologie sowie dann weiter zu einzelnen Subdisziplinen wie Pflanzenphysiologie oder Entomologie einem klassischen Modell der disziplinären Innendifferenzierung folgt, liegt der Fall bei der „Biologie“ selbst anders. Hierbei handelt es sich ja um einen generalisierenden Wissenschaftsterminus, entsprechend von Physik und Chemie. Da es – im Gegensatz zu diesen traditionellen Lehrgebieten – eine Disziplin Biologie nicht gegeben hatte und allenfalls im 20. Jahrhundert Ansätze hierzu erkennbar sind, verlief der Prozess der Disziplingenese der Biologie offenbar grundsätzlich anders, als der der Physik oder Chemie. Während bei diesen Fächern eine disziplinäre Innendifferenzierung aus dem ursprünglich einheitlichen Lehrgebiet „Naturlehre“ in Physik und Chemie erfolgte, die dann im Verlauf des 19. Jahrhunderts weiter verfeinert wurde und zu Subdisziplinen wie mathematischer (theoretischer) Physik oder physikalischer Chemie führte, gilt dies in den biologischen Wissenschaften nur für die Lehrgebiete „Naturgeschichte“ und „Physiologie“, jedoch nicht für die „Biologie“ selbst.

Die disziplinäre Genese von „Biologie“ stellt im Vergleich mit anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen (z. B. Chemie, Physik) sicherlich ein Sonder-

modell dar, das mit der herkömmlichen Begrifflichkeit von „Ausdifferenzierung der Wissenschaft“ bzw. „Innendifferenzierung des Wissenschaftssystems“<sup>72</sup> nur unzureichend beschrieben werden kann. Was noch als Problem übrig bleibt, ist die Frage nach dem Verhältnis der Biologie zu ihren Einzeldisziplinen. Da die Herausbildung von Botanik und Zoologie aus der Naturgeschichte nirgends über eine Zwischenstufe Biologie erfolgte, kommen wir nicht umhin – will man diese beiden eigenständigen Fächer nicht zu Subdisziplinen degradieren –, Biologie selbst nur mehr als „Gesamtwissenschaft“,<sup>73</sup> „Sammelnamen“,<sup>74</sup> „Wissenschaftsgruppe“<sup>75</sup> oder „Metadisziplin“<sup>76</sup> für „die biologischen Disziplinen“ (oder, wie heute vielleicht üblicher, „die Biowissenschaften“ oder „Lebenswissenschaften“) zuzulassen. Ganz in diesem Sinne hat auch Ernst Mayr „Biologie“ nur als „Oberbegriff“<sup>77</sup> verstanden, sie „umfaßt alle Disziplinen, die sich der Erforschung lebender Organismen widmen. Man bezeichnet diese Disziplinen gelegentlich auch als ‚Lebenswissenschaften‘ (*life sciences*) – ein brauchbarer Begriff, der die Biologie gegen jene Wissenschaften abgrenzt, die sich mit der unbelebten Welt beschäftigen. Die Sozialwissenschaften, Politikwissenschaft, Militärwissenschaft und viele weitere umfassen wiederum andere systematisierte Wissensgebiete [...]“.<sup>78</sup>

---

<sup>72</sup> Rudolf Stichweh, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890. Frankfurt am Main 1984, 40.

<sup>73</sup> Ernst Haeckel, Generelle Morphologie der Organismen. Erster Band. Berlin 1866, 10.

<sup>74</sup> Walter Baron, Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert und ihre geistesgeschichtlichen Voraussetzungen, in: Technikgeschichte 33, 1966, 307-328, hier 310.

<sup>75</sup> Jahn, Untersuchungen, 1978, 65.

<sup>76</sup> Kanz, Von der BIOLOGIA zur Biologie, 2002, 27.

<sup>77</sup> Ernst Mayr, Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens. Heidelberg 1998, 168.

<sup>78</sup> Ebd., 49.



Johannes Büttner

## **Physiologische Chemie – Chemische Vorgänge im lebenden Organismus erforschen**

### **Einleitung**

Die Physiologische Chemie, über deren Entwicklung ich Ihnen berichten möchte, erforscht die Stoffe und ihre chemischen Reaktionen in lebenden Organismen. Sie ist eine „Chemie des Lebens“. Viele dieser „organischen“ Stoffe hat der Mensch im Laufe seiner Entwicklung kennen und praktisch zu nutzen gelernt. Alchimisten und später Chemiker bemühten sich, Stoffe des Pflanzen- und des Tierreiches eingehender zu untersuchen. Seit dem 16. Jahrhundert war die „Zerlegung durch Feuer“, die man auch „trockne Destillation“ nennt, die wichtigste analytische Methode. Sie eignete sich jedoch wenig für die Untersuchung der empfindlichen Stoffe aus Pflanzen und Tieren. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts kam eine neue Technik zur Anwendung. Man versuchte unter Verwendung von Lösungsmitteln und Fällungsreagentien „organische Stoffe“ in reiner und möglichst kristallisierter Form darzustellen. Mit dieser Methode wurden rasch zahlreiche neue Stoffe aus dem Pflanzen- und Tierreich isoliert. Man sprach von den „näheren Bestandteilen“ und unterschied sie von den „ferneren Bestandteilen“, die bei weiterer Zerlegung gebildet werden.

### **Verbrennungsvorgänge**

Die moderne „Chemie der Lebens“ beginnt mit Antoine Laurent Lavoisier (1743-1794). Wir müssen deshalb über seine Arbeiten zur Physiologischen Chemie hier sprechen, auch wenn sie bereits im 18. Jahrhundert entstanden sind. Am Anfang stehen Lavoisiers Untersuchungen über die Verbrennung, die er 1772 begonnen hatte.<sup>1</sup>

Unter Verwendung eines von Stephen Hales (1677-1761) beschriebenen Verbrennungsapparates, mit welchem sich Gase bei Verbrennungsvorgängen auffangen und messen lassen, konnte Lavoisier zeigen, dass sich bei der Verbrennung von Quecksilber ein Bestandteil der Luft, der etwa 1/5 ausmacht, mit dem Metall verbindet.<sup>2</sup> Erhitzt man das gebildete Quecksilberoxid, so wird diese „fluide élastique“, wie Lavoisier Gase nannte, wieder freigesetzt. Joseph Priestley (1733-1804) hatte dieses Gas kurz zuvor ebenfalls durch Erhitzen von

---

<sup>1</sup> *Frederic Lawrence Holmes*, Antoine Lavoisier: the next crucial year; or, the sources of his quantitative method in chemistry. Princeton/New Jersey 1998.

<sup>2</sup> *Stephen Hales*, Statical Essays: Containing Haemasticks. Vol. II. London 1733.

Quecksilberoxid erhalten und im Sinne der alten Phlogiston-Lehre als „dephlogisticated air“ bezeichnet. Da Tiere und Menschen dieses Gas zum Atmen brauchen, nannte Lavoisier es „air éminemment respirable“ oder „air pur“. Später prägte er die Bezeichnung „oxygène“ (Sauerstoff), da er der Meinung war, dass aus der Verbindung von Stoffen mit Sauerstoff immer Säuren entstehen.

Bemerkenswert an diesen Versuchen ist vor allem, dass Lavoisier aus den Einzelbeobachtungen verschiedener Chemiker sowie seinen eigenen Befunden eine schlüssige Theorie des Verbrennungsvorganges und der Oxidation entwickelte, welche er der Phlogiston-Lehre von Georg Ernst Stahl (1660-1734) entgegensetzte. Bei der Verbrennung entweicht nicht – wie Stahl gelehrt hatte – das Phlogiston, sondern es verbindet sich ein Bestandteil der Luft, „oxygène“ genannt, mit dem brennenden Stoff. Bei diesen Versuchen bediente sich Lavoisier konsequent der quantitativen Arbeitsmethode, d.h., alle bei chemischen Vorgängen sich ändernden Größen wurden gemessen.

Für die Entwicklung der Physiologischen Chemie war besonders Lavoisiers Arbeit über die elementare Zusammensetzung organischer Stoffe von großer Bedeutung. Er hatte reine Stoffe (Alkohol, Olivenöl und Bienenwachs) mit Sauerstoff verbrannt und entstehendes Wasser und „air fixe“ (Kohlendioxid) gemessen. Er stellte fest, dass die untersuchten Stoffe aus unterschiedlichen Anteilen von Kohlenstoff und Wasserstoff sowie Sauerstoff bestehen.<sup>3</sup> Claude-Louis Berthollet (1748-1822) hat kurz darauf mit einer anderen Methode gezeigt, dass tierische Materialien auch noch Stickstoff (azote) enthalten.<sup>4</sup> Damit war ein Weg aufgezeigt, die Zusammensetzung von organischen Verbindungen durch Analyse der bei der Verbrennung entstehenden Gase quantitativ zu ermitteln. Die geschilderten Entdeckungen Lavoisiers, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur Verbrennungs- oder Elementaranalyse organischer Verbindungen weiterentwickelt wurden, schufen eine methodische Grundlage, auf der die „Chemie des Lebens“, die Physiologische Chemie, entstehen konnte.

Einige Jahre später nahm Lavoisier seine Experimente zur tierischen Atmung wieder auf, um der Frage nach der Entstehung tierischer Wärme durch den Verbrennungsvorgang im Organismus nachzugehen. Zusammen mit dem Physiker Pierre Simon Laplace (1749-1827) baute er ein Kalorimeter, bei dem das Schmelzen von Eis zur Messung der gebildeten Wärme benutzt wurde. Brennende Holzkohle bzw. ein lebendes Tier wurden in eine Kammer dieses Kalorimeters gebracht und die gebildete Wärmemenge gemessen. Das entstehende Kohlendioxid sowie die Abnahme des Sauerstoffs in der Luft wurden ebenfalls

---

<sup>3</sup> [Antoine Laurent] Lavoisier, *Mémoire sur la combinaison du principe oxygène, avec l'esprit-de-vin, l'huile, & différent corps combustibles*. Histoire de l'Académie royal des sciences [Paris] [Mémoires] Année 1784 (1787), 593-608. Oeuvres, II, 586-600.

<sup>4</sup> Claude Louis Berthollet, *Analyse de l'alkali volatil*. Histoire de l'Académie royal des sciences [Paris] [Mémoires] Année 1785 (1788), 316-326 (lu 11 Juin 1785).

quantitativ erfasst.<sup>5</sup> Lavoisier und Laplace kamen zu dem Ergebnis, dass bei der Atmung wie bei der Verbrennung der Kohle Kohlendioxid gebildet und Wärmeenergie frei wird. Den Bildungsort der tierischen Wärme im lebenden Körper vermuteten Lavoisier und Laplace in der Lunge.

## Respiration und tierische Wärme

Eine dritte Serie von Experimenten zur Frage der Respiration und der tierischen Wärme führte Lavoisier um 1790 zusammen mit Armand Seguin (1767-1835) durch.<sup>6</sup> Diesmal ging es um die Messung von Sauerstoffaufnahme und Kohlendioxidabgabe sowie der Körpertemperatur in Ruhe und körperlicher Aktivität bei Mensch und Tier (Abb. 1). Als Ergebnis formulierten die Autoren: „Bei der

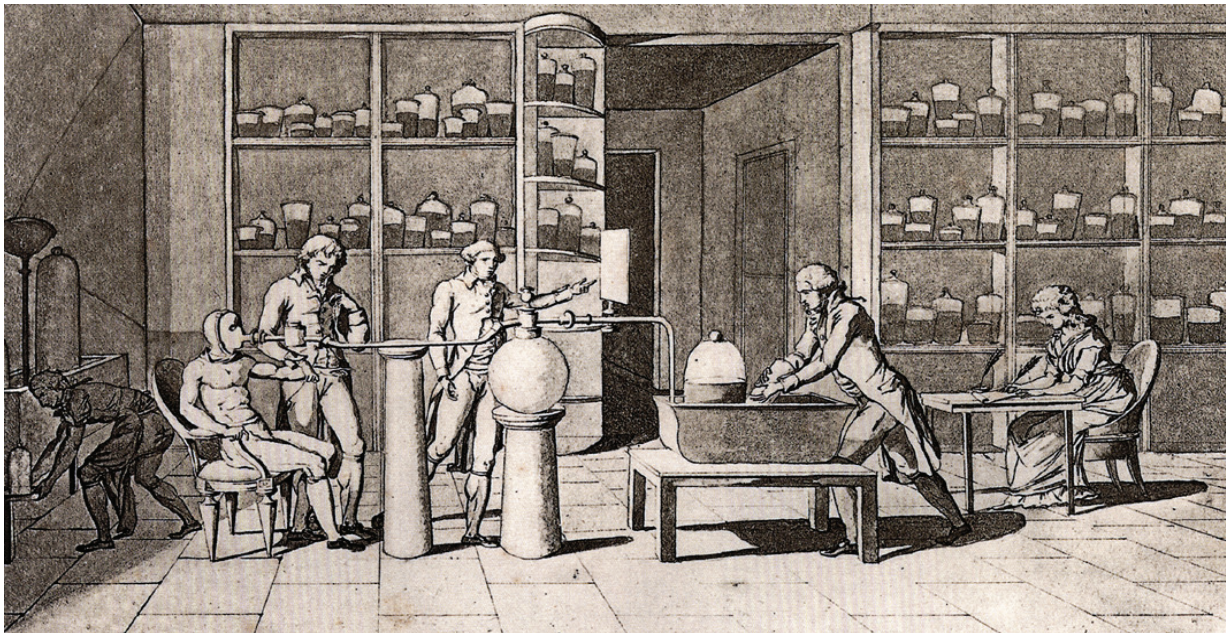


Abb. 1: Lavoisier bei einem Respirations-Experiment.  
Ermittlung von O<sub>2</sub>-Verbrauch und CO<sub>2</sub>-Bildung.

*Atmung wie bei der Verbrennung liefert die atmosphärische Luft Oxygène (Sauerstoff) und Wärme, aber bei der Atmung ist es die Substanz des Tieres selbst, welche das verbrennbare Material liefert.“* In einer weiteren Studie untersuchten Lavoisier und Seguin die Wasserdampfabgabe durch die Atmung und die Haut, die Transpiration, die Santorio Santorio (1561-1636) 1614 durch Wägung

<sup>5</sup> [Antoine Laurent] Lavoisier/[Pierre-Simon de] Laplace, Mémoire sur la chaleur. Histoire de l'Académie royal des sciences [Paris] [Mémoires] Année 1780 (1784), 355-408.

<sup>6</sup> [Armand] Seguin/[Antoine Laurent] Lavoisier, Premier mémoire sur la respiration des animaux. Histoire de l'Académie royal des sciences [Paris] [Mémoires] Année 1790 (1797), 601-612.



zuerst gemessen hatte.<sup>7</sup>

Mit Lavoisiers Erkenntnis der Zusammensetzung organischer Stoffe aus nur wenigen Elementen war eine Basis geschaffen für die systematische chemische Untersuchung der Stoffe des Pflanzen- und Tierreiches. Für die praktische Realisierung war die bereits erwähnte Technik der Darstellung reiner Stoffe durch Lösungsmittel und Fällungsreagentien und die Elementaranalyse eine wichtige Voraussetzung.

### Chemische Affinität und Lebenskraft

*Diejenige innere Kraft, welche die Bande der chemischen Verwandtschaft auflöst, und die freie Verbindung der Elemente im Körper hindert, nennen wir Lebenskraft.*

Alexander von Humboldt (1794)

*Diejenige Kraft, welche wir als das erste Agens im lebenden Körper ansehen müssen, ist eine chemische Kraft und ganz den Gesetzen der Verwandtschaft unterworfen.*

Jacob Fidelis Ackermann (1800)

Die bisher geschilderten Anfänge einer *Chemie des Lebens* standen – ob ausgesprochen oder nicht – unter der damals weit verbreiteten Vorstellung, eine Chemie der belebten Organismen müsse grundsätzliche Unterschiede gegenüber der „unorganischen“ Chemie zeigen. Hinweise darauf lieferte zum Beispiel die praktische Erfahrung,

dass tote organische Körper bereits nach kurzer Zeit in Fäulnis übergehen und zerfallen, während lebende Organismen über lange Zeiträume bestehen können. Die Vorstellung lag nahe, dass chemische Umsetzungen im lebenden Pflanzen- oder Tierkörper ganz anders verlaufen als im Laboratorium des Chemikers. Das führte zu der Frage, ob die chemische Affinitätslehre auch im lebenden Organismus gültig sei. In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts versuchte man deshalb eine besondere Kraft zu definieren, auf welche die Funktionen im lebenden Organismus zurückgeführt werden konnten. Nach einem Vorschlag von Friedrich Casimir Medicus (1736-1808) wurde sie als „Lebenskraft“ bezeichnet.<sup>8</sup> Inzwischen hatten aber Lavoisiers Arbeiten gezeigt, dass bestimmte physiologische Vorgänge wie die Atmung sich als chemische Prozesse verstehen ließen.

Chemiker, welche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet der organischen Chemie arbeiteten, hatten unterschiedliche Vorstellungen darüber, ob und in welcher Weise eine „Lebenskraft“ an den chemischen Vorgän-

<sup>7</sup> *Santorio Santorio, Ars Sanctorii Iustinopolitani in Patauino Gymnasio Medicinæ Theoriam ordinariam primo loco profitentis De Statica Medicina Aphorismorum Sectionibus septem comprehensa. 1. Ausgabe. Venedig 1614.*

<sup>8</sup> *Friedrich Casimir Medicus, Von der Lebenskraft. Mannheim 1774. Siehe auch: Walter Botsch, Die Bedeutung des Begriffs Lebenskraft für die Chemie zwischen 1750 und 1850. Stuttgart 1997.*

gen im lebenden Organismus beteiligt ist. Der französische Chemiker Claude Louis Berthollet, welcher die Affinitätslehre umfassend dargestellt hatte, sah die chemischen Vorgänge im Tierkörper allein als Wirkungen der chemischen Affinität.<sup>9</sup> Berzelius beschrieb die Vorgänge im lebenden Organismus zunächst als Wirkung einer Lebenskraft. Später aber warnte er davor, unter dem Begriff „Lebenskraft“ mehr zu verstehen als eine Beschreibung der *„eigenthümlichen Umstände ... unter denen hier die allgemeinen Naturkräfte ihre Wirksamkeit ausüben“*. Die Möglichkeit einer Synthese organischer Verbindungen beurteilte er skeptisch, die Synthese des Harnstoffs, die sein Schüler Wöhler 1828 bekanntgab, sah er als einen Grenzfall an.

Liebig hatte bis zum Ende der 1830er Jahre, während seiner Arbeiten zur Organischen Chemie, den Begriff „Lebenskraft“ nicht verwendet. Erst als er begann, „die Chemie auf Physiologie und Agricultur anzuwenden“, bediente er sich dieses Begriffes, um Phänomene in belebten Organismen zu erklären. Seine Aussagen sind allerdings widersprüchlich. Mehrfach betonte er die Ähnlichkeit mit der chemischen Kraft. Dieser reduktionistische Ansatz eröffnete ihm die Möglichkeit experimenteller physiologisch-chemischer Forschung auch an lebenden Organismen. Gegen Ende der 1840er Jahre begann der vitalistische Lebenskraft-Begriff aus der Chemie wie auch der Physiologie zu verschwinden.

## Systematische Bearbeitung der organischen Chemie

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat besonders Jöns Jacob Berzelius (1779-1848) grundlegende Beiträge zur Chemie organischer Stoffe geleistet. Im Zusammenhang mit der Ausarbeitung einer Vorlesung über „Chemische Physiologie“ begann er, sich mit tierischen Stoffen zu beschäftigen. Seine Vorlesung erschien als Buch und gibt einen Überblick über den damaligen Stand der sogenannten Tierchemie.<sup>10</sup> 1810 erstattete er der Schwedischen Akademie einen entsprechenden Bericht, in welchem er auf die großen Wissenslücken hinwies, die noch bestanden. Fortschritte versprach er sich vor allem von einer engeren Verknüpfung der Chemie mit der Physiologie.

Berzelius versuchte auch organische Verbindungen, die nach Lavoisier aus wenigen Elementen (C, H, O, N) zusammengesetzt sind, in gleicher Weise zu analysieren. Mit einer neuen Methode zur Elementaranalyse, die Joseph Louis Gay-Lussac (1778-1850) und Louis Jaques Thenard (1777-1857) entwickelt hatten, gelang es Berzelius bei zahlreichen organischen Stoffen ebenfalls „definite“

<sup>9</sup> Claude Louis Berthollet, Über die Gesetze der Verwandtschaft in der Chemie (Ernst Gottfried Fischer [Übers.]) 1. deutsche Auflage. Berlin 1802.

<sup>10</sup> J[öns] Jacob Berzelius, Föreläsningar i Djurkemien. Stockholm 1806 u. 1808. 2 Teile in 1 Band: 1. Förra Delen, 2. Sednare Delen.

Proportionen festzustellen.<sup>11</sup> Für die Entwicklung der Physiologischen Chemie sind diese Untersuchungen besonders wichtig gewesen, weil sie zeigten, dass auch die organischen Verbindungen, wie sie in belebten Körpern gefunden werden, dem Gesetz der definiten Proportionen gehorchen. Das war zunächst eine offene Frage gewesen. Auch wurde verständlich, dass eine „beinahe unberechenbare Anzahl“ organischer Verbindungen möglich ist, die jeweils aus wenigen Elementen zusammengesetzt sind.

Etwa zur gleichen Zeit führte Michel Eugène Chevreul (1786-1889), ein Schüler von Nicolas Louis Vauquelin (1763-1829), systematische und wegweisende Untersuchungen über die Chemie der physiologisch-chemisch sehr wichtigen Gruppe der tierischen und pflanzlichen Fette durch.<sup>12</sup> Er erkannte die Fette als Verbindungen von Carl Wilhelm Scheeles (1742-1786) „Ölsüß“ (das er glycérine nannte) mit Fettsäuren und erklärte den Prozess der Seifenbildung aus Fetten durch Alkali als Hydrolyse. Es gelang ihm mittels fraktionierter Lösung und Kristallisation, natürliche Fette in verschiedene Verbindungen zu zerlegen. So konnte er zeigen, dass die in der Natur beobachtete Vielfalt, die dem Gesetz der konstanten Verbindungsgewichte entgegenzustehen schien, dadurch zustande kommt, dass natürliche Fette Mischungen von Fetten mit verschiedenen Fettsäureanteilen sind. Für die aus diesen Mischungen isolierten, gereinigten Fette gelten feste Proportionen.

### **Chemische Reaktionen *in vivo***

Der junge Friedrich Wöhler (1800-1882) hat 1824 untersucht, in welcher Form chemische Stoffe, nach Einbringung in den tierischen oder menschlichen Körper im Urin ausgeschieden werden.<sup>13</sup> Er fand, dass verabreichtes Jod als Jodid ausgeschieden wird und dass rotes Blutlaugensalz ( $K_3[Fe_3(CN)_6]$ ) als gelbes Blutlaugensalz ( $K_4[Fe(CN)_6]$ ) erscheint. In beiden Fällen erfolgt also im Körper eine Reduktion, d.h. ein chemischer Prozess. Nach Verabreichung von Benzoesäure fand Wöhler im Urin eines Hundes Kristalle, die er später als Hippursäure identifizierte. Damit war erstmalig die Synthese eines organischen Stoffes durch einen chemischen Prozess im tierischen Organismus nachgewiesen.

Die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gesammelten Informationen über die in Pflanzen und Tieren vorkommenden chemischen Stoffe regten

---

<sup>11</sup> Joseph Louis Gay-Lussac/Louis Jaques Thénard, *Recherches physico-chimiques*. Paris 1811. Tome second, Quatrième partie, 265-350.

<sup>12</sup> [Michel Eugène] Chevreul, *Recherches chimique sur les corps gras d'origine animale*. Paris 1823.

<sup>13</sup> [Friedrich] Wöhler, *Versuche über den Übergang von Materien in den Harn*. Zeitschrift für Physiologie. Untersuchungen über die Natur des Menschen, der Thiere und der Pflanzen. 1 (1824), 1 und 2, 125-146 und 290-317. Eine von der Medicinischen Facultät in Heidelberg gekrönte Preisschrift.

Chemiker und Mediziner an, Vorstellungen über die in lebenden Organismen ablaufenden chemischen Reaktionen zu entwickeln und experimentell zu untersuchen. Hier können nur einige wichtige Entwicklungen der „Tierchemie“ herausgegriffen werden. Zunächst stand die Verdauung im tierischen Körper im Mittelpunkt des Interesses. 1823 gelang William Prout (1785-1850) der Nachweis, dass der Magensaft, dessen saure Eigenschaft man schon früher beobachtet hatte, Salzsäure enthält.<sup>14</sup> Der Physiologe Friedrich Tiedemann (1781-1861) und der Chemiker Leopold Gmelin veröffentlichten 1826/27 eine umfassende chemische Untersuchung des Verdauungsvorgangs und der dabei ablaufenden chemischen Prozesse.<sup>15</sup> Hier sei besonders auf ihre Untersuchungen über die Galle hingewiesen, in der mehrere neue Verbindungen entdeckt wurden. Die Aufnahme, Veränderung und Abgabe von Stoffen durch den lebenden Tierkörper wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend chemisch interpretiert.

Ein ständiger Wechsel der Stoffe im lebenden Organismus wurde schon von René Descartes 1648 postuliert. Später hat sich Joseph Servatius Doutrepoint (1776-1845) eingehender mit dieser Frage beschäftigt.<sup>16</sup> Anfang des 19. Jahrhunderts setzte sich der Begriff „Stoffwechsel“ durch, 1839 auch der von Theodor Schwann (1810-1882) geprägte Ausdruck „metabolische Erscheinungen“.<sup>17</sup>

Justus [v.] Liebig (1803-1873) wurde 1824 im Alter von 21 Jahren an die Universität Gießen berufen. Er richtete dort ein chemisches Laboratorium ein, das als Unterrichts- und Forschungsstätte Weltgeltung erlangte. Zu dieser Zeit begann eine lebenslange Zusammenarbeit und Freundschaft mit Friedrich Wöhler (1800-1882). 1825 stellten beide fest, dass die Analysendaten von zwei ganz verschiedenen organischen Stoffen identisch waren: Cyansäure und Knallsäure hatten trotz ganz unterschiedlicher Eigenschaften die gleiche Zusammensetzung.<sup>18</sup> Das war nur durch die Annahme zu erklären, dass in einer organischen Verbindung die Atome in unterschiedlicher Weise aneinandergelagert sein können. Berzelius prägte hierfür den Begriff „Isomerie“.

In Gießen richtete Liebig ein großes Laboratorium ein, das den Studenten die Möglichkeit bot, selbständig experimentell zu arbeiten. Dieses Laboratorium

<sup>14</sup> Anthony M. Kasich, William Prout and the discovery of hydrochloric acid in the gastric juice. *Bulletin of the History of Medicine* 20 (1946), 340-358.

<sup>15</sup> Friedrich Tiedemann/Leopold Gmelin, *Die Verdauung nach Versuchen*. 2 Bände. Heidelberg/Leipzig 1826-1827.

<sup>16</sup> Joseph Servatius Doutrepoint, Ueber den Wechsel der thierischen Materie. *Archiv für die Physiologie* 4 (1800) 3. Heft, 460-508.

<sup>17</sup> Th[eodor] Schwann, *Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachstume der Tiere und Pflanzen*. Berlin 1839. Der Begriff „Metabolismus“ wird auf 229-254 behandelt.

<sup>18</sup> F[riedrich] Wöhler, Ueber die Zusammensetzung der Cyansäure. *Annalen der Physik und Chemie* 5 (81) (1825), 385-388. Justus Liebig/Joseph Louis Gay-Lussac, Zerlegung des knallsauren Silbers. *Kastners Archiv* II (1824), 58-91.

wurde weltweit bekannt und zog viele Chemiestudenten aus dem In- und Ausland an. Große Bedeutung hatte die Elementaranalyse, welche die Identifizierung und den Vergleich organischer Stoffe ermöglichte. Sie wurde auch wichtig für die Untersuchung chemischer Reaktionen organischer Verbindungen.

Die neuen Methoden der organisch-chemischen Analytik wurden zunehmend auch für physiologisch-chemische Fragestellungen eingesetzt. Das mögen einige Beispiele aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigen. Der Londoner Arzt William Prout, der selbst auch wesentlich zur Verbesserung der Elementaranalyse beigetragen hat, analysierte 1827 die Nahrungsmittel des Menschen.<sup>19</sup> Er schlug auf Grund seiner Analysen die heute noch gebräuchliche Einteilung in die drei Klassen „saccharine“ (heute Kohlenhydrat), „oily“ (Fett) und „albuminous“ (Eiweiß) vor.

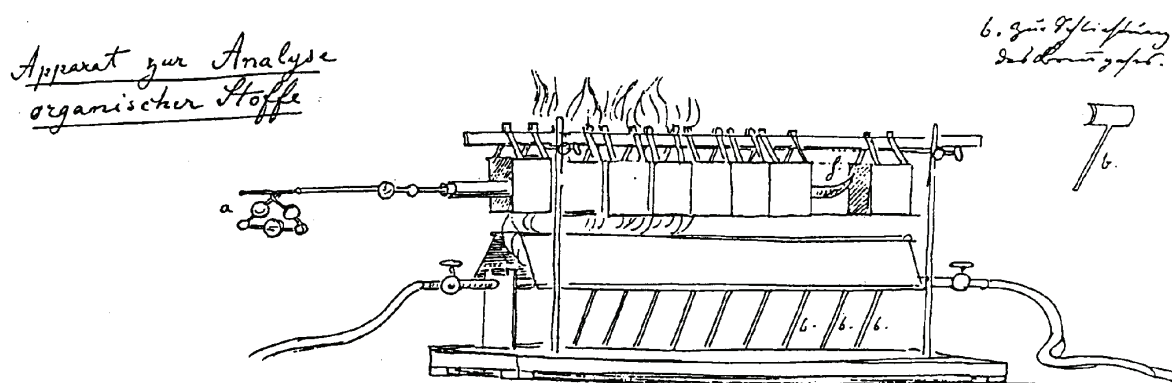


Abb. 2: Liebig's Apparat zur Elementaranalyse.  
Nach einer Zeichnung von Karl Thiersch.

### Liebig's Elementaranalyse

Die von Liebig entwickelte Methode und die Geräte der organischen Elementaranalyse (Abb. 2) erwiesen sich als schnell und außerordentlich zuverlässig.<sup>20</sup> Die quantitative Analyse auf Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff wurde mit dem Liebigschen „Verbrennungsapparat“ durchgeführt, die Stickstoffanalyse erfolgte mit einem anderen Gerät. Von Karl Thiersch (1822-1895), einem Ver-

<sup>19</sup> William Prout, On the ultimate composition of simple alimentary substances; with some preliminary remarks on the analysis of organized bodies in general. Philosophical Transactions of the Royal Society [London] 117 (1827), 355-388.

<sup>20</sup> Justus von Liebig, Anleitung zur Analyse organischer Körper. 1. Auflage. Braunschweig 1837.



wandten von Liebig, sind Zeichnungen erhalten, welche die Geräte anschaulich machen.<sup>21</sup>

Liebig und Wöhler haben mittels der Elementaranalyse in gemeinsamen Arbeiten viele chemische Reaktionen biochemisch wichtiger Stoffe untersucht. Als Beispiel seien ihre Untersuchungen über die Natur der Harnsäure angeführt. Das von ihnen benutzte methodische Prinzip bestand darin, eine chemisch unbekannte Substanz durch eine große Zahl verschiedener chemischer Reaktionen in andere Verbindungen umzuwandeln, deren Zusammensetzung ermittelt wurde. Auf diese Weise ließen sich zahlreiche „chemische Relationen“ erkennen, welche die untersuchte Substanz zu charakterisieren vermochten. Der Chemiker muss prüfen, wie Liebig es ausdrückte, „*welche Elemente hinzu-, welche ausgetreten sind, um die Verwandlung einer gegebenen Verbindung in eine zweite und dritte zu bewirken oder überhaupt möglich zu machen*“.<sup>22</sup> Für dieses Vorgehen war damals die konsequente Anwendung der organischen Elementaranalyse die einzige analytische Methode. Sie diente nicht nur zur Charakterisierung und eindeutigen Unterscheidung der erhaltenen Reaktionsprodukte. Die ermittelte Formel wurde auch als Beschreibung der „Constitution“ einer Verbindung verstanden. Vor allem aber gestattete sie, die „Relationen“ zwischen dem Ausgangsstoff und dem gebildeten Produkt chemisch zu erfassen und Reaktionsgleichungen aufzustellen.

Erwähnt werden müssen auch die Arbeiten von Gerrit Jan Mulder (1802-1880) über die Eiweiß-Stoffe, bei deren Untersuchung die Grenzen der damaligen analytischen Methodik deutlich wurden. Mulder leitete aus seinen Analysen ab, dass pflanzliche und tierische Eiweißkörper die gleichen Formeln haben. Er vermutete ein gemeinsames „Radikal“ der Formel  $C_{40}H_{62}N_{10}O_{12}$ . Unterschiede der verschiedenen Eiweißkörper bestünden nur in zusätzlichen Atomen von Schwefel bzw. Phosphor. Mulder schlug vor, das Radikal „Protein“ zu nennen. Als in Liebig's Laboratorium später die Anwesenheit von Schwefel und Phosphor nicht bestätigt werden konnte, kam es zu einer schweren Kontroverse mit Mulder. In den ersten Jahrzehnten wurde die Elementaranalyse oft kritiklos eingesetzt. So gab es Versuche, statt sorgfältig gereinigter und getrockneter definierter Verbindungen nicht aufgearbeitete tierische Gewebe oder ganze Organismen zu analysieren.

---

<sup>21</sup> Karl Thiersch war eigentlich Chirurg. Er wurde später Maler. 1855 heiratete er eine Tochter von Justus [von] Liebig. Von ihm stammen viele Zeichnungen von Geräten, die er im Liebig-Laboratorium gesehen hatte.

<sup>22</sup> *Justus [von] Liebig*, Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie. 1. Auflage. Braunschweig 1840, 165.

## Liebig's Forschungsstrategie

Liebig hat methodisch eine sehr durchdachte Forschungsstrategie verfolgt (Abb. 3), deren einzelne Schritte ganz auf den experimentellen Untersuchungen basierten. Im Vordergrund stand die Isolierung reiner Verbindungen, deren chemischer Aufbau mit Hilfe der Elementaranalyse ermittelt wurde. Es folgte dann die Prüfung der chemischen Eigenschaften und vor allem die Ermittlung von möglichen Reaktionsprodukten der Ausgangsverbindung.

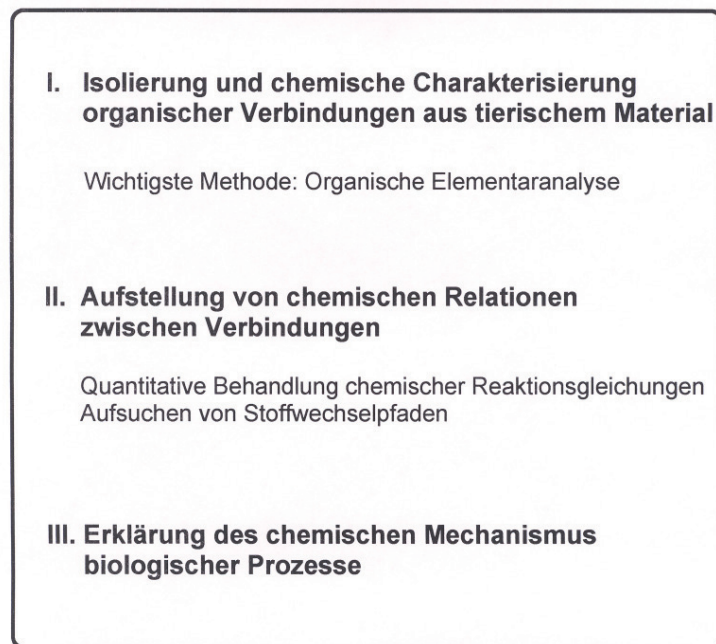


Abb. 3: Liebig's Forschungsstrategie in der Tierchemie

## Gärungs- und Fäulnisprozesse

Gärungs- und Fäulnisprozesse kennt man seit dem Altertum. Lavoisier hatte in seinem *Traité élémentaire de chimie* Weingärung, Essiggärung und Fäulnisvorgänge an tierischem Material beschrieben. Der Gärungsprozess erfordert, wie aus praktischen Erfahrungen seit langem bekannt war, die Anwesenheit eines Fermentes. Das Wort bezeichnete im Altertum den Sauerteig für das Brotbacken. Paracelsus (Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493-1541)) und Johann Baptist van Helmont (1579-1644) bedienten sich des Fermentbegriffs, um chemische Vorgänge im lebenden Körper verständlich zu machen. Lavoisier hatte den chemischen Prozess der Weingärung richtig beschrieben, jedoch blieb

die Wirkungsweise des Hefefermentes offen. Der Italiener Giovanni Valentino Mattia Fabbroni (1752-1822) hatte bereits 1787 vermutet, dass die in der Hefe gefundene „vegeto-animale Substanz“ (ein glutinähnlicher Eiweißkörper) für die Gärung verantwortlich sei. 1837 haben Charles Cagniard-Latour (1777-1859), Theodor Schwann (1810-1882) und Friedrich Traugott Kützing (1807-1893) unabhängig voneinander festgestellt, dass die beim Bierbrauen verwendete Hefe aus mikroskopisch kleinen „Pilzen“ besteht. Liebig, der 1839 begonnen hatte, sich mit biologischen Fragen zu beschäftigen, lehnte eine biolo-

gische Interpretation der Gärung ab und entwickelte eine chemische Theorie der Fermentationsvorgänge: Die Atome in zerfallendem organischem Material geraten in heftige Bewegung und teilen diese anderen Stoffen mit, wodurch es zu chemischen Veränderungen kommt. Liebig hielt an dieser Hypothese fest, auch als Louis Pasteur (1822-1895) in den Jahren 1857 bis 1860 nachwies, dass Gärungsvorgänge durch mikrobiologische Organismen verursacht werden.

## Katalyse

Berzelius hatte 1836 in seinem „Jahresbericht“ vorgeschlagen, bestimmte Arten chemischer Reaktionen, die sich aus der Affinitätslehre nicht recht erklären ließen, als „katalytische Vorgänge“ zusammenzufassen.<sup>23</sup> Es handelte sich dabei um chemische Prozesse, die durch „Kontakt“ mit einem Stoff ausgelöst werden. Der Kontaktstoff geht selbst nicht in die Reaktion ein. Ein Beispiel einer solchen Kontaktwirkung ist die von Johann Wolfgang Döbereiner (1780-1849) entdeckte Entzündung von Wasserstoff an Platin.<sup>24</sup>

Für die Physiologische Chemie war Berzelius' Gedanke wichtig, auch Fermentationen wie die alkoholische Gärung könnten katalytische Vorgänge sein.



Abb. 4: Mikroorganismen, die Gärung verursachen. Handzeichnung von Louis Pasteur.

<sup>23</sup> *Jacob Berzelius*, Einige Ideen über eine bei der Bildung organischer Verbindungen in der lebenden Natur wirksame aber bisher nicht bemerkte Kraft, in: Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften 15 (1836), 137-145.

<sup>24</sup> *J[ohann] W[olfgang] Döbereiner*, Zur pneumatischen Chemie. Vierter Theil. „Elektrische Lampe“, 1f.

Berzelius äußerte sogar schon die Vermutung, „dass in den lebenden Pflanzen und Thieren tausende von katalytischen Prozessen zwischen den Geweben und Flüssigkeiten vor sich gehen“. Moritz Traube (1826-1894) entwarf 1858 eine rein chemische Theorie der Fermentwirkungen, die mit Oxidation und Reduktion einhergehen.<sup>25</sup> Anselm Payen (1795-1871) und Jean François Persoz (1805-1868) hatten mit der Stärke spaltenden „Diastase“ ein erstes Ferment isolieren können.<sup>26</sup> 1836 folgte die Darstellung des Eiweiß spaltenden „Pepsins“ durch Theodor Schwann.<sup>27</sup> 1877 unterschied Willy Kühne die „organisierten“, an vitale Strukturen gebundenen „Fermente“ von den „Enzymen“, welche löslich sind und ihre Wirkung außerhalb organischer Strukturen entfalten. Am Ende des 19. Jahrhunderts gelang es schließlich Eduard Buchner (1860-1917), das „Gärungsenzym“ aus Hefe zu isolieren und damit eine „zellfreie Gärung“ zu bewirken.<sup>28</sup> Er wurde dafür 1907 mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet.

### Chemische Untersuchung biologischer Vorgänge

Für die im 19. Jahrhundert neu entstehende Physiologische Chemie ist charakteristisch, dass versucht wird, die im lebenden Organismus ablaufenden chemischen Vorgänge experimentell aufzuklären. Lavoisier hatte mit seinen Versuchen über Respiration und tierische Wärme wegweisende Beispiele für diese neue Forschungsrichtung geliefert. Physiologische Chemie wurde damit im eigentlichen Sinne zur „Chemie des Lebens“. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren die Grenzen zur Chemie und Physiologie fließend. Die Entwicklung im 19. Jahrhundert kann nur anhand einiger Beispiele dargestellt werden, die Meilensteine der experimentellen Erforschung des tierischen Stoffwechsels waren.

In den Jahren 1840 bis 1842 hat Justus Liebig die chemischen Vorgänge in Pflanzen und Tieren umfassend dargestellt.<sup>29</sup> In zwei Büchern entwickelte er den Gedanken des in Pflanzen und Tieren ablaufenden Stoffwechsels, welcher die Aufnahme von Nahrungsstoffen, die Bildung körpereigener Substanz sowie die

---

<sup>25</sup> Moritz Traube, Zur Theorie der Gärungs- und Verwesungserscheinungen, wie der Fermentwirkungen überhaupt. *Annalen der Physik und Chemie* 103 (179) (1857), 331-344.

<sup>26</sup> Anselm Payen/Jean Francois Persoz, Mémoire sur la Diastase, les principaux Produits de ses Réactions, et leur applications aux arts industriels. *Annales de chimie et de physique* [Paris] [Sér. 2] 53 (1833) 73-92.

<sup>27</sup> Theodor Schwann, Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstume der Tiere und Pflanzen. Berlin 1839.

<sup>28</sup> Eduard Buchner, Alkoholische Gärung ohne Hefezellen. Vorläufige Mittheilung. *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft* [Berlin] 30 (1897), 117-124; ders., Alkoholische Gärung ohne Hefezellen. Zweite Mittheilung. *Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft* [Berlin] 30 (1897) 1110-1113.

<sup>29</sup> Justus [von] Liebig, Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie. Braunschweig 1840; Ders., Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Braunschweig 1842.



Bereitstellung von Energie für die Lebensfunktionen bewirkt und die Entfernung von nicht mehr benötigten Stoffen aus dem Körper besorgt. Methodisch war sein Ziel, die „Metamorphosen“ oder „Bewegungen“, d.h. die chemischen Umwandlungen, im lebenden Organismus aufzuspüren. Dazu versuchte er, durch Reaktionen im Reagenzglas die chemischen „Relationen“ einer organischen Verbindung zu erfassen. Wöhler und Liebig hatten dieses Verfahren bei ihrer großen Untersuchung über die „Natur der Harnsäure“ erfolgreich angewandt.<sup>30</sup> Das Ausgangsprodukt – hier die Harnsäure – und die entstehenden Reaktionsprodukte wurden durch elementaranalytisch ermittelte Formeln charakterisiert. Die Umsetzungen konnten dann in Reaktionsgleichungen quantitativ dargestellt werden. Liebig hat in seiner „Thier-Chemie“<sup>31</sup> dieses Verfahren auf zahlreiche Stoffe angewandt, um so mögliche chemische Reaktionswege zu erklären. Viele seiner Schlussfolgerungen waren allerdings hypothetisch, da im lebenden Körper anders als im Reagenzglas unbekannte andere Reaktionswege mit anderen Zwischenprodukten nicht ausgeschlossen werden können. Das war ein wichtiger Kritikpunkt, der gegen Liebigs Thesen vorgebracht wurde. Liebigs „Thier-Chemie“ fand großes Interesse besonders bei Medizinern und regte sie zu eigenen Studien an. Mit der „Stoffwechselforschung“ entstand ein neues Arbeitsfeld innerhalb der Physiologischen Chemie. Es stellte sich bei späteren Untersuchungen heraus, dass manche von Liebigs Thesen modifiziert werden mussten.

Auf zwei wichtige biochemische Aspekte des tierischen Stoffwechsels soll im Folgenden noch kurz hingewiesen werden: die tierische Ernährung sowie die Erzeugung von Wärme und mechanischer Arbeit im tierischen Organismus. Dies waren zentrale Themen biochemischer Forschung im 19. Jahrhundert.

William Prout, dem wir auch die Einteilung der Nahrungsstoffe verdanken, hatte in einer Monographie Fragen der Ernährung behandelt.<sup>32</sup> Eine umfassende chemische Theorie entwickelte dann Liebig in den schon erwähnten Monographien, der „Agricurchemie“ und der „Thier-Chemie“. Er unterschied plastische und respiratorische Nahrungsmittel. Erstere sind die stickstoffhaltigen Eiweißkörper, die zum Aufbau der tierischen Gewebe unbedingt erforderlich sind. Die stickstofffreien respiratorischen Stoffe (Fette und Zuckerarten) hingegen werden im Tierkörper zur Bildung der „tierischen Wärme“ verwendet. Liebig stützte sich auf Untersuchungen von Jean-Baptiste Boussingault (1802-1887), der die Aufnahme und die Abgabe von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauer-

<sup>30</sup> *F[riedrich] Wöhler/J[ustus] Liebig*, Untersuchungen über die Natur der Harnsäure. *Annalen der Pharmacie* 26 (1838), 241-340.

<sup>31</sup> Liebigs 1840 und 1842 erschienen Bücher wurden später oft kurz „Agricurchemie“ und „Thierchemie“ genannt.

<sup>32</sup> *William Prout*, Chemistry, meteorology and the function of digestion, considered with the reference to natural theology. 1st edition. London 1834 (The Bridgewater Treatises; VIII).

stoff und Stickstoff bei Tieren sorgfältig bilanziert hatte. Die Bildung der bei der Muskelkontraktion geleisteten mechanischen Arbeit führte Liebig auf den oxidativen Abbau von Muskeleiweiß zu Harnstoff zurück. Das verbrauchte Muskeleiweiß muss aus der Nahrung wieder ersetzt werden. Die Frage der Versorgung des tierischen Organismus mit Eiweißstoffen wurde diskutiert, seit Francois Magendie (1783-1855) in Fütterungsversuchen an Hunden nachgewiesen hatte, dass eine absolut stickstofffreie Ernährung in einigen Wochen zum Tod der Tiere führt. Liebig griff deshalb Befunde von Mulder auf, nach denen pflanzliche Eiweißkörper eine Elementarzusammensetzung zeigen, die der tierischer Eiweiße entspricht, und nahm an, dass bei Pflanzen fressenden Tieren der Eiweißbedarf durch pflanzliche Eiweiße gedeckt wird.

Die Entstehung der „tierischen Wärme“ durch einen Oxidationsprozess kohlenstoffhaltiger Körperbestandteile mit dem bei der Atmung aufgenommenen Sauerstoff hatte bereits Lavoisier richtig gedeutet. Angeregt durch Liebig's „Thier-Chemie“ hatte der junge Hermann v. Helmholtz (1821-1894) am elektrisch gereizten Muskel nachgewiesen, dass dort Wärmebildung bei gleichzeitigem Substanzverbrauch stattfindet. Für Helmholtz war die Beschäftigung mit Wärmebildung und mechanischer Arbeitsleistung im Tierkörper der Ausgangspunkt für Überlegungen, die zu seiner Abhandlung „Ueber die Erhaltung der Kraft“ geführt haben, in welcher – ebenso wie bei den Arbeiten von Julius Robert Mayer (1814-1878) – enge Bezüge zur Energetik von Lebensprozessen zu finden sind.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts hat der Leipziger Physiologische Chemiker Carl Gotthelf Lehmann (1812-1863) in einer bemerkenswerten methodologischen Analyse das auf dem Gebiet der Physiologischen Chemie bis dahin Erreichte kritisch besprochen und auf Fehlentwicklungen hingewiesen. Er stellte drei Forschungsmethoden als aussichtsreich heraus:

1. die quantitative Vergleichung der „Einnahmen“ und „Ausgaben“ tierischer Organismen,
2. die „chemisch-experimentelle Methode“, bei welcher einzelne chemische Reaktionen außerhalb des lebenden Körpers nachgeahmt werden, und
3. die physiologisch-experimentelle Methode am Versuchstier.

Die letztgenannte Methode hat in den Händen von Claude Bernard (1813-1878) zu Erkenntnissen geführt, welche für die Entwicklung der Physiologischen Chemie von großer Bedeutung wurden. Hier kann nur kurz auf Bernards Untersuchungen über die Funktion des Pankreas und der Leber im Verdauungsprozess und über den Zuckerstoffwechsel hingewiesen werden. 1848 beobachtete er, dass in der geöffneten Bauchhöhle eines Kaninchens die Lymphgefäße des Darmes erst nach der Zumischung des Pankreassaftes eine milchig-weiße, fett-

haltige Lymphe führen. Eingehende Versuche zeigten dann, dass der Pankreassaft Neutralfette emulgiert und in Fettsäuren und Glycerin spaltet. Ebenfalls 1848 stellte er fest, dass das Blut hungernder Tiere „Zucker“ (Glucose) enthält, den man bisher nur nach reichlicher Ernährung mit Kohlenhydraten bzw. bei der Zuckerkrankheit beobachtet hatte. Er beobachtete, dass die Leber in der Lage ist, Glucose zu bilden. 1855 bis 1857 gelang es ihm dann, den „zuckerbildenden Stoff“ in der Leber, die „matière glycogène“, aufzufinden und zu isolieren. Ungeklärt blieb bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, ob das Glykogen aus Proteinen, Fetten oder Kohlenhydraten der Nahrung synthetisiert wird.<sup>33</sup>

## Respirationsapparat

Liebig hatte für seine „Thier-Chemie“ mit Ausnahme eines Versuchs mit einer Kompanie Soldaten keine eigenen Versuche zur Stoffaufnahme und Abgabe ausgeführt, um seine weit ausgreifenden Hypothesen zur Ernährungs- und Stoffwechsellehre zu stützen. Trotz der lebhaften Diskussion von Liebig's Thesen dauerte es fast ein Jahrzehnt, bis die ersten experimentellen Studien dazu entstanden. 1848 hatte in Göttingen der spätere Berliner Kliniker Friedrich Theodor Frerichs (1819-1885) versucht, die wichtige Frage des notwendigen „Eiweißminimums“ bei der tierischen Ernährung experimentell zu klären. Im folgenden Jahr bestimmten Henri Victor Regnault (1818-1878) und Jules Reiset (1818-1896) mit einem neu konstruierten „Respirationsapparat“ den respiratorischen Quotienten, das Verhältnis von CO<sub>2</sub>-Ausscheidung zu O<sub>2</sub>-Aufnahme.<sup>34</sup>

Einen großen Respirationsapparat, der auch für Versuche an Menschen und großen Tieren geeignet war, konstruierte Max von Pettenkofer (1818-1901) im Jahre 1863.<sup>35</sup> Die erste umfassende Studie zum tierischen Stoffwechsel, welche nach dem Prinzip des Vergleiches der Einnahmen und Ausgaben gestaltet war, führten Friedrich Heinrich Bidder (1810-1894) und Carl Schmidt (1822-1894) 1852 in Dorpat durch.<sup>36</sup> Sie nannten diese bemerkenswerte und umfangreiche Untersuchung eine „Experimentalkritik des Stoffwechsels“, in welcher alle Stoffverschiebungen und Veränderungen im Körper und der Austausch mit der Umwelt quantitativ beschrieben wurden. Liebig's Gießener Kollege, der Physio-

<sup>33</sup> Eine ausführliche Darstellung der physiologisch-chemischen Arbeiten von Claude Bernard hat F. Holmes gegeben: *Frederic Lawrence Holmes, Claude Bernard and Animal Chemistry. The Emergence of a Scientist.* Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1974.

<sup>34</sup> [Henri] V[ictor] Regnault/J[ules] Reiset, Recherches chimiques sur la respiration des animaux des diverses classes. Annales de chimie et de physique [Paris] [Sér.3] 26 (1849), 299-384.

<sup>35</sup> Max Pettenkofer, Ueber die Respiration. Annalen der Chemie und Pharmacie. Supplementbände [Heidelberg] II. Supplement Band, 1. Heft (1863), 1-52.

<sup>36</sup> F[riedrich Heinrich] Bidder/C[arl] Schmidt, Die Verdauungssaefte und der Stoffwechsel. Eine physiologisch-chemische Untersuchung. Mitau/Leipzig 1852.

loge Theodor Ludwig Wilhelm [von] Bischoff (1807-1882) hatte 1853 versucht, Liebig's These vom „Harnstoff als Maß des Stoffwechsels“ (d.h. des Abbaus von Muskeleiweiß) in Tierversuchen zu beweisen.<sup>37</sup> Dabei wurde deutlich, dass Liebig's Vorstellung, nur das bei Muskularbeit abgebaute „organisierte“ Eiweiß werde als Harnstoff ausgeschieden, falsch war. Tatsächlich wird, je nach der Eiweißzufuhr, auch Nahrungseiweiß abgebaut. In einem berühmten Selbstversuch unternahmen der Physiologe Adolf Fick (1829-1901) und der Chemiker Johannes Wislicenus (1835-1902) 1865 eine Besteigung des Faulhorns, wobei die geleistete Arbeit und die Stoffwechselgrößen ständig gemessen wurden.<sup>38</sup> Sie kamen zu dem Ergebnis, dass „die Muskelmaschine unzweifelhaft durch stickstofffreies Brennmaterial geheizt werden kann“. Offen blieb zunächst der Ort im Körper, an dem die oxidativen Vorgänge stattfinden. Lavoisier hatte die Lungen angenommen. Der Italiener Lazzaro Spallanzani (1729-1799) hat zuerst Argumente für eine Verbrennung im Gewebe vorgebracht.<sup>39</sup> Aber erst Eduard Friedrich Wilhelm Pflüger (1829-1898) hat dieser Ansicht zum Durchbruch verholfen.

## Spektralanalyse

Mit den Fortschritten der Organischen Chemie und der analytischen Methodik wurde auch der dritte von Lehmann genannte Forschungsweg wichtig, die Untersuchung der Funktionsweise bestimmter Stoffe des lebenden Organismus *in vitro*, d.h. außerhalb des Organismus. Ein wichtiges Beispiel ist die Aufklärung der Funktion des roten Blutfarbstoffs. Diese heute Hämoglobin genannte Verbindung hat Carl Bogislaus Reichert (1811-1883) zuerst kristallin und damit in reiner Form erhalten.<sup>40</sup> Das 1860 von Gustav Kirchhoff (1824-1887) und Robert Bunsen (1811-1899) erfundene Spektroskop erwies sich als hervorragend geeignet auch zur Untersuchung gefärbter Lösungen.<sup>41</sup> 1862 beobachtete der Tübinger Professor für Angewandte Chemie Felix Hoppe-Seyler (1825-1895) zwei charakteristische „Absorptionsbanden“ an einer Blutlösung, die er in einem

---

<sup>37</sup> Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff, Der Harnstoff als Mass des Stoffwechsels. Giessen 1853.

<sup>38</sup> Adolf Fick/[Johannes] Wislicenus, Ueber die Entstehung der Muskelkraft. Vierteljahrsschrift der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft; 10 (1865), 317-348.

<sup>39</sup> Lazzaro Spallanzani, Mémoires sur la respiration: D' après son manuscrit inédit. Genève 1803 (an XI).

<sup>40</sup> K[arl] B[ogislaus] Reichert, Beobachtungen über eine eiweissartige Substanz in Krystallform. Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin. [Leipzig] 1849 (1849), 197-251.

<sup>41</sup> Gustav Kirchhoff/Robert Bunsen, Chemische Analyse durch Spectralbeobachtungen. Annalen der Physik und Chemie, hrsg. von Poggendorff [Berlin] 110 (186) (1860), 161- 189.



Glasgefäß vor den Spalt eines Spektroskops gestellt hatte.<sup>42</sup> Als Lichtquelle benutzte er das Sonnenlicht. Zwei Jahre später wies der englische Physiker George Gabriel Stokes (1819-1903) nach,<sup>43</sup> dass Hoppe-Seyler das Spektrum des hellroten, mit Sauerstoff beladenen „arteriellen“ Hämoglobins beobachtet hatte. Stokes konnte durch ein spezielles Reduktionsmittel auch das Spektrum des sauerstofffreien „venösen“ Hämoglobins darstellen. In den folgenden Jahrzehnten wurden dann weitere chemische Reaktionen des Hämoglobins und sein Zusammenhang mit den Gallenfarbstoffen aufgeklärt. Das Spektroskop wurde zu einem wichtigen Instrument der Physiologischen Chemie.

Für einige biologisch wichtige Stoffgruppen mussten zunächst die organisch-chemischen Grundlagen geschaffen werden, bevor eine physiologisch-chemische Forschung einsetzen konnte. Das gilt vor allem für die Proteine und die Nukleinsäuren. Der chemische Aufbau der Proteine aus Aminosäuren wurde erst am Ende des 19. Jahrhunderts durch die Arbeiten von Emil Fischer (1852-1919)<sup>44</sup> und Franz Hofmeister (1850-1922)<sup>45</sup> verständlich. Verschiedene Forscher hatten durch chemischen Abbau von Proteinen charakteristische stickstoffhaltige Säuren isoliert, die als Bausteine der Proteine erkannt wurden. Am Ende des 19. Jahrhunderts waren 13 derartige „Aminosäuren“ bekannt. Fischer konnte durch synthetische Verknüpfung von Aminosäuren eine „Polypeptidstruktur“ der Proteine wahrscheinlich machen. Erst auf dieser Grundlage war dann im 20. Jahrhundert eine Erforschung der Biochemie der Proteine möglich. Ähnliches gilt für die zuerst von Johann Friedrich Miescher (1844-1895) beschriebenen phosphorhaltigen „Nukleine“, die er aus Zellkernen isolierte.<sup>46</sup> Albrecht Kossel (1853-1927) klärte den Bau dieser Verbindungen auf, die er „Nukleinsäuren“ nannte.<sup>47</sup> Ihre biologische Bedeutung wurde erst im 20. Jahrhundert erkannt.

Am Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Vorstellung gefestigt, dass die chemischen Vorgänge des Stoffwechsels vor allem in den Zellen vor sich gehen. Man vermutete, dass im „Protoplasma“ der Zellen die „physikalische Basis des Lebens“ zu suchen sei, wie Thomas Henry Huxley (1825-1895) 1869 formulier-

---

<sup>42</sup> *Felix Hoppe(-Seyler)*, Ueber das Verhalten des Blutfarbstoffes im Spectrum des Sonnenlichtes. Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und klinische Medizin [Berlin] 23 (1862), 446-449.

<sup>43</sup> *George Gabriel Stokes*, On the reduction and oxidation of the colouring matter of the blood. Proceedings of the Royal Society [London]; 13 (1864), 355-364.

<sup>44</sup> *Emil Fischer*, Untersuchungen über Aminosäuren, Polypeptide und Proteine (1899 – 1906). Berlin 1906.

<sup>45</sup> *Franz Hofmeister*, Die chemische Organisation der Zelle. Ein Vortrag. Braunschweig 1901.

<sup>46</sup> *Friedrich Miescher*: Die histochemischen und physiologischen Arbeiten. Erster und zweiter Band. 1. Auflage. Leipzig 1897.

<sup>47</sup> *Albrecht Kossel*, Über die chemische Beschaffenheit des Zellkerns. Münchener medizinische Wochenschrift 58 (1911), 65-69. Nobelvortrag 12.12.1910.

te.<sup>48</sup> In einem weit in die Zukunft weisenden Vortrag über die „chemische Organisation der Zelle“ hat 1901 Franz Hofmeister (1850-1922) ein Bild der Zellfunktion aus der Sicht des Biochemikers entworfen.<sup>49</sup>

## Differenzierung der Organischen Chemie

Die Herausbildung der Physiologischen Chemie als ein eigenständiges Fach begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Organische Chemie hatte ihren Schwerpunkt in der organischen Synthese und der Aufklärung der Konstitution organischer Verbindungen gefunden. Die Entstehung der Physiologischen Chemie war von größeren Schwierigkeiten geprägt. Der starke Widerstand von Seiten der Physiologie gegen eine Abtrennung der Physiologischen Chemie verzögerte die Entwicklung bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Eine erste Professur für Physiologische Chemie wurde 1843 für Carl Gottlieb Lehmann (1812-1863) in Leipzig eingerichtet. In Rostock übernahm 1874/75 der Pharmakologe Carl Friedrich Gaethgens (1839-1915) Vorlesungen über Physiologische Chemie. Diese Kopplung von Physiologie oder Pharmakologie mit der Physiologischen Chemie war im 19. Jahrhundert an vielen Fakultäten üblich. An acht deutschsprachigen Universitäten wurde das Fach erst nach dem 1. Weltkrieg begründet.

Große Bedeutung für das neue Fach hatte die von Felix Hoppe-Seyler 1877 gegründete *Zeitschrift für Physiologische Chemie*. Ab 1906 kam die *Biochemische Zeitschrift* hinzu, welche den moderneren Begriff „Biochemie“ im Titel benutzte. 1908 wies Albrecht Kossel auf die zwei Seiten der Biochemie hin, die es zu pflegen gelte: Die Beschreibung des „ruhenden Körpers“, d.h. die Chemie der biochemisch wichtigen Stoffe, und die Erforschung des „tätigen Organismus“, d.h. die Stoffwechselvorgänge im Organismus.<sup>50</sup> Frederick Gowland Hopkins (1861-1947), einer der führenden Biochemiker des beginnenden 20. Jahrhunderts griff diesen Gedanken auf und betonte die Bedeutung einer „dynamischen Biochemie“.<sup>51</sup>

---

<sup>48</sup> T[homas] H[enry] Huxley, On the physical basis of life. The Fortnightly Review [London] [New Series] 5 (1869) No. 26, 129-145.

<sup>49</sup> Franz Hofmeister, Die chemische Organisation der Zelle. Ein Vortrag. Braunschweig 1901.

<sup>50</sup> Albrecht Kossel, Die Probleme der Biochemie. Heidelberg 1908. Akademische Rede, Heidelberg 21. Nov. 1908.

<sup>51</sup> F[rederick] Gowland Hopkins, The dynamic side of biochemistry. Report of the British Association for the Advancement of Science 191 (1913), 652-668.

Burkhard Kramp

## **Die Herausbildung der HNO-Heilkunde zu einem eigenständigen Fach – Die Errichtung der ersten HNO-Klinik in Nord- und Mitteleuropa in Rostock 1899**

### **1. Einleitung**

Das 19. Jahrhundert war die Zeit großer wissenschaftlicher Entdeckungen und einer zunehmenden Industrialisierung. In der Medizin waren die wesentlichen anatomischen Grundlagen gelegt und es galt, eine Brücke zwischen den Krankheitsbildern und diesen anatomischen Kenntnissen zu schlagen und die Physiologie der Organsysteme zu erforschen bzw. zu vertiefen. 1895 hatte Rudolph Virchow (1821-1902) auf den revolutionären Paradigmenwechsel zu Beginn der Neuzeit hingewiesen, den er im Zusammenbruch der alten Humoralpathologie sah. Die Grundanschauung von dem Wesen der Krankheit erfuhr eine völlige Umgestaltung. Das Zeitalter der Solidarpathologie begann. Die Krankheiten wurden im körperlichen Bereich, insbesondere in dessen kleinster Einheit, der Zelle, lokalisiert. Rudolph Virchow vollzog 1858 mit der Veröffentlichung seiner Vorlesungen „Die Zellulärpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre“ die Ablösung der Humoralpathologie. Der Geist der Naturwissenschaften war in der Medizin eingezogen.<sup>1</sup>

### **2. Die Entwicklung der HNO-Heilkunde von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert**

Die Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde beschäftigt sich mit den Erkrankungen des Halses einschließlich des Kehlkopfes, des Ohres sowie Erkrankungen der Nase und der Nasennebenhöhlen. Im Laufe der Jahrhunderte hat sie sich überwiegend zu einem operativen Fach entwickelt, obwohl sie auch einen hohen konservativen Anteil hat. Schauen wir einmal auf den Stammbaum der Medizin. In grauer Vorzeit bei den alten Ägyptern bzw. Mesopotamiern als auch in der griechischen Medizin bzw. der arabischen und römischen Medizin existierten natürlich auch Ohrenkrankheiten bzw. Halskrankheiten, die von den Ärzten behandelt wurden. Eine Differenzierung in operative, theoretische und konservative Fächer war noch nicht erfolgt. Ab dem späten Mittelalter zeichneten sich Entwicklungen zur Chirurgie, Inneren Medizin und den theoretischen Fächern ab; angefangen mit der Anatomie über die Physiologie, Neurologie, Psychiatrie usw.

---

<sup>1</sup> *Rudolf Virchow*, Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre. Berlin 1958.

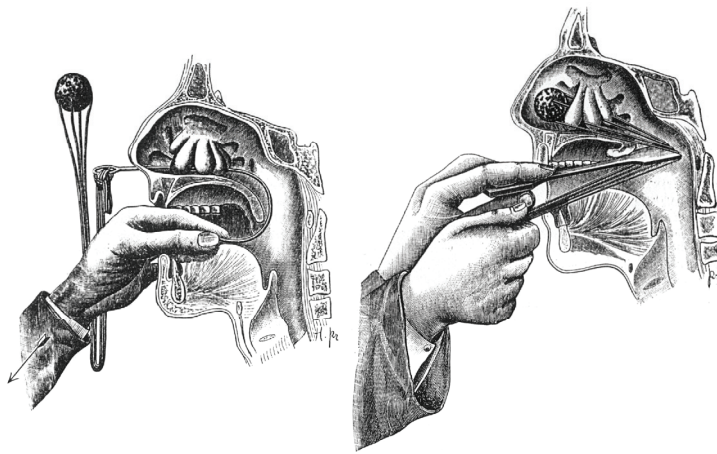


Abb. 1: Darstellung der Schwamm-Methode zur Nasenpolypenentfernung nach Hippokrates, aus: Rudolf Baldewein. Die Rhinologie des Hippokrates. Diss. med. Rostock 1896

föhrlichste, so dass die Diagnosen auch heute noch zweifelsfrei erkannt werden können; allein der Bezug zur physiologischen anatomischen Grundlage fehlte völlig. Die Schwamm-Methode (Abb. 1) wird Hippokrates zugeschrieben: ein Schwamm wird an einem Faden durch die Nase gezogen, der durch die Mundhöhle wieder herausgeführt wird. Mit diesem Schwamm werden die Polypen, ja man kann es nicht feiner sagen, herausgerissen.<sup>2</sup>

Stellvertretend für die Kenntnisse aus früheren Jahrhunderten sei die Rostocker Dissertation von Sigismund Stube, „De Angina“, aus dem Jahre 1626 zitiert.<sup>3</sup> In „De Angina“ wurde ein Überblick über die aktuellen Kenntnisse, die Pathogenese, Prognose und Therapie von Erkrankungen gegeben, die mit einer Verengung des Schlundes einhergingen. Dabei wurde die Schlundenge sowohl als Symptom als auch als Krankheit an sich aufgefasst. Stube beschreibt in seiner Arbeit sämtliche beobachteten Krankheitsverläufe mit seinen Vorboten, Hauptsymptomen und Heilungsprognosen. Mit etwas Phantasie kann man viele heute geläufige Erkrankungen in der damaligen Schrift wiederfinden. Was die Angaben zur Therapie anbelangt, wird deutlich, wie gefesselt diese Zeit in der Starrheit alter Traditionen war. Die Heilkunde, so wird beschrieben, sollte gelehrt und bewahrt werden, wie sie von Hippokrates, Galen (129-216) und Avicenna (980-1037) richtig und unantastbar überliefert sei. Geheilt im erweiterten

Aus der allgemeinen Chirurgie entstanden Spezialdisziplinen. Relativ früh bildeten sich die Geburtshilfe bzw. die Gynäkologie, die Ophthalmologie und die Zahnheilkunde. Die Hals-Nasen-Ohrenkunde verselbstständigte sich als Disziplin hingegen erst Mitte des 19. Jahrhunderts. Schon zu Zeiten des Hippokrates (um 460 bis um 370) existierten Überlieferungen von Beobachtungen über Erkrankungen des Ohres und der Nase. Sie schilderten den symptomatischen Verlauf auf das Aus-

<sup>2</sup> Rudolf Baldewein, Die Rhinologie des Hippokrates. Diss. med. Rostock 1896.

<sup>3</sup> Burkhard Kramp/Emil Ehler, De angina. Bemerkungen zu einer Dissertation von Sigismund Stube aus dem Jahre 1626, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Heft 45, 1974, 255-258.



Sinne wurde damals hauptsächlich mit Wasseranwendungen, Einreibungen, abführenden und diätischen Maßnahmen, Schröpfungen und Aderlässen.

Der einzige Hinweis auf eine heute noch als nützlich bestätigte invasive Behandlungsmethode ist der Luftröhrenschnitt nach Galen bei drohender Erstickungsgefahr und die seit der Antike bekannte und praktizierte Eröffnung einer starken Eiteransammlung mittels eines spitzen Gegenstandes. Durchgeführt wurden beide Eingriffe nur äußerst selten aus Angst vor der Operation selbst und den existenziellen Folgen für den Arzt bei letalem Ausgang des Eingriffes.

### 3. Die Entwicklung der Hals-Nase-Ohren-Heilkunde im 19. Jahrhundert

#### 3.1. Wurzeln, technische Voraussetzungen

Das Fach Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde selbst entwickelte sich Mitte des 19. Jahrhunderts aus zwei Wurzeln:

Die Ohrenheilkunde entwickelte sich aus der Chirurgie, meinte man doch nur operative Verfahren seien bei Ohrerkrankungen wirksam. Die Laryngologie ging aus der Inneren Medizin hervor, behandelten doch die Internisten die Lungentuberkulose und damit auch die Kehlkopftuberkulose. Die Erkrankungen der Nase bzw. der Nasennebenhöhlen wurden von den Otologen bzw. Laryngologen mitbehandelt. Alle drei Organsysteme sind miteinander durch die Schleimhaut der oberen Atem- und Speisewege verbunden und stellen somit funktionell eine Einheit dar, d. h., Entzündungen im Bereich der Nase bzw. Nasennebenhöhlen können sich z. B. über die Ohrtrompete in Richtung Mittelohr ausbreiten und so eine akute Mittelohrentzündung verursachen. Die Tätigkeitsfelder des HNO-Arztes sind somit etwas romantisch formuliert „ein harmonischer Dreiklang“ oder, wie wir heute zu sagen pflegen, die „United Airways“.



Abb. 2: Friedrich Hofmann. Der von ihm entwickelte Ohrenspiegel 1841, aus: Friedrich Hofmann. Beitrag zur Untersuchung des äußeren Gehörgangs. Caspers Wochenschrift für die gesamte Heilkunde 4, 1841



Gemeinsam war den Teilgebieten die im Körperinneren versteckte, dem bloßen menschlichen Auge verborgen gebliebene Lage der Organe und damit die Enge und die Dunkelheit ihrer Arbeitsgebiete. Erst nach der Nutzbarmachung des Hilfsmittels „Licht“ begannen sich die Otologie und die Laryngologie weitestgehend parallel zu entwickeln. So erfand der Kreisphysikus Friedrich Hofmann (1806-1886) 1841 das Prinzip des perforierten Hohlspiegels (Abb. 2).<sup>4</sup>

Mit Hilfe dieses Hohlspiegels war es ihm gelungen, Tageslicht in die zu untersuchenden Körperhöhlen, wie Nase und Gehörgang, zu lenken und sie eingehend zu inspizieren. Die große Bedeutung dieser Entdeckung wurde viele Jahre verkannt und erst 14 Jahre später griff Anton von Tröltsch (1829-1890), ein berühmter Otologe, das Verfahren wieder auf und setzte sich für seine Verbreitung ein. Nachdem es nun möglich war, unter Sicht in den entsprechenden Körperhöhlen zu arbeiten, wurden Instrumentarien nach ihrem Zweck und ihren Gebrauchseigenschaften erarbeitet. Für die Entwicklung der Laryngologie bildete die Erfindung und Einführung des Kehlkopfspiegels die größte Errungenschaft und führte zu einem rasanten Aufschwung dieses Spezialgebietes. 1854 gelang es dem spanischen Gesangslehrer, Manuel Garcia (1755-1832), aus eigenem Interesse, seinen eigenen Kehlkopf zu betrachten. Als Lichtquelle diente ihm eine Petroleumlampe. Mit einem planen zahnärztlichen Spiegel konnte er in einem Gegenspiegel seinen Kehlkopf einstellen und die Stimm lippen bei der Phonation beobachten. Trotz einer ausführlichen Veröffentlichung fand die Methode wenig Resonanz. Drei Jahre später veröffentlichte der Wiener Neurologe, Ludwig Türck (1810-1868), ohne von Garcias Entwicklung gewusst zu haben, dasselbe Verfahren der Kehlkopfuntersuchung und sorgte für dessen Verbreitung. Er verwendete einen eigens dafür konstruierten Spiegel und benutzte als erster auch das heute unerlässliche Hervorziehen der Zunge.<sup>5</sup> Johann Czermak (1828-1873), ein Arzt und Physiologe aus Brest, wurde auf dieses Verfahren aufmerksam, ließ sich einen Spiegel und führte auch Untersuchungen in der Winterzeit mit Hilfe einer Kerze durch. Durch den einsetzenden Prioritätenstreit wurde das Verfahren rasch verbreitet.<sup>6</sup>

### 3.2. Stand der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in den USA

Die USA nehmen in der Entwicklung der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde eine Sonderstellung ein.<sup>7</sup> Hier hatte sich die wissenschaftliche Medizin nicht kontinu-

<sup>4</sup> *Friedrich Hofmann*, Beitrag zur Untersuchung des äußeren Gehörgangs, in: Caspers Wochenschrift für die gesamte Heilkunde 4, 1841, 10-14.

<sup>5</sup> *Ludwig Türck*, Praktische Anleitung zur Laryngoskopie. Wien 1860.

<sup>6</sup> *Johann Czermak*, Der Kehlkopfspiegel und seine Verwerthung [!] für Physiologie und Medizin, Engelmann. Leipzig 1863.

<sup>7</sup> *Clarence John Blake*, Vereinigte Staaten Nord-Amerikas, in: Adam Politzer, Geschichte der Ohrenheilkunde Teil 2 von 1850-1911. Stuttgart 1907.

ierlich entwickeln können. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestand die Ausbildung der Mediziner in Amerika lediglich in einer Art Lehrlingszeit eines Gehilfen bei einem einzelnen Meister. Nach einer Phase der Stabilisierung in der Zivilisierung wurden medizinische Erkenntnisse aus der alten Welt sofort übernommen und eingeführt, ohne dass schon bestehende starre Strukturen die Entfaltung von Spezialfächern behindert hätten. Dieses wirkte sich außerordentlich günstig auf die Entwicklung der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde aus. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die medizinische Ausbildung und die Einrichtung allgemeiner Krankenhäuser so weit fortgeschritten, dass an eine Spezialisierung der Medizin gedacht werden konnte. Hierbei ist in Amerika, wie auch z. T. in Europa der enge Zusammenhang zwischen Augen- und Ohrenheilkunde offenkundig. So wurde 1820 in New York eine Augenklinik gegründet, welche kurze Zeit später auch für die Behandlung von Ohrenkrankheiten eingerichtet wurde. Durch den Besuch der führenden otologischen Einrichtungen in Wien und London konnten die Erkenntnisse sofort in eine moderne Lehre und Therapie umgesetzt werden. Erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangte die Otologie zur vollständigen Anerkennung als Spezialwissenschaft.

1827 wurde in Amerika ein Buch über das menschliche Ohr von William Price publiziert. Bemerkenswert ist, dass schon in den 1880er Jahren an mehreren Universitäten die Otologie als Unterrichtsgegenstand eingeführt wurde. Schon früh erfolgte die Prüfung der Studenten in derselben Weise wie in allen anderen Lehrfächern. 1882 brachte Bistop (1810-1868) ein Lehrbuch über die Erkrankungen der Nase, des Halses und des Ohres heraus. Beispielhaft für den hohen Entwicklungsstand der Medizin in den USA ist die erste Operation mit einer Äthernarkose, d. h. einer Allgemeinnarkose, 1846 in Boston. Bei der Patientin wurde eine Unterkieferspeicheldrüse in Allgemeinnarkose entfernt.<sup>8</sup>

### **3.3. Stand der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in Europa**

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts bildeten sich in Europa in der Ohrenheilkunde drei Schulen heraus: die französische, die englische und die deutsch-österreichische. Diese trieben die Entwicklung des jungen Faches voran.

#### **3.3.1. Die französische Schule**

Als der wirkliche Begründer der Ohrenheilkunde in Frankreich gilt Jean-Mark-Gaspard Itard (1775-1838). Schon 1821 veröffentlichte dieser das zweibändige Werk „Abhandlung über die Krankheiten des Ohres und des Gehörs“. Er präzisierte die Indikation für eine Trommelfellpunktion und vervollkommnete die klinische Erforschung des Ohres und des Nasen- und Rachenraumes. Das von

---

<sup>8</sup> Ann G. Carmichael/Richard M. Ratzan, Die erste Operation mit Äther 1846 in Boston, in: Medizin in Literatur und Kunst. Köln 1994, 263.

ihm entwickelte Verfahren zur Tubensondierung trug beträchtlich dazu bei, diese Behandlungsmethode zur allgemeinen Anwendung zu bringen. Noch heute werden diese Instrumente benutzt. Der berühmteste Schüler war Prosper Ménière (1789-1862), der 1861 der Kaiserlichen Akademie für Medizin einen Bericht über eine Erkrankung vorlegte, die man nach ihm benannte. Noch bis heute ist keine Änderung der klinischen Beschreibung der Menièrschen Erkrankung erforderlich. Diese Erkrankung geht zum allgemeinen Verständnis mit einem anfallsweisen Schwindel und Ohrensausen und Schwerhörigkeit einher.<sup>9</sup>

### 3.3.2. Die englische Schule

In England war es Cunningham Saunders (1773-1810), mit dem die englische Schule begann. Er veröffentlichte 1806 ein wichtiges Werk über die Anatomie und Pathologie des Ohres. 1816 gründete J. H. Carter in London ein Royal Ear-Hospital. Diese Einrichtung wird als erste otologische Spezialklinik Europas angesehen.<sup>10</sup> Später bildete sich um Joseph Toynbee (1815-1866) eine bedeutende Schule. Er beschrieb die Krankheiten des Ohres, war jedoch nicht so sehr ein Kliniker und entwickelte die heute noch üblichen Ohrtrichter zur Untersuchung des Ohres.<sup>11</sup> William Wilde (1815-1876) war ein Zeitgenosse von Toynbee und erlangte als klinischer Ohrenarzt einen großen Ruf.<sup>12</sup> Die Arbeit beider bildete den Höhepunkt der englischen Otologie, wodurch diese zu jener Zeit unbestritten in Europa führend waren. Diese Position sollten sie bald an Deutschland bzw. Österreich abgeben.

Eine schillernde Figur ist Sir Morell Mackenzie (1837-1892), ein führender Laryngologe seiner Zeit. Seine Autorität war so groß, dass er 1887 in die Behandlung des deutschen Kronprinzen einbezogen wurde, der an einer bösartigen Erkrankung des Kehlkopfes litt. Während die deutschen Ärzte, u. a. auch Ernst von Bergmann (1836-1907), ein führender deutscher Chirurg seiner Zeit, eine bösartige Kehlkopf-Erkrankung diagnostizierten, beharrte Sir Mackenzie darauf, dass es sich um eine nicht bösartige Erkrankung handelt und somit eine Operation, d. h. eine Entfernung des Kehlkopfes, nicht angezeigt ist. Diese Meinung stützte sich auf eine Probenentnahme, die Virchow untersucht hatte. Wir wissen, dass, wenn die Probe nicht an der richtigen Stelle entnommen wurde, auch der beste Pathologe keine exakte Diagnose stellen kann. So wurde eine Behandlung

---

<sup>9</sup> Paul Pialoux/Jacques Soudant, Geschichte der Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, in: Illustrierte Geschichte der Medizin, Bd. 5. Vaduz 1992, 2641-2678.

<sup>10</sup> Joseph Matzker, Zur Geschichte der Oto-Rhino-Laryngologie, in: Hippokrates 33, 1962, 423-430.

<sup>11</sup> Paul Pialoux/Jacques Soudant, Geschichte der Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde, in: Illustrierte Geschichte der Medizin, Bd. 5. Vaduz 1992, 2641-2678.

<sup>12</sup> Michael Sachs, Geschichte der Ohrenheilkunde, in: Max Neuburger/Julius Pagel (Hrsg.), Handbuch der Geschichte der Medizin. Bd. 3. Jena 1905, 464-488.

in England bei Mackenzie durchgeführt. Der Tumor wuchs und der Patient starb am 15. Juni 1888.<sup>13</sup>

### 3.3.3. Die österreichische Schule

Stellvertretend für die berühmte österreichische Schule soll Adam Politzer (1835-1920) genannt werden. Er gilt als der Begründer der klinischen Otologie und habilitierte 1861. 1863 beschrieb er eine Methode der Lufteinblasung in das Mittelohr mit einem Gummiballon. Diese Methode machte ihn weltbekannt. 1871 wurden Adam Politzer (1835-1920) und Josef Gruber (1873-1898), der zweite Hals-Nasen-Ohrenarzt in Wien, zu unbesoldeten Extraordinarien ernannt und erhielten gemeinsam die Leitung der neu gegründeten Universitätsohrenklinik, der ersten in der Welt. 1870 wurde in Wien die erste Laryngologische Klinik eröffnet. In Wien führte auch der Chirurg Theodor Billroth (1829-1894) 1873 die erste Totalexstirpation des Kehlkopfes bei einem Patienten mit einem Larynxkarzinom durch. Sein Assistent Carl Gussenbauer (1842-1903) konstruierte für diesen Patienten den ersten künstlichen Kehlkopf.<sup>14</sup>

### 3.3.4. Die Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in Russland

Besonders interessant ist die Entwicklung der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in Russland. Am 1. November 1896 wurde die Klinik für Hals-Nasen-Ohrenkranke an der Kaiserlichen Universität Moskau eröffnet. Sie war seinerzeit weltweit eine der ersten Kliniken, welche die drei Teilgebiete unter einem Dach vereinigte. An der Planung und Entwicklung hatte maßgeblich Stanislaus Fjedorowitsch von Stein (1855-1921) mitgewirkt. Wir wissen aus den persönlichen Mitteilungen Otto Körners (1858-1935), dass er die Ausgestaltung der Moskauer Fachklinik kannte. Bei der Betrachtung der Gestaltung des Eingangsportals und des Haupttreppenaufganges beider Kliniken sticht eine verblüffende Ähnlichkeit ins Auge. Von Stein und Körner haben ein großes Augenmerk darauf gelegt, dass die Patientenzimmer hell und luftig waren und speziellen hygienischen Krankenhausanforderungen genügten. Großzügige Spenderin war Julie Basanova, die anlässlich einer Visite bei von Stein die Unzulänglichkeiten seiner Einrichtung sah und sich bereit erklärte, finanzielle Mittel für eine neue Klinik aufzubringen. Julie Basanova finanzierte nicht nur den Bau der Klinik, sondern zahlte auch ein Kapital von 515.000 Rubel an die Verwaltung der Universität, welches dafür bestimmt war, den Betrieb der Klinik zu sichern. Neben gut ausgestatteten Patientenzimmern verfügte die Klinik auch über Laboratorien, einen Operationssaal

---

<sup>13</sup> Robert Scott Stevenson/Morell Mackenzie, *Story of a Victorian tragedy*. New York 1947.

<sup>14</sup> Eduard H. Majer, *Zur Geschichte der HNO-Heilkunde in Österreich*, in: *Laryngologie* 59, 1980, 406-411; Eduard H. Majer/Manfred Skopec, *Zur Geschichte der Oto-Rhino-Laryngologie in Österreich*. Wien/München 1985.

sowie einen Hör- und Untersuchungsraum für praktische Übungen der Studenten. Neben der optimalen Patientenbetreuung wurde ein besonderes Augenmerk auf theoretische Forschungsarbeiten und eine gute studentische Ausbildung gelegt.<sup>15</sup>

### 3.3.5. Die deutsche Schule

Laut Otto Körner war nach dem Tode von Wild und Toynbee die Otologie in England „schlafen gegangen“.<sup>16</sup> Deutschland nahm bald eine führende Position in der Otologie ein. Als Vater der Ohrenheilkunde in Berlin gilt Johann Konstantin August Lucae (1835-1911). Er eröffnete 1867 eine private Ohrenklinik. 1871 wurde er außerordentlicher Professor und seine Einrichtung, deren Direktor er nun wurde, ist 1881 ins Universitätsklinikum verlegt und mit einer Bettenstation ausgestattet worden. Die von ihm entwickelte bajonettförmige Parazentesenadel benutzen wir noch heute. An den Universitäten Deutschlands zeigte sich eine Dominanz der Otologie gegenüber der Laryngologie. Diese konnte jedoch bald einen ihr gebührenden gleichberechtigten Stellenwert einnehmen, während die Rhinologie nur vereinzelt in dem Konzert der Teilgebiete mitspielte, meist in Kombination mit der Laryngologie. In Berlin entstand an der Charité eine zweite Ohrenklinik unter Moritz Trautmann (1833-1901). Eine besondere Rolle spielte Herrmann Schwarze (1837-1910) in Halle. Er hatte erkannt, dass die damals meist tödlich verlaufenden Warzenfortsatzeiterungen nur durch ein entsprechendes, den anatomischen Gegebenheiten angepasstes chirurgisches Verfahren geheilt werden konnte. Er wurde ein Pionier der Ohrchirurgie durch die Erarbeitung einer exzellenten Technik zur Eröffnung des Warzenfortsatzes. In Würzburg habilitierte sich Anton von Tröltsch für Ohrenheilkunde 1861. 1877 wurde dort eine Poliklinik als Teil der Medizinischen Poliklinik errichtet. Wilhelm Kieselbach (1839-1902) war einer der wenigen Spezialisten, die sich mit den Erkrankungen der Nase und Nasennebenhöhlen auseinandersetzten.<sup>17</sup>

<sup>15</sup> *Stanislaus von Stein*, Description De La Clinique Des Maladies De L'Oreille Du Nez Et De La Gorge De L'Universite Imperiale De Moscou Fondée Par Julie Bazanova-Editée Pour Le Jour De L'Inauguration. Moscou 1897.

<sup>16</sup> *Otto Körner*, Eine ärztliche Studienreise im Jahre 1885. Rostock 1911

<sup>17</sup> *Kersten Breese*, Zur Geschichte der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des Faches in Rostock, Diss. med. Rostock 1999; *Hans-Heinz Eulner*, Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebietes. Stuttgart 1970 (Studien zur Medizingeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. IV); *Konrad Fleischer/Hans-Heinz Naumann*, Akademische Lehrstätten und Lehrer Oto-Rhino-Laryngologie in Deutschland im 20. Jahrhundert. Berlin 1996; *W. Jedmaski*, Johann Konstantin August Lucae (1835-1911) – der wissenschaftliche Nestor der Berliner Otologen, Zeitschrift für die gesamte Hygiene 31, 1985, 552-553; *Burkhard Kramp*, 100 Jahre Lehrstuhl für Ohren- und Kehlkopfheilkunde: das erste Ordinariat in Deutschland am 24. März 1901.– Rostock: Univ., 2001 (Beiträge zur Geschichte der Universität; 24).



#### **4. Die Entwicklung der HNO-Heilkunde in Rostock zu einem eigenständigen Fach – Die Entstehung der ersten HNO-Klinik in Nord- und Mitteleuropa am 25. Oktober 1899**

##### **4.1. Das Medizinstudium an der Rostocker Universität im 19. Jahrhundert – Anfänge der HNO-Ausbildung**

In den 1880er Jahren stieg die Anzahl der Studenten an der Rostocker Universität spürbar. Der Lehrkörper vergrößerte sich in der Zeit von 1858 bis 1896 von 23 auf 32 Ordinarien und die Extra-Ordinarien erhöhten sich von 4 auf 10. Die ständig größer werdenden Aufgaben konnten in den vorhandenen Einrichtungen der Medizinischen Fakultät nicht mehr bewältigt werden. In den 1870er Jahren war es nach langen Verhandlungen gelungen, die Einrichtung eines Neubaus durchzusetzen, der die in der Stadt verstreut liegenden Institute für Anatomie, Physiologie, Pathologie und Pharmakologie aufnahm. Dieses Medizinische Institutsgebäude wurde am 29. Oktober 1878 in der Gertrudenstraße eröffnet. Die größte Errungenschaft in der Entwicklung der Medizinischen Ausbildung war in Rostock die Einführung der Unterweisung am Krankenbett im 19. Jahrhundert. Somit wurde in Rostock der poliklinische und klinische Unterricht relativ spät aufgenommen. 1825 begann Professor Heinrich Helmreich Ludwigs (1799-1860) einen Teil der armen Kranken für die studentische Ausbildung heranzuziehen. Später war er es auch, der ein Armenkrankenhaus gründete. Johann Karl Friedrich Stempel (1800-1872) hatte 1828 eine Medizinisch-Chirurgische Privatklinik mit 60 Betten gegründet. Hier waren bis zum Jahre 1855 die Medizinische und Chirurgische Klinik in der Hand eines Professors vereinigt. Stempels Verdienst war es, dass am 30. Juni 1855 auf dem Gelände des ehemaligen Gertrudenfriedhofes ein Neubau als Medizinische und Chirurgische sowie Ophthalmiatische Klinik eröffnet werden konnte.<sup>18</sup> Stempel hatte bereits nach der Eröffnung des neuen Krankenhauses die Leitung der Medizinischen Klinik an Theodor Thierfelder (1824-1904) übergeben. Damals war er der erste Fachinternist in Rostock. Im Jahre 1870 waren an der Rostocker Universität 158 Studenten immatrikuliert; davon waren 39 Studenten in der Medizin und 3 Studenten in der Zahnmedizin. Es wurden 4 große klinische Fächer mit praktischen Kursen am Krankenbett der jeweiligen Kliniken gelehrt: die Innere Medizin durch Thierfelder, die Chirurgie durch Franz König (1832-1910) die Ophthalmologie durch Carl Wilhelm von Zehender (1819-1916) und die Gynäkologie durch Franz von Winkel (1837-1911). Zusätzlich gab es Vorlesungen in Physiologie, Anatomie und Pathologie. Im Laufe der folgenden 20 Jahre erhöhte sich

---

<sup>18</sup> *Eduard H. Majer/Manfred Skopec, Zur Geschichte der Oto-Rhino-Laryngologie in Österreich. Wien/München 1985.*

die Studentenzahl auf 100 insgesamt und weitere, hauptsächlich theoretische Fächer, wie embryologische Übungen, physiologische Chemie und Pharmakognosie kamen zum Studienangebot hinzu. Kopf- und Halserkrankungen wurden im Rahmen der Inneren bzw. Chirurgischen Vorlesungen abgehandelt. Georg Detharding (1671-1747) berichtete 1714 über die Anwendung des Luftröhrenschnittes bei Erstickungsgefahr. Im Wintersemester 1831/32 kündigte Hanne- mann eine Vorlesung über die Erkrankung des Ohres an. 1866 zeigte der als Ophthalmologe berufene Zehender „otiatrium“ als einstündiges Colleg an. Der erste Kehlkopfspiegelkurs in Rostock wurde im Sommersemester 1868 von Theodor Ackermann durchgeführt, dem Ordinarius der Pathologischen Anatomie.<sup>19</sup>

#### 4.2. Die Verdienste Johann Christian Lemckes um die Entwicklung der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde

Die Entwicklung des jungen Faches in Rostock wurde durch Johann Christian Lemcke vorangetrieben (Abb. 3). Er wurde am 8. 12. 1850 in Bergrade bei Par-



Abb. 3: Johann Christian E. Lemcke (1850-1894). UAR, Bildersammlung

chim als Sohn eines Schäfers geboren und konnte wegen des frühen Todes seines Vaters nicht studieren, sondern erlernte den Beruf eines Volksschullehrers. Im Selbststudium eignete er sich die notwendigen französischen und lateinischen Sprachkenntnisse an und schaffte es, 1870 am Parchimer Gymnasium aufgenommen zu werden. So legte er erst mit 25 Jahren das Abitur ab und studierte von 1875 bis 1880 in Rostock, Würzburg und Berlin Medizin. Nach mehreren Zwischenstationen kam der nunmehr promovierte Lemcke 1881 an die Klinik für Innere Medizin zu Thierfelder nach Rostock und durfte die kehlkopfkranke Patienten dieser Klinik übernehmen. Gleichfalls gab es seit 1881

eine gesonderte Sprechstunde für ohrenkranke Patienten an der Chirurgischen Klinik durch Adolf Barth (1852-1936), welcher ein Schüler von Hermann

<sup>19</sup> *Gustav Kohfeldt*, Rostocker Professoren und Studenten im 18. Jahrhundert. Rostock 1919; *Burkhard Kramp*, 100 Jahre Universitäts-HNO-Klinik und Poliklinik Rostock – Die erste HNO-Fachklinik im gesamtdeutschen und nordeuropäischen Raum. Rostock 1999; *Günter Heidorn/Gerhard Heitz/Johannes Kalisch/Karl Friedrich Olechnowitz/Ulrich Seemann*, Geschichte der Universität Rostock 1419-1969, Festschrift zur Fünfhundertfünfzig-Jahr-Feier der Universität, Bd. I. Berlin 1969.

Schwartze (1837-1900) in Halle war. Nach seinem Weggang lagen beide Spezialsprechstunden in Lemckes Händen, so dass es in Rostock nie den Dualismus zweier konkurrierender Spezialfächer wie an anderen großen Universitäten Deutschlands gegeben hat. Nach einem Studienaufenthalt von Januar bis Mai 1884 in Wien bei Adam Politzer schied er aus der Medizinischen Klinik aus und ließ sich als praktischer Arzt für Ohren- und Kehlkopfkrankheiten in Rostock nieder. Bereits 1885 habilitierte er sich für das neue Fach mit der Schrift „Die Taubstummenschüler in Ludwigslust. Ein Beitrag zur speziellen Taubstummens-statistik“. Im gleichen Jahr erhielt er die *Venia legendi* und begann noch im Winter 1885 den poliklinischen Unterricht im Auditorium der Medizinischen Klinik. Diese Räumlichkeiten wurden ihm allerdings erst dann zur Verfügung gestellt, wenn sie von der Inneren Klinik nicht mehr gebraucht wurden, d. h., die Sprechstunden fanden in der Zeit von 16.00 bis 18.00 Uhr statt. Das bedeutete ein großes Problem für die Patienten von außerhalb.

Der Unterricht bestand darin, dass die Patienten vor den Augen der Zuhörer behandelt und an deren Krankheitsbildern Demonstrationen durchgeführt wurden. Für das benötigte Instrumentarium, die Beleuchtung und das Verbandsmaterial musste er selbst aufkommen. Die Patientenzahlen stiegen ab 1883 kontinuierlich um circa 200 Patienten pro Jahr, 1885 waren es bereits über 500. Ab Wintersemester 1888/89 wurde die Wochenstundenzahl für den poliklinischen Kurs auf dreimal 2 ½ Stunden erhöht. 1891 wurde die Einrichtung von Lemcke zur Universitätspoliklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten „geadelt“. Neben der hals-nasen-ohrenärztlichen Tätigkeit war er auch hausärztlich tätig. 1893 wurde er zum außerordentlichen Professor berufen, und ab diesem Jahr bekam er auch eine finanzielle Unterstützung. Über seine erfolgreichen arbeitsintensiven Jahre von 1891 bis 1893 verfasste er einen Bericht zur Universitätspoliklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten. Während dieser drei Jahre wurden 543 Ohrenkranke, 285 Nasenranke und 202 Kehlkopfkranken behandelt. Dabei wurden 428 operative Eingriffe durchgeführt, welches in Ermangelung stationärer Betten eine enorme Anzahl darstellt. Es waren darunter 75 Patienten, die eine rein ambulante Betreuung unmöglich machten und so von Lemcke in der Poliklinik operiert und in der Stadt untergebracht wurden. Zu den häufigsten Operationen, die durchgeführt wurden, gehörten Parazentesen, d. h. eine Eröffnung des Trommelfells, Entfernungen von Ohrpolypen, Entfernungen einer vergrößerten Rachenmandel bzw. Entfernungen von Nasenpolypen und eine Curettage des Kehlkopfes, vermutlich bei einer Kehlkopftuberkulose. Wissenschaftlich erfolgreich war Lemcke mit dem Werk „Die Taubstummheit im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, ihre Ursachen und ihre Verhütung“ 1892. Lemcke suchte alle Taubstummen selbst auf, erhob die Anamnese und konnte sie in ihren Lebensbedingungen untersuchen. Eine Haupte Erkenntnis war: „Unter den als soziale und individuelle Ursachen bezeichneten ätiologischen Momenten machen sich besonders geltend: schlechte materielle Verhältnisse,

hygienische Schädlichkeiten mannigfachster Art und pathologische Belastung.“ Mit anderen Worten, viele Patienten mit einer sogenannten Taubstummheit hatten als Ursache behandelbare Ohrenerkrankungen. Johann Christian Lemcke ist am 11. September 1894 erst 43-jährig an einer schweren chronischen Lebererkrankung verstorben. Mit Lemckes Arbeit waren beste Voraussetzungen für die Entwicklung des HNO-Faches in Rostock geschaffen.<sup>20</sup>

#### **4.3. Otto Körner – erster Ordinarius für Ohren- und Kehlkopf-Heilkunde, Eröffnung der ersten Fachklinik**

In der Zeitung vom 12. September 1894 las Otto Körner die Nachricht vom Tod des außerordentlichen Professors für Otologie und Laryngologie, Christian Lemcke. Auf Grund des Zweifels am frühen Tod des Kollegen schrieb er einen Brief an seinen Freund aus der Strassburger Assistentenzeit, den Sohn des Rostocker Internisten Benjamin Theodor Thierfelder (1824-1904). Dieser bestätigte die Nachricht. Auf die Anfrage aus Rostock, wen Otto Körner für die Stellung als Nachfolger Lemckes empfehlen konnte, antwortete er, dass er niemanden vorschlagen könne, da er glaube, selbst ein Anrecht auf diese Stelle zu haben. Wie modern das klingt! Das ersehnte Ziel nah vor den Augen und auf den Ruf aus Rostock wartend, erkrankte er an einer plötzlichen Sehinderung des linken Auges, damals als retrobulbäre Neuritis des Sehnerven gedeutet. Sein behandelnder Augenarzt riet ihm zu einem Aufenthalt im Dunkeln und verordnete ihm den Genuss von reichlich gutem Wein zur Anregung der Blutzirkulation. Körner unterzog sich gewissenhaft der empfohlenen Kur bei einer Cousine, die mit einem Weinbergbesitzer verheiratet war. Schon nach 8 Tagen trat eine erhebliche Besserung ein, und noch während dieser Kur erhielt er die ersehnte Nachricht aus Rostock. Der Dekan der Medizinischen Fakultät Rostock schlug Otto Körner vor, sich persönlich ein Bild vor Ort zu machen. Einige Wochen nach dem Besuch in Rostock erhielt Otto Körner im Schreiben vom 29. 10. 1894

---

<sup>20</sup> Burkhard Kramp, Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock – 100 Jahre Lehrstuhl für Ohren- und Kehlkopfheilkunde, Heft 24, Universität Rostock 2001; Georg Friedrich August Blanck/A. Wilhelm, Die Mecklenburgischen Ärzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 2. Aufl. Schwerin 1901; Johann Christian E. Lemcke, Bericht über die Universitäts-Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkrankheiten in Rostock vom 1. Juli 1891 bis dahin 1893, Archiv für Ohrenheilkunde 36, Leipzig 1894, 55-70; ders., Die Taubstummheit im Grossherzogthum Mecklenburg-Schwerin, ihre Ursachen und Verhütung. Eine statistisch-otologische Studie. Leipzig 1892; Burkhard Kramp/Hans Wilhelm Pau (Hrsg.), Fortschritte in der HNO-Heilkunde zur Zeit Otto Körners und heute: Symposium aus Anlass des 100jährigen Bestehens der ersten deutschen HNO-Universitätsklinik Rostock, 22.-24. Oktober 1999 in Rostock.-Rostock: Univ., Med. Fak., Klinik u. Poliklinik für Hals- Nasen- Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie „Otto Körner“, 2000.– 444 S.; Dorothee Pries, Die Entwicklung der Oto-Rhino-Laryngologie in Rostock von den Anfängen bis 1945, Belegarbeit im Fach Marxismus-Leninismus, Universität Rostock 1984.



die Berufung als außerordentlicher Professor für Ohren- und Kehlkopfkrankheiten in Rostock, und er nahm sie an. Dieses Geschehen war auch damals ungewöhnlich.<sup>21</sup> War Otto Körner doch nicht habilitiert und hat dieses auch später nie nachgeholt. Schon zwei Wochen nach dem Erhalt der Berufung nahm Otto Körner seine Tätigkeit als Extraordinarius in Rostock auf. Vergleicht man seine Ausbildungszeit mit heutigen Maßstäben, trat er nach einer „Facharztausbildung“ von 3 Jahren dieses Amt an.

Otto Körner (Abb. 4) wurde am 10. Mai 1858 in Frankfurt am Main geboren. Nach dem Medizinstudium verteidigte er bereits 1883 seine Promotion. Anschließend war er Assistent an der Inneren Klinik von Adolf Kußmaul (1822-1902) und gleichzeitig ab 1884 durchlief er eine otologische Ausbildung bei Abraham Kuhn (1836-1900) in Straßburg, bevor er dann ab Juli 1885 bei dem damals berühmten Laryngologen Moritz Schmidt (1838-1907) in Frankfurt/M. assistierte und 1886 sich in eigener otologischer und hausärztlicher Praxis niederließ. Wenngleich Otto Körner auch nicht habilitiert war, hatte er doch neben seiner anstrengenden Arbeit in der Praxis Untersuchungen zur chirurgischen Anatomie des Ohres und des Schläfenbeines veröffentlicht und konnte anhand seines Untersuchungsmaterials beweisen, dass ohrbedingte Hirnabszesse stets in der Nähe ihres Ursprungsherdes zu finden sind und somit eine operative Verfolgung vom Felsenbein (Ospetrosum) möglich war. Er widerlegte damit die bislang vorherrschende Meinung, dass ohrbedingte Hirnabszesse in jedem Hirnteil auftreten können. So erschien im Jahre 1894 das Werk „Die otitische Erkrankung des Hirns, der Hirnhäute und der Blutleiter“ mit einem Vorwort des schon zitierten Chirurgen Ernst von Bergmann.<sup>22</sup> Diese Publikation wurde rasch ein Standardwerk für alle späteren wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der pathologischen Anatomie und Klinik der otogenen Hirnkomplikationen.

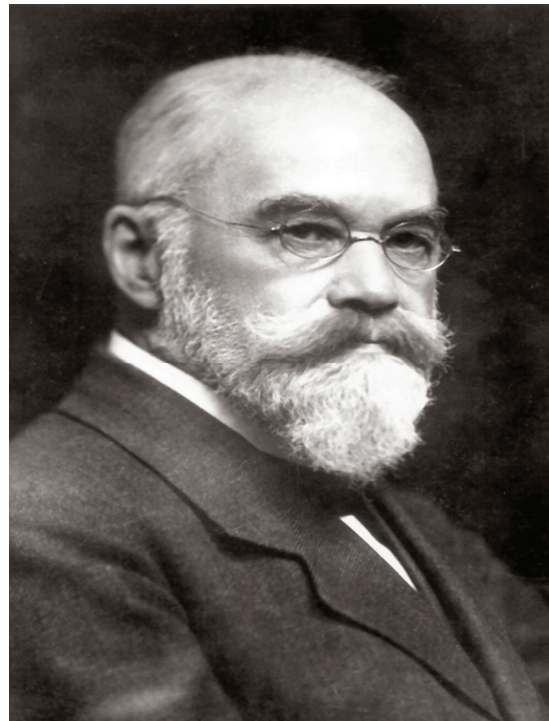


Abb. 4: Otto Körner (1858-1935), UAR, Personalakte Otto Körner

<sup>21</sup> *Otto Körner, Erinnerungen eines deutschen Arztes und Hochschullehrers 1858-1914.* Bergmann. München/Wiesbaden 1920.

<sup>22</sup> *Otto Körner, Die otitischen Erkrankungen des Hirns, der Hirnhäute und der Blutleiter.* Frankfurt am Main 1894.



Mitte November 1894 trat somit der frischgebackene, außerordentliche Professor sein neues Amt in Rostock an. Die Familie kam im Dezember nach und bezog eine geräumige Wohnung auf dem Neuen Markt gegenüber dem Rathaus. Im darauf folgenden Jahr kaufte Otto Körner ein Haus in der Friedrich-Franz-Straße, jetzt August-Bebel-Straße. Zu Beginn von Körners Tätigkeit war die Rostocker Universität die kleinste in ganz Deutschland mit 110 eingeschriebenen Medizinstudenten; jedoch zählte Rostock mehr Einwohner als Heidelberg, Göttingen, Marburg oder Tübingen. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Lemcke erhielt Otto Körner von Anfang an ein besoldetes Extraordinariat. Er durfte zu bestimmten Stunden die Räume der Internistischen Poliklinik für die Patientenbetreuung nutzen und sogar an der Chirurgischen Klinik operieren sowie anschließend die Patienten in der Medizinischen Klinik betreuen lassen. Für Privatpatienten erhielt Otto Körner ein Zimmer auf Thierfelders eigener Privatstation. Man kann sich gut vorstellen, dass diese Konstellation sowohl dem Internisten als auch dem Chirurgen bald unbequem wurde. Sie unterstützten somit Körners Bestreben um eine eigenständige Klinik. Otto Körner widmete sich ganz und gar seinem Spezialfach und so kam es rasch zu einem Zuwachs der Patienten in der Poliklinik und im Operationsbereich. Seine Praxis zog Patienten aus ganz Mecklenburg, aus den skandinavischen und baltischen Ländern und Russland an. Während er in den Anfangsjahren noch Konsultationsreisen in mecklenburgische Städte unternahm, wurden die Patienten zunehmend gleich nach Rostock geschickt. Auch die großherzogliche Familie zog es bald vor, Körner in Rostock zu konsultieren. In den Jahren von 1895 bis 1896 lehnte Körner ehrenvolle Berufungen nach Breslau, Heidelberg und Leipzig ab. Diese Berufungen an andere größere Universitäten verschafften Körner ein zunehmendes Ansehen bei den Schweriner Ministerien und so konnte er geschickt den Bau einer eigenen Klinik vorantreiben. Körner hatte bald nach Beginn seiner Tätigkeit in Rostock erkannt, dass die wichtigste Grundlage für eine fruchtbare klinische Tätigkeit und einen soliden Unterricht im Vorhandensein einer selbstständigen Klinik lag. Ministeriale Bedenken mussten zerstreut werden: *„Ob es denn erforderlich wäre, dass die kleinste deutsche Universität selbst den größten Universitäten den Rang ablaufe.“* Es gab zu dieser Zeit in Deutschland nahezu ausschließlich nur Polikliniken für Ohren- und Kehlkopfkrankte. Lediglich Halle und Berlin konnten Ohrenkliniken aufweisen. Andere Universitäten verfügten nur über begrenzte Räume. Schließlich wurde das Projekt Klinikneubau genehmigt und von dem Baudirektor Hermann Schlosser (1832-1913) ein solider Entwurf geschaffen. Als Vorbild gab es nur die 1896 eröffnete, von Julie Basanova gestiftete Klinik für Hals-Nasen-Ohren-Kranke in Moskau, die schon beschrieben wurde. Körner verschaffte sich die Pläne, fand aber, dass die Moskauer Klinik mehr auf die Forschung als auf die Krankenbetreuung zugeschnitten war. Er achtete bei dem Klinikaufbau neben einer hohen Funktionalität auf helle Räume. Als Grundstock wurde die Doberaner Straße, damals noch am Stadtrand

gelegen, ausgewählt. Hatte doch die Mühle der Familie Langer bereits 1892 dem Bau der benachbarten Augenklinik weichen müssen. Es wurden die benachbarten Grundstücke gekauft, und nach Bewilligung des Finanzetats durch den Landtag im Dezember 1897 konnte mit dem Bau der Klinik 1898 begonnen werden. Damals wurden eine hochmoderne Niederdruck-Dampfheizung und im Abortbereich ein für Rostock völlig neues System mit WC- und Wasserabfluss und Weiterleitung in eine im Garten gelegene Klärgrube eingeführt. An die städtische Kanalisation wurde die Klinik erst 1913 angeschlossen. Sie verfügte von Anbeginn über elektrisches Licht und Gasleitung. Im Erdgeschoss waren die Poliklinik und Wartezimmer untergebracht. Die Nutzung der Poliklinik war auch als Auditorium gedacht. Auf der Nordseite des Korridors unterhalb der Haupttreppe befand sich die Garderobe für Studenten. In meiner Assistentenzeit wurde diese Garderobe nicht nur von Studenten, sondern von allen männlichen Assistenten und Oberärzten genutzt. Der Raum war so klein, dass zuweilen ein Assistent in einen Garderobenschrank klettern musste, um Kollegen vorbei zu lassen. Im OP fand sich eine hochmoderne Operationsleuchte. Die Klinik fiel jedoch wesentlich kleiner aus als geplant, da der Landtag den 3. Teil der erforderlichen Baukosten strich und demzufolge nur zwei statt drei Stockwerke ausgebaut werden konnten. Das Personal bestand anfangs neben dem Direktor aus drei Assistenzärzten, vier Krankenschwestern, einem Wärter und einem Pförtner. Am 25. Oktober 1899 wurde die Großherzogliche Universitätsklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkranken (Abb. 5) mit einem großen Fest eröffnet.<sup>23</sup> Somit war diese Klinik die erste im nord- und mitteleuropäischen Raum beziehungsweise im gesamten deutschsprachigen Raum mit einer Fachklinik, in der alle drei Wurzeln des HNO-Faches unter einem Dach vereint waren. Durch das Rostocker Vorbild wurden auch allmählich die anderen Universitäten von der sinnvollen Vereinigung der drei Teilgebiete Otologie, Rhinologie und Laryngologie unter einem Dach überzeugt. Doch sollte es bis zum Jahre 1932 dauern, bis München



Abb. 5: Klinik für Ohren und Kehlkopfkranken in Rostock 1899, UAR

<sup>23</sup> *Otto Körner*, Die Grossherzogliche Universitäts-Klinik für Ohren- und Kehlkopfkranken zu Rostock. Wiesbaden 1900; *Ders.*, Bericht über die Grossherzogliche Klinik und Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Kehlkopfkranken zu Rostock, in: *Zeitschrift für Ohrenheilkunde* 39, 1901, 145-164.

als letzte Universität diese Vereinigung durchsetzte. Bis 1914 trugen sich in das Besucherbuch der Rostocker HNO-Klinik 329 Ärzte ein, davon mehr als 100 aus dem Ausland, wovon wieder die knappe Hälfte aus Japan und Nord- und Südamerika kam. Eine Publikation in einer japanischen Zeitschrift im Jahre 1903 beschreibt den Aufenthalt der japanischen Kollegen in Rostock.<sup>24</sup> Von Anfang an legte der neue Klinikdirektor großen Wert auf die Einführung der bisher durchaus nicht üblichen Asepsis im HNO-Bereich und fand damit bald viele Nachahmer. Galt doch bis zu dieser Zeit die Annahme, dass eine Asepsis an den ohnehin infizierten Schleimhäuten der oberen Atemwege nicht zu erreichen sei. Schon im Jahr der Eröffnung wurden 614 Patienten stationär und 2003 Patienten ambulant behandelt. Ein Schwerpunkt in der ärztlichen Tätigkeit Otto Körners waren akute und chronische Erkrankungen des Ohres. Die häufigsten Operationen waren die Parazentesen (Trommelfellschnitte), die Rachenmandel- und die Mandelentfernungen. In geringerer Zahl wurden Operationen der Nase und der Nasennebenhöhlen durchgeführt. Im Wesentlichen waren das Muschelverkleinerungen bzw. Polypenentfernungen. Eingriffe im Kehlkopfbereich waren noch selten, eine Tumorchirurgie und Operationen an den Halsweichteilen gab es nicht, war dieses doch zu dieser Zeit eine Domäne der Chirurgen, so dass auch in Rostock 1896 die erste Kehlkopfentfernung von Karl Garreè durchgeführt wurde. Für Otto Körner war die Einführung des obligatorischen Unterrichtes der HNO-Heilkunde für Medizinstudenten und eine Prüfung im Rahmen des ärztlichen Staatsexamens von besonderer Bedeutung. Körner sah in seiner Sprechstunde viele verzögerte Krankheitsbilder bzw. unsachgemäße Behandlungen infolge der fehlenden Kenntnisse bei den praktizierenden Ärzten. In einem 1896 veröffentlichten Gutachten über die Notwendigkeit einer Prüfung der Ohrenheilkunde im ärztlichen Staatsexamen konnte er anhand exakter Fallzahlen die Folgen nachweisen.<sup>25</sup> 1903 wurde Otto Körner als erster Otologe zum Mitglied der Prüfungskommission ernannt. Ein selbstständiges Prüfungsfach im Rahmen des Medizinstudiums wurde die Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in Deutschland im Jahre 1920. Bis 1901 gab es an keiner deutschen Universität einen Ordinarius für Otologie, sondern nur Extraordinariate. Dank seiner Verdienste wurde Otto Körner am 24. März 1901 in das Schweriner Schloss geladen und durch den amtierenden Regenten, Herzog Johann Albrecht (1857-1920), zum Ordinarius für Ohren- und Kehlkopfheilkunde befördert. Die Deutsche Otologische Gesellschaft würdigte dieses Ereignis mit einer Dankadresse. Hierdurch war Rostock zum Vorreiter für die Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde in ganz Deutschland geworden. Es wurde so der Stellenwert des Fachgebietes angehoben und als voll-

---

<sup>24</sup> Erinnerungen an Prof. O. Körner von Dr. Junichi Kikuchi, Dr. Tatsusabro Sarai und Hakushi Dr. Nobumitsu Nishiyama. Separatausdruck aus *Oto-Rhino-Laryngologia*, (Tokyo), 9, 1936.

<sup>25</sup> *Otto Körner*, Gutachten über die Notwendigkeit einer Prüfung der Ohrenheilkunde im ärztlichen Staatsexamen. Rostock 1896.

wertiges Mitglied der Fakultät eröffneten sich Körner jetzt neue Möglichkeiten, die Interessen des Faches zu vertreten. Körner behandelte sehr exakt und umsichtig seine Patienten, trotzte den Widrigkeiten der auch damals schon mitunter recht eigenwilligen Forderungen der Krankenkasse und legte großen Wert auf die Ausbildung seiner Assistenten. Diesen assistierte er bei den Operationen meist persönlich. Viele seiner Schüler bekamen Chefarztpositionen bzw. wurden Ordinarien. Wissenschaftlich war Otto Körner auf den Gebieten der vergleichenden Anatomie und klinischen Forschung tätig. Als Ordinarius wurde ihm die ehrenvolle Aufgabe des Dekans im Jahr 1904/1905 zuteil. 1906 erschien von Otto Körner das Lehrbuch der Ohrenheilkunde, das innerhalb von 11 Jahren 9 Auflagen erlebte. Es wurde immer mehr vervollständigt und galt bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts als Standardwerk.<sup>26</sup> Letztmalig wurde es 1969 aufgelegt. Durch sein Wirken an der Universität hatte er sich ein so hohes Ansehen verschafft, dass Körner am 1. Mai 1913 für die Legislaturperiode 1913/1914 zum Rektor ernannt wurde. Somit war er wiederum als erster Otologe in dieser Funktion in ganz Deutschland tätig und hatte somit nach der Ernennung zum Geheimen Medizinalrat am 9. März 1913 alles erreicht, „was dem deutschen Gelehrten zugänglich ist“, ein Zitat aus Otto Körners Erinnerungen.<sup>27</sup> Der Höhepunkt in seiner Rektoratszeit war der Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II., der durch Körners gute Beziehungen zum Schweriner Großherzog zustande kam (Abb. 6).

Damals überschritt die Anzahl der Rostocker Studenten erstmalig 1000. In seiner Rede anlässlich des Kaiserbesuches betonte Otto Körner, dass Wissenschaft und Forschung nur im Frieden gedeihen können. Ein Jahr später brach der 1. Weltkrieg aus. Während des 1. Weltkrieges wurden Betten für Verwundete bereitgehalten und Otto Körner bemühte sich, den akademischen Unterricht aufrecht zu erhalten. 1929 wurde er emeritiert und erhielt für seine Verdienste um die Erforschung der naturwissenschaftlichen Leistungen des griechischen Altertums kurz vor seiner Emeritierung im Februar 1929 die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Rostocker Universität. Zeichen der großen Wertschätzung sind zahlreiche Ehrenmitgliedschaften. Am 9. Oktober 1935 schloß Otto Körner nach einem erfüllten Leben friedlich ein.

Otto Körner hat für die Entwicklung der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde zu einem einheitlichen Fachgebiet Bahnbrechendes geleistet. Er war der Erste, der die Otologie, Rhinologie und Laryngologie unter einem Dach in einer selbstständigen Fachklinik vereinigte. Er war der erste Ordinarius für Ohren- und Kehlkopfheilkunde und der erste Otologe, der ordentliches Mitglied einer Prä-

---

<sup>26</sup> Otto Körner, Lehrbuch der Ohrenheilkunde und ihrer Grenzgebiete. Wiesbaden 1906.

<sup>27</sup> Otto Körner. Erinnerungen eines deutschen Arztes und Hochschullehrers 1858-1914. München/Wiesbaden 1920.



fungskommission für Medizinstudenten, Dekan und Rektor einer Universität in Deutschland wurde.



Abb. 6: Otto Körner empfängt als Rektor der Universität Rostock Kaiser Wilhelm II., Archiv der HNO-Klinik



Anita Krätzner

## **Von Christian Wilbrandt zu Karl Bartsch - Institutionalisierung und Disziplinierung der Germanistik in Rostock**

### **1. Einführung**

Das Institut für Germanistik feierte im Jahr 2008 sein 150-jähriges Jubiläum, ein ausgezeichneter Anlass, sich der Geschichte unserer Einrichtung ausführlich zu widmen. Für dieses Jubiläum organisierten Arbeitsgruppen eine Tagung zur „Germanistik in der DDR“, eine Ausstellung mit dem Titel „Germanistik und Gesellschaft. Deutsche Philologie in Rostock 1858-2008“ sowie eine Reihe von Begleitveranstaltungen mit Vorträgen von Studierenden und Lehrenden des Instituts. Der Vortrag von Dr. Jan Cölln und Anita Krätzner, der diesem Aufsatz zugrunde liegt, wurde am 14. November 2007 – also noch vor dem offiziellen Jubiläumsjahr – gehalten.

Die Organisation der Feierlichkeiten begann bereits im Jahr 2006, so insbesondere die Recherchen zur Geschichte des Instituts, die hauptsächlich im Universitätsarchiv Rostock stattfanden.<sup>1</sup> Die dort lagernden Archivalien bilden eine in der Literatur bisher kaum erschlossene Quelle; auf die Erkenntnisse, die dort gewonnen wurden, geht der Aufsatz zum größten Teil ein. Sicher kann diese Arbeit eine ausführliche Dokumentation zur Geschichte der Rostocker Germanistik nicht ersetzen, soll aber einen Beitrag leisten, die Gründung des ersten Seminars für deutsche Philologie zu erklären und dazu verfügbare Quellen aufzuzeigen. Meves charakterisiert den Prozess der Institutionalisierung als Errichtung von Ordinaten an den Universitäten und reiht sich somit in die Tradition der Fachgeschichtsschreibung ein.<sup>2</sup> Dennoch soll der Aufsatz weniger die Einrichtung von Lehrstühlen zur deutschen Philologie in Rostock beschreiben, sondern sich zur Klärung der Frage nach Institutionalisierung und Disziplinierung der Germanistik auf die konkreten Seminargründungen beziehen.

Die offene Fragestellung (die sich aber auch im folgenden Text nicht vollständig beantworten lässt) ist, wie es an der kleinen Universität Rostock zu der Einrichtung einer Institution kommen konnte, die in ihrer Art erstmalig in der

---

<sup>1</sup> An dieser Stelle sei den Mitarbeitern des Universitätsarchivs Rostock ein besonderer Dank ausgesprochen. Frau Angela Hartwig, Frau Bettina Kleinschmidt und Herr Sylvio Erdmann haben durch ihre Hilfestellungen in den letzten Jahren zur Aufarbeitung der Geschichte des Rostocker Instituts für Germanistik maßgeblich beigetragen. Das Universitätsarchiv Rostock wird in den Quellenangaben mit UAR abgekürzt. Die Signaturen (Kurator – K; Philosophische Fakultät – PHF) der Archivalien sind gesondert ausgewiesen.

<sup>2</sup> Vgl. Uwe Meves, Zum Institutionalisierungsprozess der Deutschen Philologie. Die Periode der Lehrstuhleinrichtung, in: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar 1994, 115-203, 115f.

Fachgeschichte war. Maßgeblich zur Beantwortung dieser Frage soll die Betrachtung der mit diesem Seminar in Verbindung stehenden Persönlichkeiten beitragen. Dazu gehören Christian Wilbrandt (der das philosophisch-ästhetische Seminar leitete, das als Vorgängereinrichtung gilt) und Karl Bartsch, der der letztendliche Gründer des deutsch-philologischen Seminars war. Zudem soll anhand des Vergleichs der Statuten beider Seminare gezeigt werden, inwiefern sich die genannten Einrichtungen ähnelten oder unterschieden und ob sich das Institut von Karl Bartsch als Vorreiter für das Fach deutsche Philologie etablieren konnte.

## 2. Forschungsstand und Quellenlage

Die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert ist sehr gut erforscht; dazu konnte in den letzten Jahrzehnten viel beigetragen werden. Einschlägig sind die Veröffentlichungen von Uwe Meves und von Klaus Weimar. Letzterer nimmt eine Einordnung des Institutionalisierungsprozesses der Germanistik als universitäre Wissenschaft vor, die vor allem wegen des Kapitels zur Lehrerausbildung und der Statistik zu den einzelnen Berufungen besondere Beachtung findet.<sup>3</sup> Meves listet nicht nur die entstandenen Lehrstühle genau auf, sondern ordnet sie auch in den Gesamtkontext ein, weshalb ein Verweis auf seine wichtigsten Veröffentlichungen zu diesem Thema genügen soll.<sup>4</sup> Beide Autoren, die hier stellvertretend für die Vielzahl der Veröffentlichungen zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert stehen sollen, strukturieren die Entwicklung des Faches von der Einrichtung weniger Lehrstühle Anfang des 19. Jahrhunderts bis hin zur Etablierung des Faches in der wilhelminischen

<sup>3</sup> Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*. München 1989.

<sup>4</sup> Uwe Meves, *Ausgewählte Beiträge zur Geschichte der Germanistik und des Deutschunterrichts im 19. und 20. Jahrhundert* (Spolia Berolinensia Bd. 24). Hildesheim 2004; *ders.*, Die Entstehung und frühe Entwicklung der Germanischen Philologie, in: Sylvain Auroux u.a. (Hrsg.), *Geschichte der Sprachwissenschaften. Ein internationales Handbuch zur Entwicklung der Sprachforschung von den Anfängen bis zur Gegenwart* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 18.2). 2. Teilband. Berlin/New York 2001, 1286-1294; *ders.*, Zum Institutionalisierungsprozess der Deutschen Philologie. Die Periode der Lehrstuhleinrichtung, in: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hrsg.), *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar 1994, 115-203 (Meves, 1994.1); *ders.*, Zur Namensgebung ‚Germanistik‘, in: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp, *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar 1994, 25-47 (Meves, 1994.2). Nach Beendigung dieses Beitrages erschien ein Aufsatz von Meves, in dem er auf Aspekte Bezug nimmt, die auch im vorliegenden Text relevant sind. Auch vergleicht er umfassend die Statuten der Seminare von 1839 und 1858. Darauf wird an dieser Stelle jedoch nicht weiter eingegangen. Vgl. Uwe Meves, Karl Bartsch und die Gründung des ersten Germanistischen Seminars (Universität Rostock 1858), in: Kurt Gärtner/Hans-Joachim Solms (Hrsg.), *Von Ion der Weisheit. Gedenkschrift für Manfred Lemmer*. Sandersdorf 2009, 154-175.

Zeit. Während der napoleonischen Besatzungszeit verstärkte sich die Hinwendung zu nationalen Gegenständen in der Wissenschaft. Adaptiert aus der klassischen Philologie entwickelten Gelehrte den Gegenstand der deutschen Philologie, die sich hauptsächlich mit der Geschichte und Edition altdeutscher Texte befasste. Berlin (mit den Professoren Friedrich Heinrich von der Hagen (1780-1856) und Karl Lachmann (1793-1851)), Münster und Göttingen (Jacob Grimm (1785-1863) und Wilhelm Grimm (1786-1859)) gelten als Zentren der Entstehung der Professuren, die auf deutsche Sprache und Literatur ausgerichtet waren.<sup>5</sup>

Zur Entstehung der Rostocker Germanistik, die mit der ersten Seminargründung für deutsche Philologie 1858 in Erscheinung trat, konnte man bisher nur auf wenige Quellen zurückgreifen. Als wichtigstes bisher bekanntes Dokument galt die Festschrift vom zweiten Direktor des deutsch-philologischen Seminars Reinhold Bechstein (1833-1894) anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Rostocker Germanistik.<sup>6</sup> Veröffentlichungen oder Feiern zum hundertjährigen Bestehen scheiterten; in der entsprechenden Akte finden sich Notizen zu einer Initiative, die aber nicht weitergeführt wurde.<sup>7</sup> Als zum 125-jährigen Jubiläum des Instituts für Germanistik eine Festschrift entstand, kamen nicht alle verfügbaren Archivalien zur Verwendung.<sup>8</sup> Stattdessen berief man sich auf die Denkschrift von Bechstein und die Akte zur Wiederbesetzung des Wilbrandtschen Lehrstuhls<sup>9</sup>, jedoch leider ohne genaue Quellenangaben, was die Nachvollziehbarkeit beinahe unmöglich macht. Bechsteins Verdienst in Bezug auf die Wissenschaftsgeschichte der Germanistik ist es vor allem, in seiner Schrift die Statuten des deutsch-philologischen Seminars abzubilden, ihre Weiterentwicklung aus dem philosophisch-ästhetischen Seminar zu beschreiben und eine Verortung im historischen Kontext seiner Zeit vorzunehmen. Zugleich listet er alle Mitglieder des deutsch-philologischen Seminars bis 1883 auf und beschreibt zudem – wenn ihm diese Information zur Verfügung stand – welchen Beruf die genannten Per-

---

<sup>5</sup> Meves, 1994.1, 130ff. Vgl. Weimar, 1989, 244ff.

<sup>6</sup> Reinhold Bechstein, Denkschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des deutsch-philologischen Seminars auf der Universität zu Rostock am 11. Juni 1883. Rostock 1883. Dieses Dokument wurde anlässlich der 150-Jahr-Feiern digitalisiert und steht unter <http://www.germanistik-rostock.de/> (Stand 09.04.2009, 12 Uhr MEZ) zur Verfügung.

<sup>7</sup> Aktennotizen von Teuchert anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Germanistischen Instituts, in: UAR, Germanistisches Institut. Ungeordnete Vorgänge 1947-1966. PHF 284. Hermann Teuchert war nach der Wiedereröffnung der Universität Rostock 1946 der Direktor des Germanistischen Instituts. Bezüglich einer geplanten Festschrift finden sich Themen und mögliche Bearbeiter. Zur Durchführung dieser Pläne kam es dann aber nicht.

<sup>8</sup> Wilhelm-Pieck-Universität Rostock (Autorenkollektiv unter der Leitung von Joseph Pischel) (Hrsg.), 125 Jahre Germanistik an der Universität Rostock 1858-1983. Rostock 1983, 6ff.

<sup>9</sup> UAR, Wiederbesetzung des Lehrstuhls für neuere Sprache und Literatur 1852-1857. PHF 156.

sonen ergriffen haben. Anschließend listet Bechstein auf, welche Lektüre im Seminar behandelt wurde und nennt Titel der Arbeiten, die hierzu entstanden.<sup>10</sup>

Bisher war es nicht möglich, nachzuvollziehen, woher der zweite Direktor des Seminars für deutsche Philologie seine Informationen gewann. Inzwischen ist deutlich geworden, dass sie im Universitätsarchiv Rostock im Kurator-Bestand zu finden sind.<sup>11</sup> In dieser Akte des Instituts finden sich nicht nur alle Jahresberichte von 1840 bis 1895 (mit Seminarlektüre, verfassten Arbeiten und Vorschlag für die Prämie), das heißt von vier Generationen von Seminardirektoren von Wilbrandt, Bartsch über Bechstein bis zu Wolfgang Golther (1863-1945), sondern auch die Gründungsurkunden des philosophisch-ästhetischen Seminars von 1839 und des deutsch-philologischen Seminars von 1858 in ihrer Originalausfertigung zuzüglich der genehmigten Statuten. Zudem ist dort der Briefwechsel zwischen dem Vizekanzler und dem Seminardirektor verzeichnet.<sup>12</sup>

Zum Verfahren gegen Christian Wilbrandt im Zuge des Hochverratsprozesses geben Akten des Akademischen Gerichts<sup>13</sup> und, wenn auch spärlich, Wilbrandts Personalakte Auskunft.<sup>14</sup> Die Ausführungen über ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie und im Internationalen Germanistenlexikon lassen eine detailreiche Nachzeichnung des Lebenswegs zu.<sup>15</sup>

### 3. Christian Wilbrandt und das philosophisch-ästhetische Seminar

Zu Christian Wilbrandt wird auf die Lebensdaten nur kurz einzugehen sein. Im Mittelpunkt soll eher die Gründung des philosophisch-ästhetischen Seminars stehen, die in der Literatur zwar erwähnt, nicht aber dargestellt wird.<sup>16</sup>

Christian Wilbrandt wurde 1801 in Neuenkirchen als Sohn eines Pastors geboren. Nach seinem Studium der Philosophie und Philologie in Berlin fand er 1823 zunächst eine Anstellung als Oberlehrer am Gymnasium in Heiligenstadt. 1825 wechselte er nach Pforta, bevor er von 1828 bis 1837 an der Großen Stadtschule in Rostock als ordentlicher Lehrer tätig werden konnte. Danach trat er die

---

<sup>10</sup> *Bechstein*, 1883.

<sup>11</sup> UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol. I. K69/677.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> UAR, Akademisches Gericht. Nr. 4427; UAR, Akademisches Gericht. Nr. 4436.

<sup>14</sup> UAR, Personalakte Christian Wilbrandt.

<sup>15</sup> *Steffen Prignitz*, Christian Wilbrandt, in: Christoph König (Hrsg.), Internationales Germanistenlexikon. Bd. 3. Berlin 2003, 2030-2031; *Heinrich Klenz*, Christian Wilbrandt, in: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 42. Leipzig 1897, 476-477.

<sup>16</sup> *Reno Stutz*, Christian Wilbrandt, in: Angela Hartwig/Tilmann Schmidt (Hrsg.), Die Rektoren der Universität Rostock. 1419-2000. Rostock 2000, 142; *Prignitz*, 2003, 2030f.

Nachfolge von Victor Aimé Huber (1800-1869) an und wurde damit 1837 ordentlicher Professor für Ästhetik und Neuere Literatur.<sup>17</sup>

Sein Sohn, der Dichter Adolf Wilbrandt, beschrieb das Leben seines Vaters sehr treffend:

„Als Predigersohn auf dem Lande geboren, kam er beizeiten in die Stadt nach Rostock, besuchte das Gymnasium und die Universität, zog dann nach Berlin, um vor allem zu Hegels Füßen zu sitzen und sein Herz an die Hegelsche Philosophie zu hängen, mit einer Treue, die nie verging. Wie sich aber so viele Gegensätze in Menschenhirnen lebenslang vertragen und nebeneinander wie Ergänzungen blühen, so hinderte auch die Hegelsche Geisteswelt der ‚Begriffe‘ meinen Vater nicht, sich mit lebendiger Sinneskraft in die Realität zu stürzen und mit den Dingen zu leben, als Gelehrter und Künstler zugleich. Er hatte sich der Philologie ergeben und versenkte sich mit gleicher Liebe in die altklassischen wie in die germanischen Sprachen.“<sup>18</sup>

Mit der Unterstützung des Vizekanzlers Carl Friedrich von Both (1789-1875) beantragte er 1838 die Gründung des philosophisch-ästhetischen Seminars, der 1839 zugestimmt wurde.<sup>19</sup> Nach dem pädagogisch-theologischen Seminar und dem philologischen Seminar war es die dritte Einrichtung an der Philosophischen Fakultät in Rostock, in der sich über die Vorlesungen hinaus Professoren und Studenten gemeinsam in Übungen dem Lehrstoff widmeten.<sup>20</sup> Die genehmigten Statuten vom 12. Februar 1839 lauteten wie folgt:<sup>21</sup>

„Statuten für das philosophisch-aesthetische Seminarium auf der Universität zu Rostock.

Wir Paul Friederich,  
von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr thun hiemit kund, daß wir der gnädigsten Entschliebung geworden sind, ein philosophisch-aesthetisches Seminarium auf Unserer Universität Rostock zu errichten, und die hieneben gehefteten Statuten für diese Anstalt genehmigt und bestätigt haben. Immaßen Wir solche Kraft dieses zu der Folge bestätigen, daß das zu Michaelis d. J. in's Leben tretende philosophisch-aesthetische Seminarium in Gemäßheit der durch diese Statuten gegebene

<sup>17</sup> UAR, Lehrstuhl für neue deutsche Literaturgeschichte und Theaterwissenschaft 1836-1871. PHF 155.

<sup>18</sup> *Adolf Wilbrandt*, Aus der Werdezeit. Erinnerungen. Neue Folge. Stuttgart/Berlin 1907, 6.

<sup>19</sup> Gründungsurkunde des philosophisch-ästhetischen Seminars, in: UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677.

<sup>20</sup> Index Lectionum in Academia Rostochiensis. Rostock 1828-1893.

<sup>21</sup> Die Rechtschreibung der Quellen wird nicht angeglichen. (A.d.A.)



Bestimmungen bestehen und geleitet, und die darin enthaltenen Vorschriften von den Betheiligten unverbrüchlich beobachtet werden sollen. Urkundlich unter Unserm Handzeichen und Insiegel. Gegeben durch Unsere Regierung. Schwerin, am 12. Februar 1839.

Paul Friedrich (L.S.) L. v. Lützow

§.1. Das für die Studirenden auf der Landes-Universität zu Rostock gestiftete philosophisch-aesthetische Seminarium hat den Zweck, eine regelmäßige Folge von practischen Uebungen zu veranlassen, deren Bedeutung und Weise in den nachfolgenden §§. näher erläutert ist. Dem Professor der Aesthetik und neueren Literatur wird, bis auf weitere Bestimmung, die Leitung dieses Instituts unter Obergewalt der Landesregierung übertragen.

§. 2. Das philosophisch-aesthetische Seminarium hat die zwiefache Bestimmung:

- 1) diejenige wissenschaftliche Erkenntnis, welche die theoretischen Vorträge über philosophische und aesthetische oder literaturhistorische Disciplinen in größerem Zusammenhange mitzuthellen haben, durch eigene Forschungen der Studirenden über einzelne dahin einzuschlagende Fragen theils zu vermitteln, theils zu befestigen und zu beleben;
- 2) ihre Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache sowohl in Bezug auf schriftliche, als auf mündliche Darstellung zu befördern.

§. 3. Die Arbeiten des Seminars werden demnach bestehen

- 1) in schriftlichen Abhandlungen über ausgezeichnete Werke der National-Literatur in ihrem ganzen Umfange, sowohl der ältern als der neuern Zeit, worin das Maaß ihres Werthes, die für Verfasser und Zeitgenossen characterisirende Bedeutung, der Einfluß auf die Cultur der Nachkommen überhaupt und insbesondere auf die Ausbildung des wissenschaftlichen Gebietes, dem sie angehören u. dgl., je nach ihrer Ergiebigkeit für solche Fragen, erörtert wird, wobei auch die Betrachtung fremder National-Werke, sofern sie dies wirklich sind, nicht ausgeschlossen bleibt;
- 2) in schriftlichen Abhandlungen über Fragen, welche sich für diesen Literatur-Bereich aufwerfen lassen;
- 3) in mündlichen Vorträgen über Werke der National-Literatur, vornämlich dichterische Werke, welche die leitenden Grundgedanken hervorheben, und aufzeigen, in wiefern der Gang der Entwicklung ihnen entspreche, überhaupt dieselben nach mannigfachen Gesichtspunkten beurtheilen;
- 4) in mündlichen Vorträgen über aufgeworfene Fragen;
- 5) in Beurtheilungen und Discussionen über die Aufsätze und Vorträge.

Die Sprache der Verhandlungen ist ausschließlich die deutsche. Die größere oder geringere Schwierigkeit wird in der Regel bestimmen, was für das schriftliche und was für das mündliche Verfahren zu wählen sey.

§. 4. Jeder Studirende, gleichviel von welcher Facultät, ist zur Theilnahme an diesen Uebungen berufen und berechtigt. Insbesondere werden diejenigen, welche sich einem Lehrfache widmen wollen, sich zum Eintritt in das Seminarium aufgefordert finden.

§. 5. Die Zahl der Mitglieder des Seminars ist nicht beschränkt. Wer in dasselbe einzutreten wünscht, hat sich spätestens an dem zum Wiederanfang der Vorlesungen für jedes Semester festgesetzten Tage beim Direktor zu melden. Zugleich muß er demselben eine Liste von mindestens sechs Aufgaben, worüber er zu schreiben, und eben so vielen, worüber er zu reden Neigung hätte, zur Auswahl übergeben. Sollte ein Studirender in dieser Beziehung des Rathes bedürftig seyn, so wird der Director ihm denselben nicht versagen.

§. 6. Wenn in angegebener Weise die Anmeldungen geschehen sind, so ist das Seminar für das Semester wie eine zu ihrem Zweck geschlossene Gesellschaft zu betrachten. Bei den Uebungen zu hospitiren, darf nicht gestattet werden.

§. 7. Nach der Zahl der Theilnehmer und der von ihnen zu erwartenden Aufsätze und Vorträge hat der Director die Anordnungen für die Reihenfolge der Arbeiten und das Cursiren derselben zum Zweck der nachmaligen Discussion zu treffen. Er hat möglichst Sorge dafür zu tragen, daß eine Fülle anziehender und bildender Gegenstände in jedem halben Jahre zur Sprache komme. Von jedem Theilnehmer wird erwartet, daß er sich durch sorgfältige Erfüllung der freiwillig übernommenen Verbindlichkeiten den Gang der gemeinschaftlichen Arbeiten zu fördern bemühet seyn, und, falls er daran irgendwie behindert ist, durch tempestive Substituierung eines Andern, den sonst die Reihe noch nicht treffen würde, und durch die Anzeige bei dem Director für Abwehr von Unterbrechungen sorgen werde. Wer es hieran ermangeln läßt, wird für das halbe Jahr von der Gesellschaft ausgeschlossen.

§. 8. Die Uebungen werden in der Regel acht Tage nach dem Beginnen der Vorlesungen anfangen und wöchentlich zweimal Statt finden, jedesmal zwei Stunden.

§. 9. Es soll ein um das andere Jahr, abwechselnd mit dem philologischen Seminarium, bei dem philosophisch-aesthetischen Seminar eine Preisaufgabe gestellt werden, so daß das letztere in dem zweiten Jahre seines Bestehens an

die Reihe kommt. Der Director des Seminars hat in Verbindung mit den Decanen der vier Facultäten die Preisfrage zu stellen, und normiren in Bezug hierauf die Vorschriften, welche das abgeänderte Regulativ für die Stellung von Preisfragen vom 28. März 1838 über die philologische Preisfrage enthält.

§. 10. Für die Theilnahme an den Arbeiten des Seminars wird weder Honorar erlegt, noch sind anderer Seits feststehende Emolumente oder Stipendien damit verbunden. Dagegen sollen jährlich zu Michaelis, nach eingeholter Genehmigung der Landesregierung, an die ausgezeichnetsten Seminaristen, wobei auch diejenigen, welche etwa zu Ostern desselben Jahres bereits abgegangen sind, berücksichtigt werden dürfen, drei Praemien, eine von 40 RT und zwei von 20 RT N  $\frac{2}{3}$ , vertheilt werden, welche Vertheilung jedoch nur dann und in so weit Statt findet, als sich die Seminaristen durch Fleiß und Betragen der Praemien würdig gezeigt haben. Der Director hat jährlich gegen Michaelis den motivirten Vorschlag dazu nach gewissenhafter Ueberzeugung zu machen, auch damit zugleich einen ausführlichen, dem Vice-Canzler der Universität zur weiteren Beförderung zu übergebenden, Bericht an die Landesregierung über die Leistungen der Seminaristen im vorausgegangenen Jahre, sowie über den Fortgang und die Wirksamkeit des Instituts überhaupt, zu verbinden.

§. 11. Die gegenwärtigen Statuten treten mit Michaelis 1839 in Wirksamkeit; jedoch bleiben Abänderungen derselben, nach Zeit und Umständen, vorbehalten.“<sup>22</sup>

Die Statuten des philosophisch-ästhetischen Seminars charakterisieren die von Wilbrandt und von Both auf den Weg gebrachte Einrichtung als eine Veranstaltung, die sich von der universitären Vorlesung in ihrer Arbeitsweise unterscheidet. Im Seminar wurde nicht nur vorgetragen, sondern Wilbrandt traf sich mit seinen Studierenden zweimal in der Woche für jeweils zwei Semesterwochenstunden im kleinen Kreis. Anders als in den Vorlesungen wurden hier nun Themen und Werke der „National-Literatur“ diskutiert und in Vorträgen und Hausarbeiten besprochen. Im Vordergrund der Betrachtungen standen die Fächer Philosophie, Ästhetik und Literaturgeschichte, die sich, wie in den Statuten festgehalten, über die „National-Literatur“ und auch „fremde National-Werke“ erstrecken sollten. Die sich wiederholenden Vorlesungen von Wilbrandt beinhalteten Werke von Shakespeare, die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, griechische Dramen, Ästhetik und Philosophie sowie deutsche Gedichte des

<sup>22</sup> Statuten des philosophisch-ästhetischen Seminars, in: UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677.

Mittelalters<sup>23</sup> und dem Parzival.<sup>24</sup> Tragen diese Vorlesungen stark noch einen „generalistischen“ Charakter,<sup>25</sup> zeigen auch die Berichte über das Seminar, dass, obgleich die Themenbreite auch in den Übungen vorhanden war, sich die Studierenden aber vielfach mit neuzeitlicher Literatur beschäftigten.<sup>26</sup> Eine große Neuerung des philosophisch-ästhetischen Seminars war die ausdrückliche Ausrichtung auf angehende Lehrer sowie das Vorhaben, die Handhabung der deutschen Sprache in Vorträgen und Hausarbeiten zu fördern.<sup>27</sup> Für die Etablierung der deutschen Philologie in Rostock war die Schaffung dieser Seminarart sicher grundlegend, auch wenn die Errichtung des deutsch-philologischen Seminars durch Karl Bartsch erst 19 Jahre später erfolgte.

Wilbrandt wurde während seiner Wirkungszeit an der Universität Rostock nicht nur Dekan der Philosophischen Fakultät, sondern auch zweimal deren Rektor. In den Revolutionsjahren von 1848/49 hatte er mehrere politische Ämter inne, so war er Mitglied der konstituierenden Versammlung Mecklenburgs, erster Vizepräsident des Landtages, Präsident der Reformvereine und Mitglied des ersten ordentlichen Landtages.<sup>28</sup> Zudem war er Mitherausgeber der „Mecklenburgischen Blätter“.<sup>29</sup> Während der Restaurationszeit wurde Wilbrandt, wie auch seine Kollegen Karl Türk (1800-1887) und Julius Wiggers (1811-1901), pensioniert und des Hochverrats angeklagt.<sup>30</sup> 1858 – neun Jahre vor seinem Tod

<sup>23</sup> Bei den deutschen Gedichten des Mittelalters orientierte sich Wilbrandt an Karl Lachmanns „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des Mittelalters“. Diese Vorlesung fand nur im Sommersemester 1839 statt. Vgl. *Karl Lachmann*, Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin 1820. Vgl. UAR, Vorlesungen auf der Großherzoglichen Universität zu Rostock. In seiner Vorlesung „Einige deutsche Gedichte des Mittelalters“ orientierte sich Wilbrandt am „Altdeutschen Lesebuch“ von Wackernagel. Vgl. Ebd., vgl. *Wilhelm Wackernagel*, Deutsches Lesebuch. Th. 1. Altdeutsches Lesebuch. Poesie und Prosa vom IV. bis zum XV. Jahrhundert. Basel 1835.

<sup>24</sup> UAR, Vorlesungen auf der Großherzoglichen Universität zu Rostock.

<sup>25</sup> Die Generalistenprofessuren wurden bei Weimar 1989 in die Zeit vor Wilbrandts Wirken eingeordnet. Meves schreibt Wilbrandts Jahre der Etablierungsphase der deutschen Philologie zu. Vgl. *Weimar*, 1989, 230ff; *Meves*, 1994.1, 129ff.

<sup>26</sup> Vgl. UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677. Vgl. *Bechstein*, 1883, 6.

<sup>27</sup> Siehe Statuten.

<sup>28</sup> *Julius Wiggers*, Die mecklenburgische constituierende Versammlung und die vorausgegangene Reformbewegung. Eine geschichtliche Darstellung. Rostock 1850, 63.

<sup>29</sup> *Klenz*, AdB 42, 477; *Stutz*, 2000, 142; *Prignitz*, 2003, 2030.

<sup>30</sup> Über die Zeit der Untersuchungshaft berichtet Wiggers: *Julius Wiggers*, Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des „Rostocker Hochverratsprocesses“. Berlin 1861. Vgl. Entlassungsurkunde, in: UAR, Personalakte Christian Willbrandt. Die Akten des Akademischen Gerichts dokumentieren die Vorladung der Professoren, sowie die Verhaftungsurkunde Wilbrandts. Vgl. UAR, Akademisches Gericht Nr. 4427, 1850; UAR, Akademisches Gericht Nr. 4436, 1853. Auch die Rostocker Zeitung berichtete über Verhaftung und Entlassung. Rostocker Zeitung, Rostocker Zeitung, Jahrgang 1852, Nr. 166 (15. Juli), Blatt 1; Jahrgang 1852, Nr. 181 (30. Juli), Blatt 2.

– wurde Wilbrandt in zweiter Instanz zwar freigesprochen;<sup>31</sup> das von ihm begründete philosophisch-ästhetische Seminar sowie sein Lehrstuhl lagen aber seit seiner Pensionierung 1852 brach.

#### 4. Die Neubesetzung des Wilbrandtschen Lehrstuhls

Die Wiederbesetzung des Lehrstuhls von Christian Wilbrandt verlief nicht den Wünschen der Universität entsprechend.<sup>32</sup> Im Jahr der Pensionierung von Wilbrandt überlegte die Philosophische Fakultät, das Ordinariat umzuwidmen. Im Gespräch waren Bezeichnungen wie „Professor der Philosophie, altdeutschen Sprache und Litteratur sowie der neueren Litteraturgeschichte im Allgemeinen“, „Professor der neueren Sprache, besonders die englische und französische und die Literatur beider Sprachen“ und gleichzeitig wurde geäußert, dass „die italienische Sprache, bei Rostocks Lage auch die nordischen, [...] ein mindestens ebenso großes Anrecht auf Berücksichtigung [hätten].“<sup>33</sup> Bereits 1853 brachte die Fakultät aber schon Vorschläge für die Besetzung der „Professur der deutschen Sprache und Literatur“. Im Gespräch waren die ausgewiesenen Fachspezialisten Karl Müllenhoff (1818-1884), Karl Weinhold (1823-1901), Rochus von Liliencron (1820-1912), Wilhelm Müller (1812-1890), Karl Weigand (1804-1878) und Heinrich Rückert (1823-1875). Das Konzil der Universität entschied sich für Müller, Weigand, Weinhold und den Indogermanisten Dietrich.<sup>34</sup> Dennoch wurde die Stelle aufgrund von anderweitigen Strukturentscheidungen vorerst nicht besetzt. Nachdem von Both trotzdem darauf drängte, antwortete Wilhelm von Schröter (1799-1865) vom Ministerium für Unterrichtsangelegenheiten 1855 dem Vizekanzler:

„Wiewohl das unterzeichnete Ministerium nicht gern von dem mit so vielem Nachdrucke erwirkten und verfolgten Beschlusse der Wiederbesetzung der Wilbrandtschen Professur abgeht und auch in der Sache der Ansicht bleibt, daß die letztere aus dem intellektuellen Gesichtspunkte für die Universität nicht von minderer Wichtigkeit ist, als es in dem materiellen Interesse die Professur der Staatswissenschaften sein mag, so will sich dasselbe doch nicht dem Gehör wegen des letzteren Gegenstandes verschließen. Sie werden daher in Erwiderung Ihres Vortrags vom 28ten M. hierdurch ermächtigt, die philosophische Fakultät zu veranlassen, sich dieserhalb gegen Sie auszusprechen. Jedoch wird dieses Unternehmen nur dann von Erfolg sein können,

<sup>31</sup> Wiggers, 1861, 241.

<sup>32</sup> UAR, Wiederbesetzung des Lehrstuhls für neuere Sprache und Literatur 1852-1857. PHF 156.

<sup>33</sup> Antrag der Philosophischen Fakultät vom 6. November 1852, in: Ebd.

<sup>34</sup> Vorschlag für die Besetzung der Professur der deutschen Sprache und Literatur vom 13. Mai 1853, in: Ebd.



wenn die philosophische Fakultät im Stande sein sollte, einen mit den zu Gebote stehenden Mitteln erreichbaren tüchtigen Mann von streng conservativer Gesinnung und Richtung in Vorschlag zu bringen, indem die letztere gerade bei dieser Professur von besonderem Gewichte ist und es besser sein würde, diese Professur unbesetzt zu lassen, als dieselbe mit einem Mann von unzuverlässiger Gesinnung anzuvertrauen.

Schwerin d. 3. September 1855.

Großherzogliches Mecklenburgisches Ministerium.  
Abteilung für Unterrichts-Angelegenheiten  
von Schröter<sup>35</sup>

Die Besetzung des Lehrstuhls für deutsche Philologie verzögerte sich wegen fehlender Mittel<sup>36</sup> und durch die Neubesetzung des Lehrstuhls für Staatswissenschaften. Hierfür wurde ein Mann „von streng conservativer Gesinnung“<sup>37</sup> eingefordert. Strittig ist die Interpretation des Schreibens hinsichtlich der Behauptung, gleiches würde auch für Besetzung des Wilbrandtschen Lehrstuhles gelten.<sup>38</sup> Der Philosophischen Fakultät war ohnedies daran gelegen, die Berufung abzuschließen und schlug den fachlich geeigneten Wilhelm Wackernagel (1833-1881) vor. 1857 fand man dann aber in Karl Bartsch einen qualifizierten Kandidaten, der das Fach in der gewünschten Weise fortführen sollte:

„Die Fakultät ist dabei von der Ansicht ausgegangen, daß in Betracht der immer größer werdenden Bedeutung, welche die wissenschaftliche Erforschung und Behandlung der neueren Sprachen und Literaturen in jüngster Zeit gewonnen, in Betracht der Wechselwirkung der einzelnen Sprachen, wie sie im Mittelalter wurzeln und in der Gegenwart sich so vielfach berühren, vorzüglich aber auch mit Berücksichtigung der kleinen Verhältnisse der Universität, es sehr wünschenswerth sein dürfte, einen gediegenen Gelehrten zu gewinnen, welcher beide Gebiete, die der germanischen und romanischen Sprachen und Literatur, zu umfassen befähigt sei. Sie hat sich, da Männer dieser Art noch zu den Seltenheiten gehören, einstimmig zu Gunsten des Dr. Carl Bartsch erklärt.“<sup>39</sup>

---

<sup>35</sup> Schreiben von Schröter 3. September 1855, in: Ebd.

<sup>36</sup> Schreiben von Both 7. September 1855, in: Ebd. Von Both schrieb an das Ministerium: „Die Wiederbesetzung der Wilbrandtschen Professur war vor anderthalb Jahren schon fast beschlossen und scheiterte damals nur an dem Mangel der nöthigen Geldmittel.“

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> In der Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum wird der Sachverhalt so dargestellt. Vgl. WPU, 1983, 8.

<sup>39</sup> Antrag der Philosophischen Fakultät vom 14.5.1857, in: UAR, Wiederbesetzung des Lehrstuhls für neuere Sprache und Literatur 1852-1857. PHF 156.

## 5. Karl Bartsch und die Gründung des deutsch-philologischen Seminars

Karl Bartsch wurde 1832 in Sprottau (Schlesien) geboren und wuchs in Gleiwitz und Breslau auf. Er studierte klassische, deutsche und romanische Philologie bei Lehrern wie Weinhold, Wilhelm Grimm und von der Hagen. 1855 bekam er die Stelle als Kustos des Handschriftenkabinetts an der Bibliothek des Germanischen Museums in Nürnberg.<sup>40</sup> Von dort wurde er an die Rostocker Universität berufen. Bartsch beschreibt die Begegnung mit dem Vizekanzler von Both:

„Der alte treffliche Vizekanzler von Both hatte mich im Sommer 1857 in Nürnberg aufgesucht, um mich persönlich kennen zu lernen. Er traf mich auf der Stadtbibliothek, im Staube der Manuskripte begraben, die ich für den allgemeinen Handschriftenkatalog des germanischen Museums durcharbeitete. Leider wusste ich nicht, dass er vollständig taub war: daher ich mich vergeblich bemühte, ihm auf seine Frage nach etwa wünschenswerten Umgestaltungen des Seminars meine leitenden Gesichtspunkte auseinanderzusetzen, bis ich mich endlich genötigt sah, einen Entwurf ex tempore niederzuschreiben.“<sup>41</sup>

Bis zur Berufung nach Rostock dauerte es noch, jedoch war Bartsch offenbar sehr entschlossen, aus Nürnberg fortzugehen:

„Zwar ist von Rostock noch nichts bestimmtes eingetroffen, allein auch wenn meine Hoffnungen dort scheitern, steht mein Entschluß fest, nicht länger im Museum zu bleiben. Die geistlose Tätigkeit und Beschäftigung, die ich nun zwei Jahre ertragen habe, nimmt von meinen Kräften so viel in Anspruch, daß, wenn ich noch ein paar Jahre so fortmache, ich mich aufreiben würde.“<sup>42</sup>

In der Philologenversammlung schreibt sich Bartsch selbst das Verdienst zu, mit von Both die Umgestaltung des philosophisch-ästhetischen Seminars zum deutsch-philologischen Seminar vorgenommen zu haben. In Briefen an das Ministerium berichtet davon auch der Vizekanzler und setzt die besprochenen Pla-

---

<sup>40</sup> Zu Karl Bartsch: *Stephanie Dressler*, Karl Bartsch, in: Christoph König (Hrsg.), Internationales Germanistenlexikon. Bd. 1. Berlin 2003, 88-90; *Wolfgang Golther*, Karl Bartsch, in: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 47, 749-752.

<sup>41</sup> *Karl Bartsch*, Über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Übungen, in: Verhandlungen der sechsunddreißigsten Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe. Vom 27. bis 30. September 1882. Leipzig 1883, 237-245. 237.

<sup>42</sup> *Karl Bartsch*, Brief an Pfeiffer vom 31. Oktober 1857, in: Hans-Joachim Koppitz (Hrsg.), Franz Pfeiffer/Karl Bartsch. Briefwechsel. Mit unveröffentlichten Briefen der Gebrüder Grimm und weiteren Dokumenten zur Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Köln 1969, 35.

nungen in die Tat um.<sup>43</sup> Zwar wird Karl Bartsch 1857 noch als Direktor des philosophisch-ästhetischen Seminars eingesetzt; der Lehrstuhl wird jedoch schon umgewandelt und macht ihn zum Professor für deutsche und neuere Literatur. Im Juni 1858 erfolgt dann die Bestätigung des Ministeriums für die Gründung des deutsch-philologischen Seminars.

Vom vorangegangenen Seminar grenzt sich Bartsch stark ab; beschreibt die Wilbrandtsche Einrichtung folgendermaßen:

„Als ich vor 24 Jahren nach Rostock berufen wurde, bestand dort ein philosophisch-ästhetisches Seminar, geleitet von meinem Vorgänger, dem durch seine eigenthümliche Behandlung des Hildebrandsliedes bekannten Wilbrandt (dem Vater von Adolf Wilbrandt). Es hatte den Zweck, hauptsächlich für die Behandlung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen der Gymnasien die künftigen Lehrer vorzubereiten; gewiss ein sehr löblicher und anerkennenswerter. Bei Wilbrandt hing diese Richtung mit seinem ganzen Bildungsgange zusammen, während ich, den pädagogischen Beziehungen ferner stehend, mehr die philologische Betrachtungsweise zum Mittelpunkt machte.“<sup>44</sup>

Die Änderungen der Statuten hin zur Gründung des deutsch-philologischen Seminars<sup>45</sup> beinhalten zwar die Änderungen einzelner Themenbereiche, auf die noch einzugehen sein wird, nicht jedoch die ausdrückliche Ausrichtung auf das Lehrfach. Diese im vierten Paragraphen beschriebene Hinwendung (in Bezug auf die Studenten) wurde wortwörtlich aus den Statuten des philosophisch-ästhetischen Seminars übernommen.<sup>46</sup> Eine Umwidmung kam dann doch nur hinsichtlich der behandelten Themen zustande. Im ersten Paragraphen wurde festgeschrieben, dass der Direktor des Seminars der Professor für deutsche und neuere Literatur werden sollte; dort sollte die „ältere und neuere deutsche Literatur, sowie [...] deutsche Alterthümer und Mythologie“<sup>47</sup> (im Gegensatz zu „Ästhetik und neuere Literatur“<sup>48</sup>) besprochen werden. Die zweite Bestimmung zur Ausrichtung auf die „Handhabung der deutschen Sprache“<sup>49</sup> blieb im Wortlaut

---

<sup>43</sup> Vortrag des Vicekanzlers von Both vom 7. Juni 1858, in: UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677.

<sup>44</sup> Bartsch, 1883, 237.

<sup>45</sup> Die Statuten des deutsch-philologischen Seminars wurden bereits mehrfach abgedruckt. Deswegen soll hier darauf verzichtet werden. Man findet sie unter anderem in der Bechstein-Denkschrift und in der Edition des Briefwechsels von Karl Bartsch und Franz Pfeiffer. Vgl. Bechstein, 1883, 9ff; vgl. Koppitz, 1969, 244ff.

<sup>46</sup> Vgl. Statuten des philosophisch-ästhetischen Seminars. Siehe oben.

<sup>47</sup> Statuten des deutsch-philologischen Seminars, in: UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677.

<sup>48</sup> Vgl. Statuten des philosophisch-ästhetischen Seminars. Siehe oben.

<sup>49</sup> Ebd.

bestehen. Die Änderung betraf die Umgestaltung der Gegenstände von philosophisch-ästhetischen und literaturhistorischen zu deutsch-philologischen.

Zudem wurden auch einige formelle Änderungen vorgenommen. Die Zahl der Mitglieder wurde auf sechs beschränkt. Auch musste ein Teilnehmer nicht mehr sechs Gegenstände, mit denen er sich beschäftigen wollte, einreichen; diese Bestimmung wurde unkonkreter und bezeichnete nur noch „Gegenstände“.<sup>50</sup> Auch die Reihenfolge für die Vorträge wurde nun durch das Alter der Mitglieder und nicht mehr durch den Seminardirektor festgelegt. Der Paragraph, der die Preisaufgabe umfasste, blieb bestehen; noch immer wechselten sich dabei das deutsch-philologische und das klassisch-philologische Seminar ab. Aber die Prämien wurden auf 46  $\frac{2}{3}$  und 23  $\frac{1}{3}$  Thlr. Courant erhöht.<sup>51</sup>

In seinen Jahresberichten an das Ministerium für Unterrichtsangelegenheiten legt Bartsch nicht nur die Lektüre des vergangenen Semesters, sondern auch die entstandenen Arbeiten dar zuzüglich des Vorschlags für die Prämie. Auch diese Berichte gleichen denen seines Vorgängers Wilbrandt. Häufige Lektüre ist Wackernagels Lesebuch; Arbeiten werden über mittelhochdeutsche Texte verfasst. In vielen Abhandlungen der Studenten werden Metrik, Editionsfragen oder literaturgeschichtliche Fragestellungen untersucht.<sup>52</sup> Es lässt sich also ablesen, dass die deutsche Philologie in Rostock vorwiegend aus Literaturwissenschaft besteht.<sup>53</sup> Ein besonderes Interesse für die Linguistik lässt sich aber bei dem Studenten Karl Nerger (1841-1913) erkennen, der nicht nur seine Hausarbeiten immer wieder zu sprachwissenschaftlichen Themen verfasste,<sup>54</sup> sondern der auch eine Preisschrift zur „Grammatik des mecklenburgischen Dialektes“<sup>55</sup> ablieferte. Daraus entwickelte sich die erste sprachwissenschaftliche Darstellung der Grammatik der neueren mecklenburgischen Dialekte in der Geschichte der Niederdeutschen Philologie.

Die Zahl derjenigen Studenten, die das deutsch-philologische Seminar suchten, blieb trotz des neuartigen Angebots gering.

„Es fehlte ihm [dem Seminar] leider dort der rechte Boden; Mecklenburg hatte damals noch keine philologische Staatsprüfung und die Folge davon war, dass die meisten Philologen, namentlich die älteren, auf die man in einem Seminare doch am meisten angewiesen ist, den größten Teil ihrer Stu-

---

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Jahresberichte des deutsch-philologischen Seminars, in: UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677. Bechstein listet die Studenten und die von ihnen verfassten Arbeiten auf. Vgl. *Bechstein*, 1883, 17ff.

<sup>53</sup> *Meves*, 1994.1, 116; vgl. *Meves*, 1994.2, 25ff.

<sup>54</sup> Jahresberichte des deutsch-philologischen Seminars, in: UAR, Deutsch-philologisches Seminar 1838-1895. Vol I. K 69/677.

<sup>55</sup> *Karl Nerger*, Grammatik des mecklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1869.

dienzeit an ändern, besonders preussischen Universitäten zubrachten, um dort das Examen zu machen. Diese ungünstigen Verhältnisse haben sich erst in den letzten Jahren meines Aufenthalts in Rostock geändert.“<sup>56</sup>

Karl Bartsch wurde in seiner Zeit in Rostock zum Dekan und auch zum Rektor gewählt. Trotz allem forschte er rege auf dem Gebiet der deutschen und romanischen Philologie. Er verließ die Rostocker Universität 1871.<sup>57</sup> Während seiner Wirkungszeit am deutsch-philologischen Seminar hatte sich in Deutschland lediglich ein provisorisches Institut in Tübingen gegründet, für dessen Einrichtung die Rostocker Statuten herangezogen wurden.<sup>58</sup> In Heidelberg errichtete Bartsch nach seiner Berufung ein Seminar für neuere Sprachen, bei dem die Rostocker Einrichtung als Vorbild diente. Im folgenden Jahrzehnt folgten diesem Beispiel viele deutsche Universitäten, so dass Ende des 19. Jahrhunderts die deutsche Philologie an den Universitäten beinahe vollständig institutionalisiert war.<sup>59</sup> Bartsch beschreibt, was die neu gegründeten Seminare auszeichnet:

„Es ist die Freude am Finden, am Schaffen. Hier gewinnt der Studierende das Bewusstsein, selbst etwas zu finden, selbst etwas zu produzieren. Dies Bewusstsein erfüllt ihn mit Freudigkeit und Lust und giebt ihm ein gewisses Selbstvertrauen, das, ohne in Selbstüberhebung auszuarten, um so mehr wachsen wird, je mehr er den festen Schritt der Methoden anzuschlagen sich gewöhnt hat. Methodisch denken und arbeiten ist ja das, was alles wissenschaftliche Lehren und Lernen erstrebt, was mithin auch die Hauptaufgabe jeder seminaristischen Thätigkeit sein muss.“<sup>60</sup>

## 6. Zusammenfassung

Die Frage, warum gerade an der kleinen Universität in Rostock das erste deutsch-philologische Seminar gegründet wurde, lässt sich sicher nicht hinreichend beantworten. Dargestellt wurde, wie die Personenkonstellation dazu führte, dass der Lehrstuhl für Ästhetik von Christian Wilbrandt seit 1852 nicht weitergeführt wurde und sich die Fakultät nach langer Vakanz des Ordinariats und des dazugehörigen Seminars im Zugzwang sah, strukturelle Veränderungen vorzunehmen. Sicher bedeutend ist dabei die Rolle des Vizekanzlers Carl Friedrich von Both.<sup>61</sup> Er war für den Kontakt zwischen der Universität und dem Ministe-

---

<sup>56</sup> Bartsch, 1883, 237.

<sup>57</sup> Dressler, 2003, 88ff.

<sup>58</sup> Bartsch, 1883, 237.

<sup>59</sup> Vgl. Meves, 1994.1, 117.

<sup>60</sup> Bartsch, 1883, 245.

<sup>61</sup> Immerhin war von Both 50 Jahre lang Vizekanzler der Universität und hat deren Geschicke im 19. Jahrhundert maßgeblich mitbestimmt. Zu seiner Person gibt es zur Zeit nur eine Veröffentlichung – eine Dissertation des früheren Universitätsarchivleiters Bernhard Wandt von



rium für Unterrichtsangelegenheiten zuständig und verhandelte zudem mit Karl Bartsch über die Neugründung und Umwidmung des Seminars. Nachdem von Both 1820 als Regierungsbevollmächtigter und Vizekanzler eingesetzt worden war, gründete er als einer seiner ersten Amtshandlungen einen literarischen Verein.<sup>62</sup> Sein Interesse für Literatur und damit verbunden vielleicht auch für die deutschen Kulturgüter und deren Erforschung liegt also sehr nahe. In vielen Angelegenheiten, so scheint es, war von Both die Schnittstelle der Ideen und deren Verwirklichung. Doch wer letztendlich die Idee hatte, das philosophisch-ästhetische Seminar in ein deutsch-philologisches Seminar umzuwidmen, wird vielleicht auch mit der genauen Erforschung seines Schriftwechsels nicht zu klären sein.

Der Aufsatz sollte zeigen, dass, anders als es Bartsch auf der Philologenversammlung darstellte, die beiden Seminare sich im Grunde sehr ähnlich waren und Wilbrandt (und natürlich auch von Both) als geistige Vorreiter des ältesten Instituts für Germanistik gelten können. Der thematische Bezug auf die deutsche Sprache und Literatur wurde dann 1858 hinzugefügt, so dass sich auf diese Weise das Modell des deutsch-philologischen Seminars etablieren konnte.

---

1969. *Bernhard Wandt*, Kanzler, Vizekanzler und Regierungsbevollmächtigte der Universität Rostock 1419-1870. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte. Diss. Rostock 1969. Das Kapitel über von Both ist sehr ausführlich und beschreibt übersichtlich seinen Einfluss auf die gesamte Universität. Ein weiterer Schritt wäre, seinen Einfluss auf die Gründung des deutsch-philologischen Seminars genauer zu untersuchen.

<sup>62</sup> *Wandt*, 1969, 227.

Christoph Schmitt

## **Richard Wossidlo und die Genese der Volkskunde Mecklenburgs in ihrem Verhältnis zur Philologie**

### **Prolegomena zur Wissenschaftsgeschichte eines kleinen Faches**

Ein wesentlicher Sinn disziplinärer Geschichtsschreibung liegt darin, sich der aktuellen „Mitte“ seines Faches zu versichern. Vormalige Identitäten werden als inzwischen überholte ausgewiesen und neuen gegenübergestellt, die in schönerem Licht erstrahlen. Dieser Vorgang ist unerlässlich, wenn ein Fach fortschreitet, und enthält doch manche rhetorische Übertreibung, zumal die Weiterentwicklung einer neuen Wissenschaftsgeneration demonstriert wird, der man selber angehört. Das Fach Volkskunde war hinsichtlich seiner Identität stets verunsichert – nicht nur aufgrund seiner Vergangenheit im Nationalsozialismus, in dessen Sog nachbarliche Fächer nicht weniger gerieten, sondern weil es sich um ein kleines Fach handelt, das sich einem vergleichsweise großen Aufgabengebiet gegenüber sieht – Gegenstandsfeldern, für die ebenso benachbarte Fächer zuständig sind oder sein könnten. Es sucht daher, sich vornehmlich methodologisch und durch seine Tradition besonderer Fragestellungen abzugrenzen. Schlüsselmethod der Volkskunde ist fraglos die Feldforschung.

Hatte die Volkskunde spätestens in den siebziger Jahren Definitionen wie jene, „Wissenschaft vom Volksleben“ oder vom „Leben in überlieferten Ordnungen“ zu sein, abgelegt, empfindet sie heute sogar die Formel, „Wissenschaft von Kultur, Alltag und Lebensweise breiter Bevölkerungsschichten“<sup>1</sup> darzustellen, als Prokrustesbett. Mit fachlichen Umbenennungen wie „Europäische Ethnologie“ oder „Empirische Kulturwissenschaft“ hat sie seit den siebziger Jahren ihre Innovationen nach außen hin markiert. In jüngerer Zeit hat das Etikett der „Kulturanthropologie“ Konjunktur, die sich in ihrer deutschen Formation, wie eine bei Abfassung des Artikels kursierende Wikipedia-Definition meint, „volkskundlich mit dem Verhältnis des Menschen zu seiner Kultur“ auseinandersetzt. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz, aber man will demonstrieren, dass sich das Fach aus der vermeintlichen Enge landschaftsgeprägter Volkskunden befreit hat und als gegenwartsbezogene empirische Disziplin zu übergreifenden Theorieentwürfen beiträgt, ohne jedoch andererseits an die US-amerikanische Tradition der Cultural Anthropology anknüpfen zu können.

---

<sup>1</sup> So definierte Rolf Wilhelm Brednich das Fach 1982 in seiner Göttinger Antrittsvorlesung; ders., Die volkskundliche Forschung an der Universität Göttingen 1782-1982, in: Wolfgang Brückner (Hrsg.), Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenausbildung (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Bd. 12). Wien 1983, 77-94, hier 78.

Bei solcher Verunsicherung nimmt es nicht wunder, dass die Erforschung der Wissenschaftsgeschichte wieder einmal Konjunktur hat.<sup>2</sup> Dabei entsinnt man sich der Rolle der sog. „Gründungsväter“, die Volkskultur nicht nur sammelten, sondern in Umlauf brachten. Zu ihnen zählt der in Waren an der Müritz lebende Gymnasialprofessor Richard Wossidlo (1859-1939). Die Volkskunde formierte sich, was den Anteil Mecklenburgs anbelangt, zwar auch hier nicht ohne Vereinsstrukturen zu einer wissenschaftlichen Disziplin, doch wird ihre Entwicklung in den beiden Großherzogtümern, späteren Freistaaten und dem im Nationalsozialismus wiedervereinigten Land maßgeblich von dieser Einzelpersonlichkeit geprägt. Damit zeigt dieser Beitrag die Werdung des Faches am Beispiel eines Privatgelehrten auf, der als Außenseiter die Geschichte der volkskundlichen Feldforschung maßgeblich geprägt hat. Die Methode der Feldforschung wurde in der Bronislaw Malinowski vorausgehenden Forschergeneration nicht nur von namhaften Ethnologen, wie dem aus Minden stammenden Franz Boas (1858-1942), vorangebracht, der durch seine akademische Lehre ganze Schülergenerationen ausbildete, sondern ebenso von Volkskundlern wie Ulrich Jahn (1861-1900) in Pommern oder Richard Wossidlo in Mecklenburg.<sup>3</sup> Einen Franz Boas einem Richard Wossidlo gegenüberzustellen,<sup>4</sup> würde bei aller Verschiedenheit oder Vermessenheit doch viel Gemeinsames zutage fördern, neben methodischen Ähnlichkeiten auch konvergierende Haltungen, wie den Kulturrelativismus.<sup>5</sup>

Der folgende Beitrag widmet sich weniger den methodischen Spezialproblemen volkskundlicher Feldforschung oder gar ihren Unterschieden zur völkerkundlich geprägten Ethnographie, als vielmehr ihren philologisch geprägten Wurzeln. Diese zu würdigen, ist für das Verständnis der Genese volkskundlich ambitionierter Feldforschung ganz wesentlich. All das kann an dieser Stelle nur streiflichtartig, wenn nicht punktuell, erfolgen, stellt doch die Analyse und Bewertung der Fachgeschichte einen äußerst komplexen Vorgang dar. Manches ist

---

<sup>2</sup> Das zeigt die Gründung des seit 2006 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forscherverbundes „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer. Zur Produktion volkskundlicher Wissensformate im 20. Jahrhundert“.

<sup>3</sup> Vgl. dazu die Antrittsvorlesung von Silke Götsch; *dies.*, Feldforschung und Märchendokumentation um 1900. Ein Beitrag zur Geschichte der Erzählforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde, 87, 1991, 1-18.

<sup>4</sup> Der Vortragstitel der Ringvorlesung: „Richard Wossidlo – ein Franz Boas in Mecklenburg? Methodengeschichtliche Reflexionen über die Feldforschung“ war als provozierender Einstieg gedacht, bot also keinen fundierten Vergleich der volkskundlichen Feldforschung Wossidlos mit der ethnologischen Feldforschung Boas.

<sup>5</sup> Bemerkenswert ist, dass die Boas-Forschung in jüngerer Zeit großen Aufwind erlebt hat. Die Malinowski unmittelbar vorausgehende Phase der Feldforschung hat noch viele Fragen offen gelassen, was ebenso für die Geschichte der deutschsprachigen Volkskunde in der Zeit zwischen 1880 bis 1920 gilt.

andernorts ähnlich verlaufen, weshalb man verführt ist, Entwicklungen vor-schnell zu verallgemeinern. Sobald sich ein Fach institutionalisiert hat, lässt es sich leichter beschreiben, da es sich über Fachperiodika verständigt. Weit schwieriger ist die Sichtung der institutionellen Vorphase, in der sich die Scientific Community erst formiert, da man hier fast ausschließlich auf Quellen wie Briefe, Tagebücher, Vereinsakten, schwer zugängliche Zeitungsartikel, archiviertes Sammelmaterial u.a.m. angewiesen ist.

Solche Primärquellen werden in der Regel nur greifbar vor Ort des Geschehens. Sobald man sie auswertet, entstehen Zweifel an der Reichweite bisheriger Feststellungen und es werden neue Fragen provoziert. Die Historiographie einer regionalbezogenen Disziplin wie der Volkskunde hat sich in der jeweiligen Landesgeschichte zu situieren, deren Prägekraft hinsichtlich ihrer Politik-, Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Bildungsgeschichte,<sup>6</sup> nach konfessionellen Traditionen u.a.m. zu berücksichtigen ist. Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass sich dadurch der Horizont schmälert. Dieser erscheint nur in anderer Auflösung, wobei man von der Naheinstellung zur Totalen und Weiten, zum nationalen und globalen Maßstab und vom Makro- zum Mikrokosmos zurückkehrt. Besonders schwer wiegt m. E. die Unterschiedlichkeit von Forscherpersönlichkeiten, deren Bildungsweg, Arbeitsbedingungen, Begabungen, Lebenszeit, Enthusiasmus oder Gelehrtennetzwerk, was andererseits nicht dazu verführen darf, mit einem nur personenbezogenen Ansatz die Fachgeschichte erklären zu wollen.

### **Das Privatgelehrtentum und der offizielle Wissenschaftsbetrieb**

Als selbständiges Fach begann sich die Volkskunde an den deutschsprachigen Hochschulen erst nach dem Ersten Weltkrieg zu entwickeln. An der Universität Rostock wurde zwar niemals ein volkskundliches Ordinariat eingerichtet, wäre aber 1919 zu ihrer 500-Jahr-Feier beinahe Wirklichkeit geworden. In diesem Jahr wurde die Hamburger Universität gegründet und Otto Lauffer (1874-1949), seit 1908 mit der Leitung des neu aufzubauenden Museums für Hamburgische Geschichte betraut,<sup>7</sup> erhielt den ersten volkskundlichen Lehrstuhl in Deutschland. Die *Alma mater rostochiensis*, deren Philosophische Fakultät Wossidlo 1906 die Ehrendoktorwürde verliehen hatte, versuchte vergeblich, ihm eine Professur für niederdeutsche Sprache und Volkskunde anzutragen. Trotz weit reichender Zugeständnisse über Umfang, Ausstattung und Pflichten der Professur

---

<sup>6</sup> Diese würdigt am Beispiel regionaler Quellen *Anita Bagus*, *Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt*. Zum Institutionalierungsprozess wissenschaftlicher Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich am Beispiel der Hessischen Vereinigung für Volkskunde. Gießen 2005 (zugl. Diss. phil. Marburg 2002).

<sup>7</sup> Dazu *Sebastian Husen*, *Vaterländische Geschichte im republikanischen Stadtstaat*, in: *Studien zur Entwicklung des Vereins für Hamburgische Geschichte (1839-1914)*. Hamburg 1999, 255 ff.

konnte Wossidlo gegen Ende seines Schuldienstes nicht mehr dazu bewogen werden, die akademische Bühne zu betreten.<sup>8</sup> So blieb er Zeit seines Lebens in der Rolle des Privatgelehrten und damit eines Außenseiters, was den Wissenschaftsbetrieb anbelangt. Diese Sonderrolle immunisierte ihn zwar später davor, von den Nationalsozialisten gleichgeschaltet zu werden, doch unterschätzte er die stabilisierende Wirkung, die ein werdendes Fach durch den Aufbau einer Lehrtradition gewinnt.

Die Geschichte der Volkskunde und gewiss auch anderer Fächer zeigt, dass manche Privatgelehrten, die keinen Zugang zur akademischen Lehre fanden, gleichwohl der Fachentwicklung maßgebliche Schübe verliehen. Doch wird dieser Einfluss leicht unterbewertet, zumal fachgeschichtliche Äußerungen vielfach als Abfallprodukt der Lehre und damit ihrer Traditionen entstanden sind.<sup>9</sup>

Wenn ein noch kaum entwickeltes Fach akademisch nicht anerkannt ist, können gleichwohl einige seiner Teilaufgaben als wissenschaftswürdig angesehen werden, die dann innerhalb des fest gefügten Wissenschaftsbetriebs von Professionellen mit ausgeübt werden. Doch können sie auch außerhalb des internen Wissenschaftslebens erledigt werden, wobei Verbindungen zwischen beiden Organisationsformen in der Regel unerlässlich sind. Kann sich ein privater Forschungsbetrieb nur unzureichend finanzieren, weil es etwa an Förderern mangelt, muss er unter kaum erträglichen Opfern fortgeführt werden oder stagniert. Ein Beispiel liefert hierfür der im selben Jahr wie Richard Wossidlo geborene Friedrich Salomo Krauss (1859-1938). Der jüdische Intellektuelle begründete als Privatgelehrter die südslawische Volkskunde und machte sich darüber hinaus als Sexualwissenschaftler einen Namen. Sein 1887 bei der k.k. Universität in Wien eingereichtes Gesuch um Gewährung einer *venia legendi* scheiterte, weil man in seinen vorgelegten Arbeiten nur Altweibergeschichten und Bettellieder sah, die in der Wissenschaft nichts zu suchen hätten.<sup>10</sup> Krauss konnte sich daraufhin jedoch der Veröffentlichung seines Werkes widmen, und, indem er die Redaktion der Zeitschrift „Am Urdsbrunnen“ übernahm, machte er diese unter

---

<sup>8</sup> Die Hintergründe dieser Ablehnung legte Karl-Heinz Jügelt auf dem Gedenksymposium anlässlich des 150. Geburtstages von Richard Wossidlo dar und zitierte aus einem Brief des enttäuschten Jubiläumsrektors Gustav Herbig, der trotz aller Sacheinwände des inzwischen 60-jährigen Wossidlo dessen Verweigerung als Bescheidenheit und Mangel an Selbstvertrauen deutete; *Karl-Heinz Jügelt*, Richard Wossidlo und die Universität Rostock. Vortrag am 30.1.2009, Aula der Universität Rostock (Publikation ist vorgesehen).

<sup>9</sup> *Thomas S. Kuhn*, Die Wissenschaftsgeschichte, in: Lorenz Krüger (Hrsg.), *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte*, 5. Aufl. Frankfurt a. M. 1997, 169-193, hier 169 f.

<sup>10</sup> *Raymond L. Burt*, Friedrich Salomo Krauss (1859-1938). Selbstzeugnisse und Materialien zur Bibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers mit einem Nachlassverzeichnis (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderband 3). Wien 1990, 48.



dem Namen „Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde“ zu einem der ersten Fachorgane, das international beachtet wurde. Als man 1913 sein Jahrbuch „Anthropophyteia“<sup>11</sup> als unsittliches Werk konfiszierte und er dagegen gerichtlich anging, trieb ihn dies in den finanziellen Ruin, was das Voranschreiten seines publizistischen Werkes behinderte. Aber die Volkskunde war ihm wie Richard Wossidlo eine „heilige Sache“, weshalb er immer wieder nach neuen Wegen suchte. Beide korrespondierten, wenn auch nur spärlich, miteinander und tauschten sich über manches Problem aus, nachdem Krauss im „Urquell“ Wossidlos 1897 erschienenen Rätselband<sup>12</sup> rezensiert hatte: Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Simrock, Ludwig Uhland, Karl Viktor Müllenhoff und Wilhelm Mannhardt hätten an diesem Buch ihre helle Freude gehabt. Wossidlo erweise sich als ein würdiger Nachfolger jener großen Urheber deutscher Volksforschung.<sup>13</sup>

Und doch gibt es gravierende Unterschiede zu dem Warener Privatgelehrten, von denen hier nur zwei genannt werden sollen: Krauss hielt am Judentum fest, weshalb er im Staat nichts werden konnte und zeitweilig nicht über das Existenzminimum hinauskam, wogegen Wossidlo ein gutes Auskommen hatte und gesellschaftlich anerkannt war. Nicht die Lebensbedingungen an sich quälten ihn, sondern die ausweglose Lage, auf der Höhe seiner Schaffenskraft nicht mehr Freiheit für die volkskundliche Sammlung und Forschung erringen zu können. Das Geld für seine Forschungsmittel konnte Wossidlo überwiegend selber unter Hinzuziehung seines väterlichen Erbes aufbringen. Auf sein Leben zurückblickend, bedauerte er es, wie viel mehr er hätte schaffen können, wenn ihm die Landesregierung während seiner 37-jährigen beruflichen Tätigkeit mehr Erleichterung verschafft hätte. Nur einmal, im Jahre 1891, wurde er ein halbes Jahr mit vollem Gehalt vom Unterricht befreit, um im Auftrag des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde die Sammlung Mecklenburgischer Volksüberlieferungen voranzutreiben. Die Remuneration für die Vertretung zahlte der Geschichtsverein.<sup>14</sup>

Nachdem der bekannte Klassische Philologe und Religionswissenschaftler Hermann Usener (1834-1905) den zweiten Band seiner Mecklenburgischen Volksüberlieferungen<sup>15</sup> rezensiert hatte, der den übrigen Landschaften Deutsch-

---

<sup>11</sup> *Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral.* Leipzig 1904-1913.

<sup>12</sup> *Richard Wossidlo, Rätsel* (Mecklenburgische Volksüberlieferungen, Bd. 1). Wismar 1897.

<sup>13</sup> *Urquell* N.F. 1, 1897, 179-180.

<sup>14</sup> Schreiben des Magistrats der Stadt Waren an den Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde vom 7. Februar 1891. Landesamt für Kultur und Denkmalpflege, Landeshauptarchiv Schwerin [LHA] 10.63-1 (Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde), Nr. 186.

<sup>15</sup> *Richard Wossidlo, Die Tiere im Munde des Volkes* (Mecklenburgische Volksüberlieferungen, Bd. 2). Wismar 1899.

lands „als Vorbild, ja als Sturmglocke zur Nachfolge“ dienen sollte,<sup>16</sup> erkannte er die Notlage des noch jungen Oberlehrers und suchte, ihm durch eine Eingabe an die Philosophische Fakultät der Universität Rostock zu helfen. Darin bat er darum, dass die Fakultät gegenüber dem Ministerium befürworte, Wossidlo durch Beurlaubung für eine längere Zeit von Jahren und angemessene Erhöhung seines

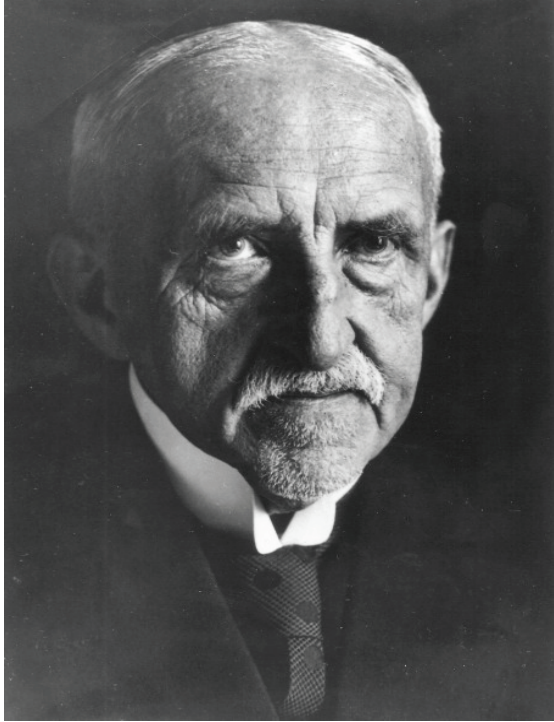


Abb. 1: Richard Wossidlo. Foto: Karl Eschenburg [Universitätsarchiv Rostock, Sammlung Karl Eschenburg]

Gehaltes in die Lage zu versetzen, sich seiner großen Aufgabe ganz hingeben zu können. Er täusche sich zwar nicht über die Schwierigkeiten, die hergebrachten Geleise des Schulregiments zu durchbrechen, aber es stünden hohe Interessen der Wissenschaft und des Mecklenburger Landes auf dem Spiel.<sup>17</sup> Wossidlo sah jedoch keine Chance, dass der Antrag durchgehe, und wenn doch, befürchtete er, an eine andere Schule versetzt werden zu können: „Ich muss den Unterricht in VI und V behalten und kleine Klassen und einen wohlwollenden Direktor haben“.<sup>18</sup> Er hatte sich also längst „eingesrichtet“ und wollte die einmal erworbenen Vorteile nicht aufs Spiel setzen. Das war etwas kurzsichtig gedacht und obendrein bestraft man ihn mit Gehaltsabzug, weil er sich später weigerte, in den oberen Klassen zu unterrichten.<sup>19</sup>

Der Einfluss solchen Privatgelehrtentums beweist also, dass wissenschaftliche Dynamik nicht nur innerhalb fest gefügter Institutionen entsteht. Es reicht nicht, dass deren Funktionsträger den Wissensbestand allmählich mehren, bis eine Aufgabenteilung unerlässlich wird, womit sich eine neue Disziplin von ihrer „Mutter“ abspaltet. Der Wissenschaftsphilosoph und -historiker Thomas S. Kuhn (1922-1996) nahm an, dass die normale

<sup>16</sup> Deutsche Literaturzeitung Nr. 51/52 vom 15. Dezember 1900, Sp. 3363-3366, hier 3366.

<sup>17</sup> Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, Handschriftenabteilung, Nr. S 2109,2. Es handelt sich um einen Briefentwurf. Ob dieser Brief jemals abgeschickt wurde, muss noch überprüft werden.

<sup>18</sup> Schreiben Wossidlos an Hermann Usener vom 24.3.1901. Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, Handschriftenabteilung, Nr. S 2108,4.

<sup>19</sup> Bislang unberücksichtigte Quellen unterbreitete diesbezüglich *Christian Rothe*, Richard Wossidlo als Lehrer am Städtischen Gymnasium zu Waren, in: Stier und Greif 14, 2004, 120-129, hier 125 f.

Forschung etwas höchst Konvergentes sei.<sup>20</sup> Sie stütze sich auf jene Auffassungen, die mit der wissenschaftlichen Ausbildung erworben und im Berufsleben verstärkt werden. Gemeint sind damit das die Identität eines Faches bildende „Paradigma“, die Grundannahmen einer Disziplin zur Lösung besonderer Probleme, für die sie sich zuständig erklärt. Kuhn sagt jedoch auch, dass nur solche Forschungen, die in der herrschenden wissenschaftlichen Tradition verwurzelt seien, mit dieser zu brechen und eine neu zu schaffen in der Lage seien.<sup>21</sup> Diese überzeugend klingende Annahme steht in keinem Widerspruch zum Privatgelehrtentum. Denn auch dieses stellt sich in wissenschaftliche Traditionen, die per Ausbildung oder auf autodidaktischem Wege erworben wurden, kann das wissenschaftliche Handwerkszeug jedoch nicht im Berufsleben anwenden. Dabei werden Grundprinzipien wissenschaftlichen Arbeitens auch auf verwandten Gebieten erworben. So waren Richard Wossidlo und Friedrich Krauss beide Klassische Philologen. Anders als Wossidlo brachte Krauss seine Promotion zu Ende, ohne daran nennenswert anzuknüpfen, während Wossidlo durch den Gymnasialunterricht in den alten Sprachen die finanzielle Grundlage für seinen privat organisierten Wissenschaftsbetrieb schuf.

### **Die Philologie als vaterländische Wissenschaft und ihr Beitrag zur Volkskunde**

Im Jahre 1859, als Richard Wossidlo geboren wurde, starb Wilhelm Grimm (1786-1859). Er und mehr noch sein Bruder Jacob (1785-1863) waren dazu angetreten, die deutsche Vergangenheit mit älteren Sprachdenkmälern zu erhellen. Bei dem Versuch, die Kultur des eigenen Vaterlandes zu beleuchten, gerieten die Brüder Grimm in die Gefahr, in der Vergangenheit nur Wertvolles zu erblicken. Die Romantiker hatten den „Schatzsucherblick“<sup>22</sup>, besonders Wilhelm Grimm war am Gold interessiert.<sup>23</sup> Auch Jacob Grimm suchte im Stoff nach verborgenen Idealen, was in einem merkwürdigen Widerspruch zu seiner historischen Detailtreue, der „Andacht zum Unbedeutenden“, stand. Ihm galt die Volkssage als „älteste Geschichte jedwedes Volkes“<sup>24</sup>, die noch von der Vergangenheit künde, wenn die historischen Quellen schweigen. Das Epos war ihm gleichsam

---

<sup>20</sup> Thomas S. Kuhn, Die grundlegende Spannung: Tradition und Neuerung in der wissenschaftlichen Forschung, in: ders. (Hrsg.), Die Entstehung des Neuen (wie Anm. 9), 308-326, hier 310.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Utz Jeggle, Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde, in: ders. (Hrsg.), Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen 1984, 11-46, hier 19.

<sup>23</sup> Ebd., 17.

<sup>24</sup> Wilhelm Scherer, Jacob Grimm. Hildesheim 1985 (Nachdruck der 2. Auflage Berlin 1885), 117.

eine geschichtliche Kategorie, womit Geschichte auf sagenhafte Weise interpretiert wurde.

Ulrich Wyss zeigt in seiner Habilitationsschrift zur Rezeption Jacob Grimms auf, wie der ältere Bruder zum Gründervater der Germanistik und schließlich zum „Beutestück im Triumphzug der nationalen Kultur“ stilisiert wurde.<sup>25</sup> Letzteres geschah vermehrt ab Jacob Grimms 100. Geburtstag, der am 4. Januar 1885 in der Aula der Berliner Universität gefeiert wurde. Erst in der wilhelminischen Ära wurde Jacob Grimms Lebensleistung gegen Kritik immunisiert.

Die Generation der Schüler der Brüder Grimm äußerte sich einerseits anerkennend, andererseits jedoch kritisch über ihre Lehrer. So lobte der Germanist Wilhelm Scherer (1841-1886) zwar Jacobs Genialität des Kombinierens, stellte ihr aber als notwendiges Korrektiv die Arbeitsweise des Altphilologen Karl Lachmann (1793-1851) zur Seite. Lachmann gilt als Vorreiter und Mitbegründer der historisch-kritischen Editionsweise, die aus einer hinreichenden Menge von Handschriften den ältesten Text zu rekonstruieren sucht. Scherer zufolge konnte Jacob Grimm ein Problem nicht systematisch durcharbeiten, sondern entdeckte Zusammenhänge nur dank genialer Intuitionen.<sup>26</sup>

Besonders prangerte Scherer die Schwächen der 1835 erschienenen „Deutschen Mythologie“ an, wo Jacob der dilettantischen Manie gehuldigt habe, überall in Märchen, Sagen und Bräuchen Göttermotiven nachzuspüren.<sup>27</sup> August Wilhelm Schlegel (1767-1845) spottete über das „nichtige, kleinliche sinnbildeln und wortdeuteln“, über Grimms „Andacht zum Unbedeutenden“.<sup>28</sup>

Karl Müllenhoff (1818-1884), der 1858 an die Berliner Universität berufen worden war, urteilte über Jacob Grimm in einem Brief an seinen Schüler Scherer, mit dem er freundschaftlich verbunden war:

„Der Alte ist in den letzten Jahren, eigentlich seit er in Berlin ist, immer mehr in eine ganz sinnlose Sammelwuth und auf Dinge gerathen, die er lieber nicht hätte anrühren sollen, da ihm jede strenge Methode abgieng, ja jedes zusammenhängende Denken: er dachte in Sprüngen und Sätzen. Es ist unglaublich was für dummes Zeug er gesammelt und sich notiert hat. (...) Das Bewusstsein seiner Genialität hat ihn zuletzt wild gemacht.“<sup>29</sup>

<sup>25</sup> Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*. München 1979, 21.

<sup>26</sup> Ebd., 13.

<sup>27</sup> Ebd., 19.

<sup>28</sup> Sulpiz Boisserée 1815 in einem Brief an Goethe, zitiert nach: *Roland Kany*, *Mnemosyne als Programm. Geschichte, Erinnerung und die Andacht zum Unbedeutenden im Werk von Ussner, Warburg und Benjamin*. Tübingen 1987, 234.

<sup>29</sup> Brief vom 22. Dezember 1864; *Albert Leitzmann* (Hrsg.), *Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer*. Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin/Leipzig 1937, 98-103, hier 100. Von einem Schüler wird Müllenhoff als „in seinen Kritiken und Ausfällen oft geradezu brutal“ und mit einem „widerwärtigen auf bloßem Kleinigkeitskram beruhenden Gelehrten-dünkel“ beschrieben; *Frank Trendelenburg*, „... nur Deinen Ehrgeiz



Richard Wossidlo hat im Wintersemester 1878/79 während seines Berliner Studienaufenthaltes Müllenhoffs Vorlesung über „Die Nibelunge-Not“<sup>30</sup> und Wilhelm Scherer<sup>31</sup> gehört, die betreffenden Vorlesungsmitschriften sind im Wossidlo-Archiv erhalten<sup>32</sup>. Einem Jacob Grimm gegenüber kann er daher nicht ganz unkritisch gewesen sein. Das Hauptgewicht seiner Studien war aber die Klassische Philologie, weshalb sich Wossidlo auch in späteren Jahren für Fragen der Germanischen Philologie nicht kompetent genug hielt.

Obwohl Jacob Grimm in seinem 1815 von Wien aus versandten „Circular“ neben Liedern, Sagen und Märchen auch Schwänke, Puppenspiele, Bräuche, Rechtsgewohnheiten, Aberglauben und Sprichwörter einforderte,<sup>33</sup> ist davon allzu Profanes nicht zur wissenschaftlichen Edition gelangt, die stets „ohne gelehrte Deutung“ erfolgen sollte<sup>34</sup>. Denn Volkskultur hatte aufzugehen in der Gleichung von einem Volk, das schön und gut ist. Bekanntlich wurden Derbheiten von den Brüdern Grimm beseitigt. Volkskultur wurde ästhetisiert, auch in sprachlicher Hinsicht, wenngleich die gesammelten Mitteilungen „getreu und wahr, ohne schminke und zuthat, aus dem munde der erzählenden“, und das heißt „in der lebendigen örtlichen mundart“<sup>35</sup>, aufgezeichnet werden sollten. Zwar grenzten sich die Brüder Grimm mit dem Konzept der Naturpoesie gegen die hohe Literatur und Kunst ab, doch schoben sie die derbere Form einer plebejischen Volkskultur zur Seite.

### **Der Beitrag der Grimmschüler zur Entwicklung der landschaftlichen Volkskunde**

In seinem dem „Circular“ vorausgehenden Entwurf für einen „Altdeutschen Sammler“ hegt Jacob Grimm den Wunsch, in jeder deutschen Landschaft Mitarbeiter zu gewinnen, die für das Sammelunternehmen „an Ort und Stelle ..., wo

---

will ich stacheln ...“, in: ders. (Hrsg.), *Karl Müllenhoff*, Ein Lebensbild von Wilhelm Scherer, Heide 1991, VII-XXXII, hier XXI f.

<sup>30</sup> Müllenhoff hatte darüber eine Arbeit verfasst (Zur Geschichte der Nibelunge Not. Braunschweig 1855), mit der sich der sog. „Nibelungenstreit“ als fundamentaler Methodenstreit in der Germanistik entfachte.

<sup>31</sup> Geschichte der deutschen Literatur 1250-1517. Wie Wossidlos im Universitätsarchiv Rostock bewahrte Studentenakte zeigt, belegte er in diesem Semester auch eine Vorlesung über „Deutsche Mythologie“ bei Rudolf Henning (1852-1930).

<sup>32</sup> Einige von ihnen wurden im Rahmen eines Projektseminars transkribiert, das Dr. Marcus Schröter (jetzt Universitätsbibliothek Freiburg) am Germanistischen Institut der Universität Rostock durchführte.

<sup>33</sup> *Jacob Grimm*, Circular, die Sammlung der Volkspoesie betreffend (1815), in: *Jacob Grimm*, Kleinere Schriften. Bd. 7. Hildesheim/Zürich/New York 1991, 593-595.

<sup>34</sup> Brief Jacob Grimms an Werner von Haxthausen vom 23. April 1822; abgedruckt in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 12, 1902, 96-98, hier 97.

<sup>35</sup> *Grimm*, Circular (wie Anm. 33), 594.



die Pflanze am höchsten gewachsen, und am tiefsten eingeschlagen hat“, aufzeichnen sollten.<sup>36</sup> Erst die Generation ihrer Schüler nahm diese Aufgabe auf sich.

In Norddeutschland setzte der bereits erwähnte Karl Müllenhoff 1842/43 mit dem Historiker Theodor Mommsen (1817-1903) und dem Husumer Novellisten Theodor Storm (1817-1888) eine Sammlung von Volkspoesie in Gang.<sup>37</sup> Als Ein-



Abb. 2: Karl Bartsch als Rektor der Universität Rostock [UAR]

heimischer konnte Müllenhoff sich zwar selber ins Feld begeben, praktizierte dies jedoch nur anfangs, weil ihn seine Lehrtätigkeit an der Kieler Universität zeitlich hinderte<sup>38</sup>. So bevorzugte er das Zuträgersystem und stellte für größere Beiträge eine Honorierung in Aussicht.<sup>39</sup>

In Mecklenburg war es Karl Bartsch (1832-1888), der hier die erste systematische und wissenschaftlich motivierte Sammlung von Volkspoesie in Gang setzte. Im Gegensatz zu Müllenhoff kam Bartsch von außerhalb. Er wurde in Schlesien geboren und besuchte die Breslauer Universität, wo ihn Karl Weinhold (1823-1901) für die Germanistik gewann. Als Weinhold dann nach Berlin ging, folgte Bartsch ihm nach, wo er u.a. noch Wilhelm Grimm hörte. Nach einer

Tätigkeit am Germanischen Nationalmuseum wurde Bartsch 1857 nach Rostock berufen, wo er das erste Germanistische Institut Deutschlands gründete. Der Sammelauftrag erging im Februar 1867.<sup>40</sup> Wie es dort heißt, lebe in den seit uralter Zeit von Generation zu Generation sich fortpflanzenden Märchen, Sagen, Bräuchen und Zeugnissen des Aberglaubens „ein gut Theil von dem heidnischen

<sup>36</sup> Reinhold Steig, Jacob Grimms Plan zu einem Altdeutschen Sammler, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 12, 1902, 129-138, hier 134.

<sup>37</sup> Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

<sup>38</sup> Hannelore Jeske, Sammler und Sammlungen von Volkserzählungen in Schleswig-Holstein. Neumünster 2002, 156.

<sup>39</sup> Richard Wossidlo hat dieses Vorgehen verurteilt; ders., Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen, in: Zeitschrift für Volkskunde 16, 1906, 1-24, hier 5.

<sup>40</sup> Aufruf zu einer Sammlung von Meklenburgs Sagen, Märchen und Gebräuchen, in: Beilage zur Mecklenburgischen Zeitung Nr. 44 vom 21. Februar 1867; Rostocker Zeitung vom 24. Februar 1867; Landwirthschaftliche Annalen des mecklenburgischen patriotischen Vereins Nr. 14 vom 5. April 1867, 110-111; Norddeutscher Korrespondent Nr. 43 vom 20. Februar 1867.

Glauben der Germanen“ fort. Als Autorität führt Bartsch Jacob Grimm an, dessen Meisterhand das Gebäude der Deutschen Mythologie erbaut habe. Bekräftigt wird der Aufruf durch „seine königliche Hoheit, den Großherzog“, der „das Unternehmen mit Allerhöchster Theilnahme zu begrüßen und zu unterstützen geruht“ hat. Unterzeichnet wurde der Aufruf überdies von Friedrich Lisch (1801-1883), dem Großherzoglichen Archivrath und Conservator der Geschichts- und Kunstdenkmäler, dessen 1835 gegründeter „Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde“ das Unternehmen trug. Bartsch hatte zu dieser Zeit besonderen Einfluss, weil er der Universität als Rektor vorstand. Vier Tage später, am Geburtstag des Großherzogs Friedrich Franz, hielt er eine Rektoratsrede über „Die deutsche Treue in Sage und Poesie“.<sup>41</sup>

Es ist anzunehmen, dass sich Bartsch nicht nennenswert ins Feld begab, zumal er der plattdeutschen Sprache nicht mächtig war. Dies lässt sich am Beispiel der Aufnahme der Gudrunsage demonstrieren, die ihn von allen Stoffen wohl am meisten interessierte und den Ausschlag für den Sammelauf Ruf gab.<sup>42</sup> Bartsch hatte 1865 das in mittelhochdeutscher Sprache überlieferte Kudrunlied ediert<sup>43</sup> und saß gerade an der zweiten Auflage.<sup>44</sup> Die Überlieferungsgeschichte des im Gegensatz zum tragischen Nibelungenlied eher versöhnlichen Heldenepos und ein diesem angemessenes Textverständnis bestimmten also sein momentanes Forschungsinteresse.<sup>45</sup> Wie Bartsch in der „Germania“ ausführt, erinnerte sich der Rostocker Gymnasiallehrer Dr. Krüger daran, dass seine Schwester Amalie, die ebenfalls als Lehrerin in der Hansestadt wirkte, in Hagenow noch in den 1820er Jahren die Gudrunsage in ihrem Elternhaus von einer Dienstmagd im heimischen Dialekt gehört habe.<sup>46</sup> Bartsch bat daraufhin den Bruder der Informantin, in Hagenow Nachforschungen anzustellen, was dieser auch tat, aber die Dienstmagd war bereits verstorben und sonst nichts zu ermitteln. Das Interesse an Zeugnissen der mündlichen Überlieferung war für Bartsch auch deshalb besonders groß, weil das Kudrunlied nur in einer Abschrift des Ambraser Heldenbuchs überliefert ist. Daraufhin wandte er sich an Friedrich Lisch und schlug ihm den Sammelplan vor, denn die Angelegenheit habe ihm „wieder deutlich gezeigt, wie es die höchste Zeit (sei), diese kostbaren Überreste der Vorzeit zu

---

<sup>41</sup> *Karl Bartsch*, Die deutsche Treue in Sage und Poesie, in: ders., Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Freiburg/Tübingen 1883, 158-184.

<sup>42</sup> Die Gudrunsage eröffnet denn auch den zweiten Teil des ersten Bandes der späteren Edition, wo Bartsch einiges zur Erhebung der Volkssage mitteilt; *Karl Bartsch*, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. Bd. 1: Sagen und Märchen. Wien 1879, 469-474.

<sup>43</sup> *Karl Bartsch*, Kudrun. Leipzig 1865.

<sup>44</sup> *Karl Bartsch*, Kudrun. 2. Aufl. Leipzig 1867.

<sup>45</sup> Siehe auch *Karl Bartsch*, Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. Wien 1865.

<sup>46</sup> *Karl Bartsch*, Zur Gudrunsage, in: Germania 12, 1867, 220-224, hier 220f.

sammeln“<sup>47</sup>. Bartsch wurde also durch ein ganz spezielles Forschungsanliegen der zeitgenössischen Germanischen Philologie für den Sammelauftrag sensibilisiert, auch wenn er sich nach acht Jahren seiner Tätigkeit in Rostock einen Verdienst für das Land erwerben wollte.<sup>48</sup> Er war der Auffassung, dass es sich bei der Mitteilung um eine echte Volkssage handelt. In den Berichten, die er zum Sammlungsverlauf gab, bat er die Leser darum, der Gudrunssage besondere Aufmerksamkeit zu schenken, woraufhin einige Hinweise eingingen. Nachdem er eine weitere Spur erhielt, die in die Nähe von Hagenow<sup>49</sup> führte, hat Bartsch in diesem besonderen Fall eigene Nachforschungen vor Ort und Stelle durchgeführt, die jedoch zu keinem Ergebnis führten und sonst wohl Ausnahme blieben.<sup>50</sup>

Wie Müllenhoff und die Brüder Grimm war also Bartsch ein ausgesprochener Lehnstuhlgelehrter und äußerst produktiver Publizist, der sich zuarbeiten ließ. 1871 wurde er an die Universität Heidelberg berufen, was tief in sein Leben und seine Arbeit einschneidet. Nach der Genesung von einer schweren Krankheit, die ihn 1876 befallen hatte, nahm er das Manuskript zur mecklenburgischen Sammlung „ernsthaft“ in Angriff. Im Mai 1878 schrieb er an seinen „theuren Freund“ Friedrich Lisch, dass das Manuskript im Wesentlichen druckreif vorliege.<sup>51</sup> 1879 erschien dann der erste Band in einem Wiener Verlag, der zweite folgte 1880.

Anders als Müllenhoff stellte Bartsch seiner Sammlung ein Mitarbeiterverzeichnis voran. Durch die namentliche Erwähnung wurden die Sammelhelfer als Teil der neuen Scientific Community ausgewiesen. Richard Wossidlo machte davon ebenso in seinen „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen“ Gebrauch.

## **Die Erweiterung des Volkskulturbegriffs bei Richard Wossidlo**

Zwischen Richard Wossidlo und Karl Bartsch gibt es keine direkte Verbindung. Doch hatte Hermann Burmeister (1837-1915), ein Onkel von Richard Wossidlo mütterlicherseits, der den Hof Körkwitz bei Ribnitz bewirtschaftete, an der

---

<sup>47</sup> Brief von Karl Bartsch an Friedrich Lisch vom 14. November 1866; LHA 10.63-1 (Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde), Nr. 185.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Womöglich könnte Bartsch durch den Ortsnamen hellhörig geworden sein, worauf mich mein Kollege, Prof. Dr. Franz-Josef Holznagel, hinwies. Denn der „wilde Hagen von Irland“ eröffnet das Kudrunlied. Allerdings fehlt der Hagenteil in der mecklenburgischen Volkssage. Bartsch hat diesen Aspekt nach Kenntnis des Verfassers nicht publizistisch behandelt, nur fand er die Tatsache, dass mehrere mündliche Belege nach Hagenow führten, „bemerkenswert“; Bartsch (wie Anm. 42), 470.

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> Brief von Karl Bartsch an Friedrich Lisch vom 17. Mai 1878; LHA 10.63-1 (Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde), Nr. 185.

Sammlung von Bartsch mitgewirkt. Dieser Onkel gab seine Erfahrungen an den jungen Neffen weiter.

Wossidlo war ein Kind der Gründerjahre. Als er 1872 in das Rostocker Gymnasium eintrat, lag die Krönung des Preußischen Königs zum Deutschen Kaiser erst ein Jahr zurück. Mecklenburg hatte überregional mit Heinrich Schliemann (1822-1890) Schlagzeilen gemacht, der in Kleinasien Troja nach den Epen Homers zu finden suchte. Diese Welt interessierte den Knaben, der daher Klassische Philologie studieren wollte. Sein Vater, ein bürgerlicher Gutsbesitzer, war bereits 1863 verstorben.

Rostock begann sich in dieser Zeit sprunghaft zu verändern. Die alten Stadtmauern wurden zu eng, im Reich wurde die Mark zu 100 Pfennig eingeführt, der Handel blühte, die Dampfmaschinen qualmten. Der Rhythmus des Alltags wurde beschleunigt, die Menschen zogen in die Städte zur Arbeit, die Dörfer leerten sich. Das Plattdeutsche war zwar noch Alltagssprache, aber immer mehr der alten Ausdrücke schwanden. So wurde 1874 in Hamburg der „Verein für niederdeutsche Sprachforschung“ gegründet. Dessen erstes Mitgliederverzeichnis führt Karl Ernst Hermann Krause (1822-1892), den Direktor der Großen Stadtschule an, der seine Forschungen nicht der Klassischen, sondern der Niederdeutschen Philologie und der Geschichte widmete.<sup>52</sup> Nach dem Tod von Heinrich August Lübken (1818-1884), der mit Karl Schiller (1811-1873) das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“ verfasst hatte, übernahm er den Vorsitz des Sprachvereins. Krause riet Wossidlo, sein sprachliches Interesse auch der heimischen Mundart zu widmen.

Vom Wintersemester 1876/77 bis zum Sommersemester 1882 studierte Wossidlo in Rostock Klassische Philologie, bereichert durch Studiensemester in Leipzig und Berlin. Das Erklären der antiken Werke diente dazu, den dahinter stehenden klassischen Menschen und Gelehrten herauszuschälen, woran sich der werdende Akademiker moralisch und methodisch schulen sollte. Die Philologie wurde als Erklärungs- und Hilfsmittel zum Verstehen des Ganzen der Antike angesehen, und hierzu gehörten nicht nur sprach- und textbezogene Betrachtungen, sondern auch Ikonographie, Epigraphik und Archäographie bzw. Archäologie.<sup>53</sup> Daher beschränkte sich das Studium nicht allein auf den Erwerb der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur. So besuchte Wossidlo neben den bereits

---

<sup>52</sup> Für seine wissenschaftlichen Leistungen auf diesen Gebieten erhielt er am 1.2.1880, anlässlich der Jubelfeier der Großen Stadtschule, die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock. Krause war Mitglied zahlreicher Vereine und gehörte zu den Mitstiftern des 1883 gegründeten Vereins für Rostocks Altertümer; vgl. *Karl Koppmann*, Karl Ernst Hermann Krause. Biographische Skizze, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 18, 1892, 1-14, hier 8. Sein Sohn war Ludwig Krause, der 1907 die Stelle im Rostocker Ratsarchiv erhielt.

<sup>53</sup> Dazu *Hiroyuki Eto*, *Philologie vs. Sprachwissenschaft. Historiographie einer Begriffsbestimmung im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Münster 2003, 78 (zur Philologie als Altertumswissenschaft bei Friedrich August Wolf).



erwähnten germanistischen Vorlesungen<sup>54</sup> in seinen beiden Berliner Studiensemestern auch Veranstaltungen bei Carl Robert (1850-1922), darunter archäologische Übungen und Gemäldebeschreibungen, und trat in die Archäologische Gesellschaft ein. Wie sein Schüler Karl Gratopp (1890-1973) schrieb, zählte Wossidlo die dort verbrachten Abende zu den köstlichsten seiner Studienzeit.<sup>55</sup> Die Archäologie war zu diesem Zeitpunkt noch keine autonome Wissenschaft, sondern Teil des *studium generale* bzw. einer ganzheitlich verstandenen Altertumswissenschaft.

Ein früh begonnenes Dissertationsthema gab Wossidlo auf und erwarb 1883 die Lehrbefähigung für Latein und Griechisch in der Oberstufe. Im April 1885 begann er, an der Großen Stadtschule in Wismar das Probejahr zu absolvieren.<sup>56</sup>

Für den Beginn seiner Sammelarbeit war, wie Wossidlo rückblickend meint, folgendes Erlebnis prägend: An einem Sommertag des Jahres 1884 hörte er an einem Tag in einer Tagelöhnerfamilie drei verschiedene Erklärungssagen für ein morphologisches Pflanzenmotiv, die braunen Flecken auf den Blättern des Schilfrohes (*Phragmites communis*). Am nächsten Tag erhielt er von derselben Familie noch einmal drei ätiologische Sagen für ein sprachliches Pflanzenmotiv, den Namen der Zitterpappel (*Populus tremula*), die man in Mecklenburg auch „Fulesch“ („faule Esche“) nennt. Neben christlichen Legenden<sup>57</sup> notierte er auch eine obszöne Fassung in Plattdeutsch mit folgendem Inhalt:

„Um reich zu werden, schließt ein Bauer einen Pakt mit dem Teufel. Nachdem der Böse alle Aufgaben des Bauern gelöst hat, will er dessen Seele mitnehmen. Da lässt der Bauer „einen mächtig vom Leder ziehen“ und bittet den Teufel, er möge ihm das Entfahrene zurückbringen. Dabei fährt der Teufel in eine Zitterpappel. Jedesmal, wenn sich ein Blatt regt, glaubt er, der Wind des Bauern sitze dahinter, bekommt ihn aber nicht zu fassen.“<sup>58</sup>

Es handelt sich hierbei um den international verbreiteten Schwank vom dummen Teufel, der sich durch eine unmögliche Aufgabe eine schon fast gewonnene Seele wieder abnehmen lässt, genauer um den Erzähltyp ATU 1176 (Catching a

<sup>54</sup> Bei Reinhold Bechstein (1833-1894), einem Sohn des bekannten Thüringischen Märchendichters und dem Nachfolger von Karl Bartsch, hörte er im SS 1878 in Rostock eine Vorlesung über Walther von der Vogelweide.

<sup>55</sup> Karl Gratopp, Richard Wossidlo, Wesen und Werk, Neumünster 1935, 13 f.

<sup>56</sup> Dazu Jürgen Gundlach, Bescheidung und Aufbruch. Das Wismarer Jahr Richard Wossidlos, in: Wismarer Beiträge 2, 1985, 84-97.

<sup>57</sup> In einer Variante ist der Baum zu faul, um sich vor Jesus zu verneigen, weshalb dieser die Pappel zum ewigen Zittern verurteilt.

<sup>58</sup> Vgl. Richard Wossidlo, Aus den Anfängen meiner Sammelarbeit, in: Quickborn 22, 1928/29, 11-13.



Man's Broken Wind).<sup>59</sup> Die Aufgabe des Teufels besteht darin, einen Atemzug, Furz oder ein Geräusch zurückzubringen oder z. B. einen Knoten hineinzumachen.<sup>60</sup> Bemerkenswert ist, dass diese Geschichte bei fast allen Jubiläen Wossidlo abgedruckt wurde.<sup>61</sup> Das Publikum fand Gefallen daran, und in der plattdeutschen Sprache erscheint sie weniger anstößig. In seinen Fragebögen bat Wossidlo dann ausdrücklich darum, „Derbheiten ... nicht zurückzuhalten“.<sup>62</sup> Der Sammler dürfe im Verkehr mit dem Volke nicht zimperlich und prüde sein,<sup>63</sup> sonst werde die Stimmung beeinträchtigt.<sup>64</sup>

Ostern 1886 ging Wossidlo als „Wissenschaftlicher Hilfslehrer“ an das Gymnasium in Waren, wo er bis 1922 im Schuldienst blieb. Dass er sich sehr bald auf den ungepflasterten Straßen, auf Märkten, in Wirtshäusern, Katen oder Bauernhäusern herumtrieb, um mundartlich mitgeteilte Volksüberlieferungen aufzuzeichnen, war für viele Kollegen unverständlich.

Die frühen Jahre von 1884 bis 1895 waren der sprachlichen Sammelarbeit gewidmet. Wossidlo ordnete die gesammelten Wörter und Redewendungen nicht alphabetisch, sondern nach lebensnahen Sachgruppen und übertrug sie in Sammelbücher. Proben dieser Arbeiten veröffentlichte er in Zeitungsreihen mit Themen wie: „Essen und Trinken“, „Der Tod im Munde unseres Volkes“, „Gestalt, Aussehen, Kleidung, Gang“, „Aus dem Sinnenleben“, „Dreihundert Ausdrücke für ‚prügeln‘ aus Mecklenburg“, „Heirat, Ehestand, Familienleben“, „Prost mahltid (Ausdrücke und Redensarten über das Essen)“, „Dummheit und Verwantes“, „Stand und Gewerk im Munde des Volkes“, „Küster und Bauer“, „Bilder aus dem Thierleben“ oder „Vom lieben Geld: Habgier, Geiz, Verschwendung, Armut und Reichtum“.<sup>65</sup> Wenn er dabei vielfach nach älteren Ausdrücken suchte, zielte diese sprachliche Sammelarbeit auch auf eine Semantik des Alltags.

Im Juli 1890 beschloss der „Verein für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde“ auf Anregung von Kirchenrat Dr. Heinrich Krüger (1836-1921)

<sup>59</sup> Hans-Jörg Uther, *The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography*. Vol. 2 (FFC 285). Helsinki 2004, 62.

<sup>60</sup> Siehe z. B. *Jurjen van der Kooi/Theo Schuster*, *Märchen und Schwänke aus Ostfriesland*. Leer 1993, num. 29.

<sup>61</sup> Zuletzt anlässlich seines 150. Geburtstages: *Susan Lambrecht/Gerd Richardt/Christoph Schmitt* (Hrsg.), *Das große Wossidlo-Lesebuch*. Rostock 2009, 13-20, hier 16 f.

<sup>62</sup> Fragebogen über das Tierleben im Munde des Mecklenburger Volkes. Waren [ca. 1897], 1; Fragebogen zu den Mecklenburgischen Kinderreimen. Waren [ca. 1905], 1 (Separatdrucke; Wossidlo-Archiv).

<sup>63</sup> *Wossidlo* (wie Anm. 39), 21.

<sup>64</sup> Ebd., 13.

<sup>65</sup> Ab 1885 hat Wossidlo diesen Stoff in der Rostocker Zeitung (Reihe „Volksthümliches aus Mecklenburg“) publiziert; *Ulrich Bentzien*, *Richard Wossidlo. Verzeichnis seiner Schriften*, in: *Deutsches Jahrbuch für Volkskunde* 5, 1959, 153-163, hier 155 ff.

erneut, Volksüberlieferungen zu sammeln. Man dachte zunächst an einen engen Ausschnitt der Volkspoesie. Richard Wossidlo konnte diesen Rahmen beträchtlich weiten und wurde damit beauftragt, die Sammelarbeit zu organisieren.

Im Februar 1891 erging dann ein „Aufruf zu einer Sammlung Mecklenburgischer Volksüberlieferungen“, der in 6.000 Exemplaren in ganz Mecklenburg verteilt wurde. Er enthält die für solche Unternehmen typische Rettungsmetapher („Es gilt also zu retten, was noch zu retten ist!“). Das zu sammelnde „altererbte Gut“ wird als von den Alten gehüteter „lieber geheiligter Schatz“ bezeichnet, der den Jungen „meist unnütz und bedeutungslos“ erscheine. Ziel sei es, „werthvolle Einblicke in das Gemüths- und Geistesleben des Volkes“ zu gewinnen.<sup>66</sup>

Das geistige Leben von Menschen und ganzen Völkern, und nicht nur der Antike, zu ergründen, forderte als Aufgabe der Philologie August Boeckh (1785-1867). Der Klassische Philologe definierte ihre Aufgabe genauer als „das Erkennen des vom menschlichen Geist Produzierten“, <sup>67</sup> womit er die Philologie als autonome Wissenschaft reklamierte. Wie bei Boeckh geht es dem jungen Lehrer aus Waren nicht nur um das Erkennen des Überlieferten an sich, sondern um das kollektive „Gemüths- und Geistesleben“, das diese Kultur hervorzubringen vermochte und das seinerseits vom Überlieferten geprägt wird.

Neben der Erforschung des „Geisteslebens“ zielt der Sammelaufruf also darauf, das „Gemüthsleben“ des Mecklenburgers zu hinterfragen, ein Ziel, das sich Jahre zuvor in größerem Maßstab die Völkerpsychologie auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Karl Weinhold, der 1890 in Berlin den Verein für Volkskunde gründete, sprach in seinem programmatischen Aufsatz weniger explizit von einer solchen Aufgabe, sondern davon, das Volk „in allen Lebensäußerungen“ zu erforschen<sup>68</sup> – obwohl die von ihm 1891 herausgegebene „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“, die als eigentlicher Beginn der Fachentwicklung angesehen wird, aus der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ hervorgegangen ist.<sup>69</sup>

Der mecklenburgische Sammelaufruf formulierte also keinen geringen wissenschaftlichen Anspruch und damit ein Endziel, das über das bloße Einsammeln und Einordnen von Volkskultur weit hinausreichte.

---

<sup>66</sup> Aufruf zu einer Sammlung Mecklenburgischer Volksüberlieferungen. Schwerin 1891, 1 (Separatdruck; Wossidlo-Archiv).

<sup>67</sup> Eto (wie Anm. 53), 91.

<sup>68</sup> Karl Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten?, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 20, 1890, 1-5, hier 2.

<sup>69</sup> Wie die Mythologie maß die Völkerpsychologie Sprache, Sitte und Mythos besondere Aufmerksamkeit zu. Ihre unmittelbare Beeinflussung der Volkskunde ist allerdings geringer, als man aufgrund der Zeitschriftentradition vermuten könnte; Vera Deißner, Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft“ bis 1945 (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, Bd. 21). Mainz 1997, 96.

Die Kommission, die zur Unterzeichnung des Sammelauftrufes gebildet wurde, bestand aus 20 Mitgliedern des Altertumsvereins. Es unterschrieben Staatsminister Alexander von Bülow (1829-1901), der das Mecklenburg-Schwerinsche Großherzogtum vertrat, vier Pastoren, zwei Oberschulräte, vier Gymnasiallehrer, ein Oberstleutnant, weitere hochstehende Verwaltungsbeamte und Wossidlo, der noch auf der untersten Stufe des Gymnasiallehrerberufes stand. Damit wurde der Aufruf von angesehenen Teilen der Öffentlichkeit unterstützt. Was der Kommission fehlte, waren Volksschullehrer, wie Wossidlo später bedauerte, „auf deren Opferwilligkeit im Grunde doch jedes Sammelunternehmen angewiesen“ sei.<sup>70</sup>

Da dem Rücklauf des Fragebogens nur wenig Erfolg beschieden war, beantragte Wossidlo von Ostern bis Michaelis die (bereits oben genannte) Beurlaubung vom Schuldienst. Er begab sich auf Wanderschaft, um vor Ort nachzufragen, und kehrte mit reicher Beute heim.

Als Wossidlo 1892 einen Druckkostenzuschuss erbat, um die Herausgabe des Werkes zu ermöglichen, lehnte der Landtag (die Versammlung der Stände) in seiner Sitzung am 22. November den von der Regierung befürworteten Antrag mit 32 gegen 30 Stimmen ab. Die einflussreiche Ritterschaft hatte das Sammelwerk blockiert. Erblandmarschall Carl Friederich Ludwig von Lützow auf Eickhof (1844-1914) begründete die Ablehnung wie folgt:

„Seiner Ansicht nach handele es sich hier nicht um ein Werk von wissenschaftlichem Werth, sondern lediglich um die Sammlung mecklenburgischer Schnurren, Anekdoten und dergleichen, wozu man doch keine Unterstützung aus Landesmitteln bewilligen könne.“<sup>71</sup>

Bei dieser Auseinandersetzung ging es nicht allein um die finanziellen Mittel; vielmehr wurde eine Diskussion über das Kulturerbe entfacht, die den Weg in die Zeitungslandschaft fand. Wossidlo verteidigte sein Sammelwerk mit scharfen Worten: Über den wissenschaftlichen Wert eines solchen Werkes viele Worte zu machen, widerstrebe ihm; ein solches „Denkmal mecklenburgischen Volksgeistes“ dürfe sich „völlig gleichberechtigt neben die vom Landtag reichlich geförderte Sammlung der Kunstdenkmäler der Heimat stellen“. Die Zeiten, wo die Volkskunde Aschenbrödel der Wissenschaft wäre, seien vorbei, es werde nicht lange dauern, bis die Volkskunde „aus einer Dienerin zu einer Führerin“ werde. Die Vorstellung, dass das „Volk“ kein höheres geistiges Leben führe, müsse verschwinden. Schuld an solchen Auffassungen seien die „Zerrissenheit des deutschen Volkes und die Entfremdung der einzelnen Volksklassen“.<sup>72</sup>

---

<sup>70</sup> Wossidlo (wie Anm. 39), 2.

<sup>71</sup> Mecklenburger Nachrichten Nr. 276 vom 24. November 1890.

<sup>72</sup> Zur Sammlung mecklenburgischer Volksüberlieferungen, in: Rostocker Zeitung Nr. 563 vom 2. Dezember 1892.

Hier zeigt sich, dass Wossidlo sein Sammelgeschehen im öffentlichen Diskurs politisch zu begründen suchte: Die Klassengegensätze sollten damit versöhnt werden – ein Argument, das in der sich erst später voll entfachenden Heimatbewegung wiederkehrte und bestens geeignet war, Volkskultur als Kulturerbe zu reklamieren.

Bevor es zur Wiedervorlage der Entscheidung kam, pries sein Freund, der spätere Schriftsteller und Dramatiker Max Dreyer (1862-1946), in der „Täglichen Rundschau“ das Sammelvorhaben an. Dreyer verwies auf die volkskundlichen Sammelbestrebungen in anderen deutschen Landschaften, die sich nicht im Entferntesten messen könnten mit dem, was Mecklenburgs Söhne zu Stande gebracht hätten.<sup>73</sup> Endlich wurde der Druckkostenzuschuss genehmigt.

### **Wossidlos Technik der Datenerhebung**

Im sich formierenden Fach hatte sich Wossidlo über seine Editionen der „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen“ hinaus mit einem wegweisenden Vortrag zur Feldforschung einen Namen gemacht. Wossidlo hielt ihn Anfang Oktober 1905 in Hamburg auf der Tagung des neu gegründeten „Verbands deutscher Vereine für Volkskunde“. Lange Zeit galt dieser dann schriftlich ausgearbeitete Vortrag<sup>74</sup> dem Fach als feldforscherischer Lehrtext.<sup>75</sup>

Fraglos war Wossidlos ertragreichste Methode der Datenerhebung die eigene Feldforschung, aber erst eine virtuose Kombination werblicher Aktivitäten, aus denen er zahllose Helferinnen und Helfer gewann, führte zum dauerhaften Sammelerfolg. Vor Wossidlo herrschte eine strenge Arbeitsteilung zwischen den Sammlern und den Gelehrten. Die ersteren, überwiegend Volksschullehrer, protokollierten, während die Gelehrten das Gesammelte edierten und kommentierten. Die Volksschullehrer standen daher außerhalb der Wissenschaftsgemeinde, es war unüblich, dass sie sich schriftstellerisch betätigten. Ohnehin waren sie von fachlichen Kenntnissen weitgehend ausgeschlossen, weil es ihnen an finanziellen Mitteln und Zeit mangelte.

Diese methodische „Zweiklassenwirtschaft“ überwand Richard Wossidlo, indem er als Vermittler fungierte. Er ging selber ins Feld und zwar als gelehrter Sammler. Es gibt wohl kaum einen Ort in Mecklenburg, den er nicht aufgesucht hat; erhalten sind Feldforschungsdaten von mehr als 5.000 Erzählerinnen und Erzählern aus mehr als 3.000 Orten. In vertrauten Standquartieren richtete er in größerem Stil Sammelabende ein. Voraussetzung war, dass er die plattdeutsche

---

<sup>73</sup> Max Dreyer, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Ein Sammelwerk deutschen Geistes und deutschen Fleißes, in: Sonntags-Blatt, Mecklenburger Nachrichten Nr. 42 vom 28. Oktober 1894.

<sup>74</sup> Wossidlo (wie Anm. 39).

<sup>75</sup> Deißner (wie Anm. 69), 160 ff.

Sprache beherrschte. So gewann er das Vertrauen seiner Landsleute und brachte sie zum Erzählen.

Wossidlo notierte stichwortartig in schneller Schrift den zumeist mundartlichen „Originalton“ auf postkartengroße Zettel, die er aus der Erinnerung ergänzte. Andererseits stellte er ungewöhnlich viele Varianten zusammen, die ganze Serien einer vielstimmigen Zeugenschar bilden. Dass er sogar seine Manschetten beschrieb, wurde als Auffälligkeit registriert, die das Wossidlo-Bild bis heute mitbestimmt.<sup>76</sup> Kennt man diese Technik von Handwerkern, musste sie doch bei kragenweißen Philologen verwundern. Wossidlo notierte wohl eher in der Anfangszeit seiner Sammelarbeit heimlich auf abwaschbare Gummimanschetten oder zog seinen Kalender unauffällig hervor, um den Erzählfluss seiner Informanten nicht zu stören. Später machte sein trainiertes Gedächtnis solche Hilfsmittel entbehrlich.<sup>77</sup>

Die Befunde legte er, vielstufig hierarchisiert, morphologisch gegliedert und mit Verweisen versehen, in gefaltete Schulheftkartons und diese in Kästen aus schädlingsabweisendem Zedernholz ab. Seine systematische Zettelsammlung besteht aus knapp 900.000 Einzelbelegen, die nach über 28.000 Kategorien geordnet sind. Neben Feldforschungsbelegen enthält sie unter den entsprechenden Kategorien Quellenexzerpte aus dem gedruckten Schrifttum und Hinweiszettel auf die Einsendungen seiner Beiträger. Die systematisch geordnete Zettelsammlung stellt mit anderen Worten einen polyhierarchisch geordneten Thesaurus dar.

Wossidlo suchte zwar seine Sammelhelfer auch persönlich auf, umwarb sie aber vor allem mit Briefen. Jede Einsendung wurde mit einem Dankesbrief bedacht, der neue Fragen aufwarf. Vielfach fügte Wossidlo frankierte Rückpostkarten bei, damit die Antwort nicht ausblieb. Neben seinen Fragebögen legte er Sonderdrucke seiner Arbeit bei, um die Helfer volkskundlich zu schulen. In die Sammelarbeit einbezogen wurde ebenso die Schule. Schulkindern wurde aufgetragen, dass sie zu Hause aufschreiben, was Großmutter und Mutter zu erzählen wüssten.<sup>78</sup> Am Ende seines Lebens hatte er Einsendungen von mehr als 1.400 Personen beisammen.

---

<sup>76</sup> So hat TO Helbig, ein Papierkünstler aus Pinnow bei Schwerin, in der Ausstellung anlässlich des 150. Geburtstages von Richard Wossidlo, die vom 17.1. bis 19.7.2009 im Deutschen Bernsteinmuseum stattfand, eine beschriebene Manschette in überdimensionaler Größe installiert. Für die Kunstschau „figurative sense – Kunst und Wissenschaft“ des Künstlerbundes Mecklenburg (11.7.-15.8.09, Kunsthalle Rostock) füllte er ein etwa zehn Meter langes Netz mit ca. 4.000 beschriebenen Manschetten, das an einem Außenstandort, im Foyer des Hauptgebäudes der Universitätsbibliothek Rostock, aufgehängt wurde.

<sup>77</sup> Wossidlo (wie Anm. 39), 9 („Durch Übung lernt man, ohne solche Stützen auszukommen ...“).

<sup>78</sup> Diese Bitte trägt ausgangs der „Ausführliche Fragebogen zur Sammlung Mecklenburgischer Volksüberlieferungen“ vor, in: Jahrbuch des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde 57, 1892, 4-9, hier 9.



Gelegentlich hielt Wossidlo Schulreden, so 1899 anlässlich des Geburtstages von Kaiser Wilhelm II. über Jacob Grimm (Wossidlo war übrigens nur einen Tag älter als der Kaiser). Gleich eingangs lobte Wossidlo Jacobs Fähigkeit, „zu dem



Abb. 3: Richard Wossidlo vor seiner Zettelsammlung in Waren  
[Universitätsarchiv Rostock, Sammlung Karl Eschenburg]

Kleinen und Kleinsten herabzusteigen“, weshalb „er vielleicht deshalb unserem Volke unter allen Gelehrten dieses Jahrhunderts so lieb geworden“ sei.<sup>79</sup> Dann knüpfte er an die inzwischen tradierten Topoi des Grimm-Erbes an: Jacob sei „von der reinsten Liebe zum Vaterlande getrieben“ und habe „unablässig für die Erkenntnis der Grundlagen nationalen Geisteslebens gewirkt“. Ähnliche Topoi nutzt Wossidlo in einem zeitnah entstandenen Werbezettel, auf dem es heißt: „Hochverehrter Herr, hiermit erlaube ich mir, auch Sie zur Mitarbeit an dem großen vaterländischen Werke aufzufordern. Auch der kleinste Beitrag ist herzlichen Dankes und sorgsamer Verwertung gewiss. (...)“<sup>80</sup>

Ein Anliegen Wossidlos war es, das von ihm Gesammelte seinen Landsleuten „zurückzugeben“. Nachdem er um 1900 mit der Sammlung von Sachkultur begonnen hatte, reifte in ihm die Idee, einen Vortragstext über Volksüberlieferungen von Laienschauspielern in historischen Kostümen rezitieren zu lassen, vor einem Bühnenbild, das einem musealen Ausstellungsraum ähnelte. Silke Götsch verglich das Szenarium mit der Riehl'schen Idylle des „Ganzen Hau-

<sup>79</sup> Schulrede über Jacob Grimm, 2 (Manuskript; Wossidlo-Archiv).

<sup>80</sup> Werbezettel (einseitig bedruckt [ca. 1898]; Wossidlo-Archiv).

ses“, das frei von sozialen Gegensätzen sei.<sup>81</sup> Das Ende 1900 uraufgeführte Stück wurde in Mecklenburg mehr als 600 Mal gespielt. Es diente zugleich der Werbung für die Sammelarbeit und ihrer Finanzierung – jede Aufführung ließ sich Wossidlo gut bezahlen. Ein weiteres Bühnenstück stellt die 1925 uraufgeführte „Buernhochtiät“ dar.

Ebenso inszenierte Wossidlo eine Zeit lang Heimatfestzüge, mit denen er alte Bräuche sinnstiftend wiederbeleben wollte. Nun stimmte er ein in die agrarromantischen und großstadtfeindlichen Äußerungen der Heimatbewegung, die in der Weimarer Republik wiedererstarkte, bis sie sich in den Fängen des Nationalsozialismus verlor. Der Krieg hatte das Weltbild erschüttert. Der Humus, auf dem er gediehen war, konnte aus Sicht der Heimatbewegten nicht der ländlichen Kultur entsprungen sein, da man sich diese als „gesund“ dachte.<sup>82</sup> Nach Wossidlos Vorstellung sei zu prüfen, ob man nicht „in bewusster Abkehr von großstädtischer Scheinkultur neue Formen harmloser Lebensfreude finden könne“,<sup>83</sup> und diese wurden in den alten Bräuchen gesucht.<sup>84</sup>

Einen wesentlichen Anteil an der volkskundlichen Werbearbeit hatten die plattdeutschen Vereine, deren Aufblühen die Phasen der Heimatbewegung markiert. Sie stellten sich auch aktiv als Sammelhelfer zur Verfügung, indem sie Ausschüsse bildeten, in denen Vereinsmitglieder von Wossidlo ausgesandte Fragen beantworteten.<sup>85</sup>

Weiterhin nutzte Wossidlo das Medium des Hörfunks für Werbezwecke, indem er bei der Nordischen Rundfunk A. G. („Norag“), der Vorläuferin des heutigen „Norddeutschen Rundfunks“, Sendungen zur Volkskultur Mecklenburgs gestaltete und besprach. Hier arbeitete er mit anderen Volkskundlern, wie dem Hamburger Otto Lauffer (1874-1949), oder mit Otto Mensing (1868-1939), dem Herausgeber des „Schleswig-Holsteinischen Wörterbuchs“<sup>86</sup>, zusammen.<sup>87</sup>

---

<sup>81</sup> *Silke Götsch*, Lebensbild oder Panoptikum? Zur zeitgenössischen Rezeption des Theaterstücks „Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhaus“ von Richard Wossidlo, in: *Kieler Blätter für Volkskunde* 30, 1998, 49-60, hier 57.

<sup>82</sup> Siehe hierzu *Klaus Bergmann*, Agrarromantik und Großstadtfeindschaft. Meisenheim am Glan 1970.

<sup>83</sup> *Richard Wossidlo*, Über mecklenburgische Sitten und Bräuche (undatiertes Manuskript [ca. 1924]; Wossidlo-Archiv).

<sup>84</sup> Dazu *Christoph Schmitt*, Tradition als Medium regionaler Identität. Formen des Brauchfolklorismus in Mecklenburg, in: Eva Leitzke-Ungerer/Andrea Pagni (Hrsg.), *Europäische Regionalkulturen im Vergleich*. Frankfurt a. M. u. a. 2002, 165-192, hier 172-176.

<sup>85</sup> Dazu *Christoph Schmitt*, Ut Unkel Brösig sienen Sammelpott. Plattdeutsche Vereine als Beiträger zur Sammelarbeit Richard Wossidlos, in: Christian Bunnens/Ulf Bichel/Jürgen Grothe (Hrsg.), *Fritz Reuter, Richard Wossidlo. Mecklenburgische Volksliteratur* (Beiträge der Fritz-Reuter-Gesellschaft, Bd. 13). Rostock 2003, 84-101.

<sup>86</sup> *Otto Mensing*, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Neumünster 1927-1935.

Im Ergebnis hat Wossidlo neben wissenschaftlichen Publikationsorganen öffentlichkeitswirksame Medien genutzt: von der Zeitungsreihe oder dem Heftchen über theaterhafte Formen, wie die plattdeutsche Bühne oder das „Straßentheater“ der Heimatfestzüge, bis zum frühen Rundfunk. All diese Medien haben dabei aufeinander verwiesen und auf diese Weise Wossidlos Botschaft verstärkt. So hat sich ein lang andauernder und vielgestaltiger Werbefeldzug entwickelt, der das Bild der Mecklenburgischen Volkskultur und ihres Sammlers und Bewahrers, Richard Wossidlo, zunehmend verfestigte.

### **Richard Wossidlos Beziehungen zum institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb**

Der Privatgelehrte aus Waren unterhielt vielfältige Kontakte zu Gelehrten und wissenschaftlichen Institutionen des In- und Auslands, gelegentlich sogar nach Übersee<sup>87</sup>. Archer Taylor (1890-1973), einer der bedeutsamsten Folkloristen Amerikas, besuchte ihn in Waren. Mehrmals informierten sich nord- und osteuropäische Gelehrte vor Ort über die Sammlung, vielen Wissenschaftlern überließ Wossidlo Materialauszüge auf postalischem Wege. Die im Wossidlo-Archiv erhaltene Gelehrtenkorrespondenz umfasst Kontakte mit mehr als 800 Personen, in der wissenschaftliche Angelegenheiten, vielfach über motivische Details, gelegentlich jedoch auch Programmatisches, Wertungen zur Situation und Entwicklung der Volkskunde, ausgetauscht werden.

Als Kaarle Krohn (1863-1933), Professor für finnische und vergleichende Folkloristik an der Universität Helsinki, den Folkloristischen Forscherbund, damit die erste internationale Vereinigung der Volkserzählforscher, gründete, suchte er im Ausland Verbündete. Im Juni 1907 reiste Krohn nach Kopenhagen, wo er die Sammlung des Dänen Evald Tang Kristensen (1843-1929) einsah. Ausgehend von Liedern und Balladen hatte der einstige Lehrer ein sehr voluminöses Sammelmaterial zusammengetragen und vieles davon ediert. Heute befindet sich sein Nachlass in der Dansk Folkemindesamling in Kopenhagen. Kristensens publizistisches Werk umfasst an seinem Lebensende mehr als 30.000 Seiten, und manchen gilt er als „vielleicht weltweit größter Sammler bäuerlicher Kultur und

---

<sup>87</sup> Dazu *Christoph Schmitt*, Volkskundler im frühen Rundfunk. Zur Regionalisierung des Hörfunks im „Niederdeutschen Sendebezirk“ (1924-1932), in: Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann*. Berlin/Hamburg 2005, 429-460.

<sup>88</sup> Ein Beispiel ist die, wenn auch kurze, Korrespondenz mit Robert Lehmann-Nitsche (1872-1938), deren Gegenstück, also die Sendungen Wossidlos, unlängst anlässlich der Erschließung des Nachlasses des am Museo de La Plata tätigen Anthropologen durch das Ibo-Amerikanische Institut in Berlin ergänzt werden konnte.

Lebensweise“.<sup>89</sup> Kristensen hatte schon früh ein Stipendium erhalten und konnte sich seit 1888 ganz der volkskundlichen Arbeit widmen. Er durchwanderte vor allem Jütland und suchte die ärmsten Bauern auf, die ihm die Volkskultur am ehesten repräsentierten<sup>90</sup>.

Von Kopenhagen aus bat Kaarle Krohn Richard Wossidlo, ihn demnächst in Waren aufsuchen zu dürfen.<sup>91</sup> Dieser Besuch wurde Wirklichkeit. Wenig später äußerte sich Krohn über die volkskundliche Sammeltätigkeit; neben organisierten Gesellschaften würden auch einzelne Personen erstaunliche Resultate aufweisen:

„Brauche ich den Namen des größten Sammlers deutscher Volkskunde, Dr. Richard Wossidlo's, zu nennen, welcher in der anspruchlosen Stellung eines Gymnasiallehrers in der kleinen Stadt Waren über 700 Landsleute zur Aufzeichnung mecklenburgischer Überlieferungen angefeuert hat? Oder soll ich des verstorbenen estnischen Pastors, Dr. Jacob Hurt's erwähnen, welcher über 100,000 Seiten Manuskript von ca. 1000 helfenden Händen hinterließ?“<sup>92</sup>

Jakob Hurt (1839-1907) war Anfang des Jahres verstorben, woraufhin Krohn dessen Nachlass zwecks Auswertung nach Helsinki überführen ließ.<sup>93</sup> Mit Hurt verband Krohn eine enge Gelehrtenfreundschaft, zumal Krohn wegen seiner Kalevalaforschungen an Hurts Sammlung von Runoliedern interessiert war.<sup>94</sup> Der für die nationale Bewegung aktive Pfarrer war zeitweilig Präsident des Estnischen Literatenvereins und organisierte in seinem Land eine flächendeckende Sammelarbeit. In jedem Kirchspiel sollte ein Vertreter des Vereins die Sammelarbeit organisieren.<sup>95</sup> Hurts Nachlass, der heute in der Folkloristischen Abteilung des Estnischen Literaturmuseums in Tartu untergebracht ist, wird mit 122.000 Manuskriptseiten beziffert<sup>96</sup>.

<sup>89</sup> Joan Rockwell, Evald Tang Kristensen. A lifelong adventure in folklore, Aalborg / Copenhagen 1982, XI.

<sup>90</sup> Bengt Holbek/Thorkild Knudsen, Evald Tang Kristensen (1843-1929), in: Dag Strömbäck (ed.), Leading Folklorists of the North, Oslo u. a. 1971, 239-257, hier 245 f.

<sup>91</sup> Kaarle Krohn (Kopenhagen, Nya Missiönshörteller, Helgolandsgade 4) an Richard Wossidlo in Waren vom 19. Juni 1907 (Wossidlo-Archiv).

<sup>92</sup> Kaarle Krohn, Erste Mitteilung des Folkloristischen Forscherbundes „FF“. Helsinki, 23. November 1907, 1-5, hier 1.

<sup>93</sup> Tiit Jaago, Jakob Hurt: The Birth of Estonian-language Folklore Research, in: Kristin Kuutma/Tiit Jaago (edd.), Studies in Estonian Folkloristics and Ethnology. A Reader and Reflexive History, Tartu 2005, 45-64, hier 62 f.

<sup>94</sup> Ülo Tedre, Jakob Hurt und Kaarle Krohn, in: Jakob Hurt. Vier Abhandlungen über seine folkloristische Tätigkeit, Tallinn 1989, 20-37, hier 22.

<sup>95</sup> Veera Pino, Über die Organisation des Sammelns der estnischen Folklore durch Dr. Jakob Hurt, in: Jakob Hurt (wie Anm. 94), 5-12, hier 6.

<sup>96</sup> Jaago (wie Anm. 93), 46.



Richard Wossidlo wurde also in einem Atemzug mit den großen Folkloresammlern Nordeuropas erwähnt. Noch im selben Jahr wurde er zum Mitglied der Finnischen Literaturgesellschaft ernannt. Bald darauf verfasste ein Schüler Krohns in der Zeitschrift „Aika“ eine ausführliche Würdigung über den Warener Gymnasialprofessor.<sup>97</sup>

Auch an der Universität Rostock hatte Wossidlo einflussreiche Gelehrtenfreunde, die ihrerseits seine Arbeiten fachweit oder in regionalen Bezügen positiv rezensierten. Zu nennen sind hier vor allem der bekannte Germanist, Mythen- und Wagnerforscher Wolfgang Golther (1863-1945) sowie der Geologe und Mineraloge Eugen Geinitz (1854-1925). Auf Veranlassung des Letzteren wurde am 15. Januar 1906 der Heimatbund Mecklenburg gegründet, dessen Arbeitsgruppe „Volksleben“ Wossidlo von Anbeginn leitete.<sup>98</sup> Im Klima der Heimatschutzbewegung beantragte die Philosophische Fakultät schon Anfang 1908 beim Großherzoglichen Ministerium, „die Errichtung einer außerordentlichen Professur für plattdeutsche Volkskunde, Sprache und Literatur in Erwägung zu ziehen“. Zu diesem für die Fachgenese sehr frühen Zeitpunkt war die erbetene Stelle nur als Extraordinariat denkbar, das Golthers Lehrstuhl für Germanische Philologie erweitern sollte, formuliert dieser Antrag doch ein bislang unübliches Aufgabenprofil, das in der Kollegenschaft umstritten war:

„Durch Schaffung einer solchen Stelle ... würde die Heimatkunde eine gewiss allgemein freudig begrüßte mächtige Förderung erfahren. Der Inhaber der Professur könnte die so wichtigen Sammlungen im Lande, gestützt auf das Ansehen und die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Hochschule, erfolgreich betreiben, zu Ende führen und verarbeiten. Neben der Sammlung der Volksüberlieferungen ist (sic!) eine plattdeutsche Grammatik und ein Wörterbuch sehr wünschenswert. Nach dem Urteil von Sachkundigen ist es hohe Zeit, die immer mehr schwindenden alten Bräuche, Wörter und Wendungen, so lang es überhaupt noch möglich ist, aufzunehmen. Der Hochschullehrer könnte ferner die so nötigen Hilfskräfte heranbilden, unter den Schulamtskandidaten Teilnahme und Verständnis für volkskundliche Bestrebungen erwecken. Seine Tätigkeit würde ihr Hauptgewicht auf praktische Uebungen, Unterweisung über Aufnahme volkstümlicher Ueberlieferung u. dergl. zu verlegen haben. Eine solche Tätigkeit verlangt aber ganz entschieden eine vollwertige und ungeteilte Arbeitskraft, die am besten der Hochschule sich eingliedern liesse.“<sup>99</sup>

---

<sup>97</sup> S. J. Pentti, Richard Wossidlo. Alasaksalaisen kansanrunouden keräyttäjä, in: Aika 2, 1908, 74-80.

<sup>98</sup> Vgl. Begründung des Heimatbundes Mecklenburg, in: Mecklenburg 1, 1906, 1-17, hier 16.

<sup>99</sup> Universitätsarchiv Rostock [UAR], Philosophische Fakultät, Akte 166 (Lehrstuhl für niederdeutsche Sprache 1907-1920). Schreiben vom 12. Januar 1908 an das Großherzogliche



Vorgesehen war hierfür Richard Wossidlo, der ein solches Angebot in mittleren Jahren, auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft, vielleicht angenommen hätte, ohne sich auf das Verfassen einer plattdeutschen Grammatik verpflichten zu müssen, da ihn die äußere Form der Sprache und ihre mechanischen Gesetze weniger interessierten. Bemerkenswert ist, wie sehr die Notwendigkeit der volkskundlichen und landschaftssprachlichen Sammelarbeit sowie die Unterweisung dazu das Stellenprofil bestimmen – eine Aufgabe, die nur dadurch gänzlich zu einer akademischen wird, dass sich daran die Verarbeitung und Publikation der Befunde anschließen. Von einer Theorievermittlung war die Stelle entbunden, denn zu eigenen Theorien war das erst werdende Fach noch längst nicht gelangt. Auch dadurch brauchte man keine Konkurrenz zu fürchten. Die neue Disziplin gewann vielmehr dadurch Kontur, dass sie heimatbezogene Daten erhob und verarbeitete.

Betont wird ebenso ein Sonderauftrag gegenüber Lehramtskandidaten, in dem sich das Bildungsprogramm der späteren Heimatkunde andeutet, die im herrschenden Wissenschaftssystem noch keinen Platz hatte. Das Profilelement verlangt nicht nur, das Verständnis der künftigen Lehrer für „volkskundliche Bestrebungen“ zu wecken, sondern an ihnen möglichst aktiv teilzunehmen. Somit werden Lehrer und ihre Schüler zur Beobachtung und Erforschung der sie umgebenden Lebensbeziehungen<sup>100</sup> und damit als potenzielle Sammler herausgefordert.

Der Antrag war sehr vorsichtig formuliert, weil er sich zur Voraussetzung machte, dadurch keine dringlicheren Bedürfnisse der Fakultät zu schädigen. Doch sah man bereits die Notwendigkeit einer akademischen Aufgabe, die nicht einfach nebenher zu erledigen sei.

Wenige Monate später, am 9. April 1908, wurde Wossidlo vom Großherzog zum Gymnasialprofessor ernannt.<sup>101</sup> Er bezog dadurch zwar ein höheres Jahresgehalt von 4.000 Mark,<sup>102</sup> doch wuchsen zugleich die schulischen Verpflichtungen.

---

Ministerium (unterzeichnet von Eugen Geinitz, Wolfgang Golther, Franz Erhardt, Hermann Bloch und Paul Falkenberg).

<sup>100</sup> Vgl. *Eduard Spranger*, *Der Bildungswert der Heimatkunde*. 7. Aufl. Stuttgart 1967 (Publikation eines Vortrags, gehalten am 21.4.1923 gelegentlich der Eröffnung einer „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ in der „Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen“), 37.

<sup>101</sup> Die Verleihung der damals üblichen Amtsbezeichnung an Wossidlo war nur möglich, weil in Waren zwei gymnasiale Professorenstellen frei geworden waren; *Rothe* (wie Anm. 19), 125. Diese Beförderung steht also in keinem, jedenfalls unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen an der Universität Rostock.

<sup>102</sup> *Rothe* (wie Anm. 19), 125.

## Die Institutionalisierung der Niederdeutschen Philologie und ihr Verhältnis zur Volkskunde

Durchgesetzt wurde die Professur erst 1919, anlässlich der 500-Jahr-Feier der Universität Rostock. Da Wossidlo, wie eingangs erwähnt, ablehnte, wurde sie zu einem „Lehrstuhl für niederdeutsche Sprache und Literatur“ umgewidmet. Das Ordinariat wurde von Hermann Teuchert (1880-1972) zum 1. Oktober 1920 besetzt, der bislang am Paulsen-Realgymnasium zu Berlin-Steglitz tätig war. Aufgabe des neuen Lehrstuhlinhabers war es,

„... neben der ihm selbstverständlich obliegenden allgemeinen sprachwissenschaftlichen Durchdringung der niederdeutschen Sprache und Literatur – insbesondere (der) Bestimmung, der wissenschaftlichen Pflege des mecklenburgischen Sprachgutes zu dienen, von seinen leider immer mehr schwindenden Schätzen möglichst zu retten, was noch zu retten ist, und sich der Bearbeitung der schon gesammelten Grundlagen nachdrücklichst anzunehmen.“<sup>103</sup>

Mit letzterem war das Verfassen des „Mecklenburgischen Wörterbuchs“ gemeint, für das dann 1926 eine Arbeitsstelle geschaffen wurde. Wossidlo unterzog sich nach seiner 1922 erfolgten Pensionierung<sup>104</sup> der mühsamen Aufgabe, seine systematisch geordneten Aufzeichnungen, bestehend aus fast einer Million Zettelnotizen zuzüglich der Einsendungen seiner Beiträger, auf den Wortschatz hin in alphabetischer Ordnung auszuziehen. Hierfür fertigte er etwa 500.000 Wörterbuchzettel an, die er der Universität Rostock zur Abschrift überließ.

Damit waren zwei Zentren für das Wörterbuch vorhanden: Rostock und Waren, das eine akademisch institutionalisiert, das andere als Privatbetrieb organisiert. Wossidlo sah seinen Einfluss auf den Inhalt des Wörterbuchs schwinden, sodass es zu Spannungen zwischen beiden Gelehrten kam<sup>105</sup>. Sie klingen etwa in einem Brief an, den der ostholsteinische Mittelschullehrer Gustav Friedrich Meyer (1878-1945) an Wossidlo schrieb. Ihm sei bekannt, mit welchen Schwierigkeiten Wossidlo bei seiner Arbeit für die mecklenburgische Volkskunde zu

<sup>103</sup> UAR, Akte Teuchert, Bd. 1, Blatt 12. Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium für Unterricht, G. Nr. 1 U 25563 vom 2. August 1920, an Oberlehrer Hermann Teuchert.

<sup>104</sup> Diese geschah um anderthalb Jahre vorzeitig durch Beurlaubung mit vollem Gehalt; *Rothe* (wie Anm. 19), 127 f.

<sup>105</sup> Dazu *Jürgen Gundlach*, Richard Wossidlos schwierige Position bei der Gestaltung des Mecklenburgischen Wörterbuchs, in: Fritz Reuter, Richard Wossidlo (wie Anm. 85), 71-83, hier 78 ff.

kämpfen habe, ob gegenüber Teuchert oder der Landesregierung in Schwerin.<sup>106</sup> Auch in Schleswig-Holstein sei die Volkskunde immer noch „Nebenfach“.

Mit der Etablierung des Teuchertschen Lehrstuhls war die regionalbezogene Philologie von der Sprachwissenschaft, das heißt ihrem Teilgebiet der Dialektologie, bestimmt, deren Hauptaufgabe es war, gesammeltes oder noch zu sammelndes Material lexikographisch darzubieten. Teuchert ergänzte Wossidlos Sammlungen, indem er eigene Fragebögen aussandte und die älteren, schriftlich überlieferten Sprachdenkmäler stärker berücksichtigte. Auch war er ein Vertreter der Wortgeographie, mit der räumliche Verbreitungsbilder von Wortvarianten erstellt werden.

Richard Wossidlo interessierte sich weniger für die Gesetze der Sprache, für Lautbildungen oder die Formenlehre von Wörtern oder Sätzen, sondern wandte sich primär ihrer Semantik zu. Nur in diesem Sinne war er ein Wortjäger, besonders nach älteren, inzwischen kaum mehr gebräuchlichen Wörtern. Daher nimmt es nicht wunder, dass er von Anbeginn seiner Sammeltätigkeit den Sprachschatz nicht alphabetisch, sondern nach Sachgruppen, das heißt Lebensbereichen, gruppierte. Hier stellte er ganze Synonymenlisten zusammen. Für das Wort „prügeln“ – Dienstvergehen wurden noch im 19. Jahrhundert grausam geahndet – werden z.B. in den „sprachlichen Kästen“ mehr als 300 Synonyme bzw. Phraseologismen angeführt.<sup>107</sup>

Die Bedeutung von Wörtern und Redewendungen war ihm stets ein wesentlicher Schlüssel, das „Gemüths- und Geistesleben des Volkes“ zu erforschen. Noch in Wossidlos alphabetisch geordnetem Zettelkatalog, der also aus dem sachsystematischen abgeleitet ist, stellt er die Wörter nach außersprachlichen Kriterien, pragmatischen und semantischen Relationen (besonders Synonyma), sozialen und räumlichen Aspekten oder idiomatischen Wendungen zusammen. Wie Teuchert einsah, sei Wossidlo „damit ganz modern, lange vor dem Aufkommen der neuen Art der Sprachforschung“.<sup>108</sup> Wossidlo teilte die Ansicht Karl Weinholds, der in seinem bereits genannten programmatischen Aufsatz meinte: „In der Geschichte eines einzelnen Wortes steckt oft ein reicherer Schatz für die

---

<sup>106</sup> Brief von Gustav Friedrich Meyer (Kiel) an Richard Wossidlo vom 25. Mai 1928; Wossidlo-Archiv; dazu genauer *Christoph Schmitt*, Lehnstuhlgelehrte, „Dilettanten“ und forschende Sammler. Zur Entwicklung der Feldforschung in der niederdeutschen Volkskunde, in: Bernhard Asmussen/Gundula Hubrich-Messow/Alfred Lorenzen (Hrsg.), *Paul Selk zu Ehren*, Huum 2007, 29-31, 36-50, 59-62, hier 42 f.

<sup>107</sup> Vgl. *Richard Wossidlo*, Dreihundert Ausdrücke für „prügeln“ aus Mecklenburg, in: *Niederdeutsches Korrespondenzblatt* 12, 1887, 72-74.

<sup>108</sup> *Hermann Teuchert*, Wossidlo als sprachlicher Sammler, in: *Mecklenburgische Monatshefte* 15, 1939, 56-59, hier 59; vgl. auch *Jürgen Gundlach*, Das mecklenburgische Wörterbuch von Richard Wossidlo und Hermann Teuchert. Seine Geschichte und Aussage, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 115, 1992, 145-158.

Volkskunde, als in großen Haufen von Gefäßen und Geräten“.<sup>109</sup> Man vermag darin Ansätze der Historischen Semantik zu erkennen.

### **Schlussbetrachtung**

Die weitere Entwicklung der Volkskunde Mecklenburgs, der Sog der dortigen Heimatbewegung, die 1929 ins Leben gerufene „Wossidlo-Stiftung“, der Einfluss des Nationalsozialismus, Wossidlos Museumsarbeit, die Gründung der „Wossidlo-Forschungsstelle“ an der Berliner Akademie der Wissenschaften und die jüngere Entwicklung der Volkskunde an der Universität Rostock sind an anderer Stelle, wenn auch längst nicht erschöpfend, dargestellt. Die Studie sollte zeigen, wie sehr die Entwicklung der hiesigen Volkskunde und ihrer zentralen Methode, der Feldforschung, von einem noch ganzheitlich aufgefassten philologischen Interesse geprägt ist, das – obwohl in Mecklenburg seitens des Privatgelehrtentums formuliert und fruchtbar gemacht – die Entwicklung der Rostocker Germanistik maßgeblich beeinflusst hat.

Die obigen Worte Weinholds sind im heutigen Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie weithin verstummt, hat es sich doch von den Philologien, von der Dialektologie bis zur Erzählforschung, entfernt. Inzwischen sind in Deutschland manche Lehrstühle der regionalbezogenen Philologien verschwunden. Umso mehr ist es zu begrüßen, dass die Universität Rostock ihre Tradition mit der kürzlich erfolgten Wiederbesetzung des Lehrstuhls für Niederdeutsche Sprache und Literatur fortsetzt. Und am Tübinger Lehrstuhl für Regionalethnographie versucht man jüngst das Verhältnis zwischen Volkskunde und Dialektologie neu zu befragen.<sup>110</sup> Führende Köpfe der Volkskunde aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie der Tübinger Germanist Hermann Bausinger, haben die Sprache als Zeugnis ihrer volkskundlichen Spezialuntersuchungen nie aus den Augen verloren. Andererseits ragen die heutigen Aufgaben des Faches weit über jenes volkskundliche Programm hinaus, mit dem Wossidlo noch einen Teil der Niederdeutschen Philologie, ihre Wortsemantik, zu integrieren suchte, und ein kleines Fach hat es schwer, viele Anliegen gleichzeitig zu erfüllen.

---

<sup>109</sup> Weinhold (wie Anm. 68), 5.

<sup>110</sup> Bernhard Tschofen, Dialekt und regionale Kulturforschung. Koordinaten für eine reflexive Beschäftigung mit einem alten Thema, in: Lioba Keller-Drescher/Bernhard Tschofen (Hrsg.) Dialekt und regionale Kulturforschung. Traditionen und Perspektiven einer Alltagssprachforschung in Südwestdeutschland. Tübingen 2009, 19-36.

Markus Völkel

## **Zwischen Fachwissenschaft und humanistischem Erbe. Die Geschichtswissenschaft an der Universität Rostock auf dem Weg in die Moderne.**

### **I. Die alt-europäische Universität und die „Geschichte“**

*In Greece you did not learn history at school. You read it privately or somebody read it to you in polite company. The same happened in Rome.<sup>1</sup>*

#### **1. Rhetorik und Historien**

Die klassische Rhetorik ist ein auf Sprache und Literatur aufgebautes umfassendes Bildungssystem. Ihre Hauptgebiete waren öffentliches Reden und kunstgerechtes Schreiben, beides zum Zwecke gelingender Überzeugung mit moralisch akzeptablen Gründen. Ihr Feld ist dabei das, was nicht wissenschaftlich, d.h. aus allgemeinen und universalen Prinzipien abgeleitet werden kann, sondern nur aus einer Vielzahl von bewährten Meinungen.

Innerhalb der Rhetorik können die Historien ihren exemplarischen Wert durchaus behalten. Die Historien lehren die Bewährung des Ethos und seine Umsetzung in Erfolg in unwiederholbaren und spezifischen Situationen. Auch der Rhetorikstudent liest und diskutiert deshalb die klassischen Autoren (Quintilian: Herodot, Thukydides, Sallust, Livius), er erblickt in ihnen freilich vorwiegend gute oder schlechte Literatur. In diesem Sinne erbringt das Studium der Historien auch ihren zweiten, d.h. literarisch-stilistischen Nutzen. Der Rhetorikzögling „lernt“, wie er „richtig“ Geschichte zu schreiben hat, d.h., welche Wörter zu wählen sind, welche Stilhöhe, welche Figuren, was ins Vorwort-Proemium, was in die Durchführung kommt, wie Reden ein- und aufzubauen sind.

In dieser Weise lernt ein antiker Rhetorikstudent Geschichte über die Klassiker kennen; aber über die Materialerfassung, Kritik und über mögliche Gegenstände - es bleiben eben immer nur die schwammigen *res gestae* als bedeutungsvolle - über alles das lernt er nichts: „*Historia* war ein Erzählgenus (mit

---

<sup>1</sup> Arnaldo Momigliano, The Introduction of History as an Academic Subject and its Implications, in: Ottavo Contributo alla storia degli studi classici e del mondo antico. Rom 1987, 161-178, hier 162.



wahrheitsbezogenem Stoff, neben *argumentum* und *fabula*), das Wahres enthielt, sich auf ein Ereignis (*res gesta*) bezog und Vergangenes behandelte.“<sup>2</sup>

Dies ist, besonders in der Spätantike, eine Folge fehlender historischer Praxis: Geschichte wird seltener geschrieben - oder verschiebt sich in die Panegyrik, - wobei der Ostteil des römischen Reiches weitaus größere Dichte und Kontinuität als der Westteil aufweist, und sie höchst unzureichend überliefert [eigentlich nur noch der ganze Prokop und Zosimos *Neue Geschichte* (280-410 n. Chr.)].<sup>3</sup> Die Zahl ihrer Leser nimmt ab, ihr Publikum insgesamt. Mit der Geschichtsschreibung verfallen zusammen die Techniken, sie zu erlernen.

“What a reader was most likely to appreciate in a book of history - clarity and eloquence of exposition, good sense and moral principles in the evaluation of events - may be better acquired by studying something else. Good grammatical and rhetorical training and a command of moral, religious and philosophical principles can be obtained without reference to history. Political and military leadership are the result of experience.”<sup>4</sup>

## 2. Mittelalter - die „*artes liberales*“

Im Gegensatz zur Antike entwickelt das christliche Mittelalter seit dem 11. Jahrhundert ein Bildungssystem, das zugleich auch „Forschungssystem“ ist: die Universität. An der Normaluniversität wird eine der zwei möglichen großen Fächergruppen gelehrt: die *artes liberales*, während die *artes mechanicae* - sie kennt nur das Mittelalter - draußen bleiben. Mechanische Künste umfassen in der Regel alle der Notwendigkeit, d.h. der *necessitas*, verpflichteten Tätigkeiten (Handwerk, Architektur, Medizin).

Die *artes liberales* zerfallen in zwei Gruppen, das vorbereitende *trivium* (Sprachwissenschaft): Grammatik, Rhetorik und Dialektik. An sie schließt sich dann das *quadrivium* (Zahlenwissenschaft) mit Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik an: „Das Gebiet der Geschichtsphilosophie und der Geschichtsschreibung als solches blieb im engeren Sinn außerhalb der *artes liberales*.“<sup>5</sup>

Über die Computistik (Chronographie) kam die zeitliche Rechenkunst, eine „historische Methode“, besonders im *quadrivium* zur Anwendung: als Zählkunst

<sup>2</sup> Hans-Werner Goetz, „Geschichte“ im Wissenschaftssystem des Mittelalters, in: Franz-Josef Schmale, Funktion und Formen mittelalterlicher Geschichtsschreibung. 2. Aufl. Darmstadt 1993, 172.

<sup>3</sup> Dazu Manfred Fuhrmann, Rom in der Spätantike. Porträt einer Epoche. Hamburg 1996, Kap. 5, Geschichtsschreibung und Panegyrik, 108-134.

<sup>4</sup> Momigliano, The Introduction (Anm.1), 164.

<sup>5</sup> Vgl. Hans Martin Klinkenberg, Art. „*Artes liberales/artes mechanicae*“, in: HWPh 1 (1971), Sp. 534.

in der Musik, als Messkunst in der Astronomie und bei der Berechnung der Kirchenfeste.<sup>6</sup> Diese Fertigkeiten wurden also teilweise an den Universitäten gelehrt. Ansonsten fand historische Tätigkeit außerhalb der Universität statt.

Nun bleibt noch die Frage, was denn „im weiteren Sinn“ die *artes liberales* der Universität mit der „Geschichte“ zu tun haben. Während die *historia* keinen eigenen Ort in ihnen hat, ist sie auf viele Abteilungen dieser *artes liberales* als „Hilfswissenschaften“ angewiesen:<sup>7</sup> Die Grammatik führt zu den Autoren, die Rhetorik stellt die Erzählmittel sowie die „historischen Fragen“ (*persona, causa, locus, modus, tempus, adminicula*). Die Dialektik hilft manchmal bei der Feststellung des Wahrheitsgehaltes, doch die Zahlenwissenschaften stehen in enger Verbindung, oft bei Welt-Chroniken, neben Werken des *quadriviums*. Nun kann man sich fragen: Ist die „Geschichte“ eine Wissenschaft? Nicht im Sinne methodischer Wissenschaft, aber doch rationales Wissen (*cognitio rationalis*). Die Folge war, man konnte in der Universität viel für die Geschichte lernen, sie selbst aber nach unserem Sinn nicht erlernen. Auch in den Schulen des späten Mittelalters gab es keinen Geschichtsunterricht.<sup>8</sup> Im Ganzen gesehen „ersetzt“ der Sprachunterricht eine mögliche „Historia-Ausbildung“:

„As long as people were satisfied that what one needed to know about history was contained in the Bible and in certain Greek or Latin authors, the question whether or not to teach history at school could hardly be very acute. By teaching enough Latin to enable people to read the Bible in Latin, the Roman historians in the original, and the Greek historians, if not in the original, at least in a Latin translation, the basic access to historical knowledge was provided.”<sup>9</sup>

### 3. Humanismus und Renaissance<sup>10</sup>

Der Humanismus gilt zu Recht als die erste große europäische Bildungsbewegung, für die die „Geschichte“ zentrale Funktion hat. Dieser Vorrangstellung entspricht jedoch nur wenig in der pädagogischen Praxis. Arnaldo Momigliano (1908-1987) bemerkte dazu sarkastisch: „... *the appreciation of the value of history can go together with the exclusion of history from school education.*”<sup>11</sup>

Nun weist der Humanismus eine andere Fächergruppierung als die „scholastische Universität“ auf, nämlich Dichtung - Redner - Philosophen und Histori-

<sup>6</sup> Vgl. Arno Borst, *Computus: Zahl und Zeit in der Geschichte Europas*. Berlin 1990.

<sup>7</sup> Vgl. Goetz, „Geschichte“ im Wissenschaftssystem (Anm. 2), 176.

<sup>8</sup> Vgl. Erich Meuthen, *Humanismus und Geschichtsunterricht*, in: August Buck (Hrsg.), *Humanismus und Historiographie*. Weinheim 1991, 5-50, hier 22.

<sup>9</sup> Momigliano, *The Introduction of History* (Anm.1), 165.

<sup>10</sup> für das Folgende siehe Meuthen, *Humanismus und Geschichtsunterricht* (Anm. 7), 5-50.

<sup>11</sup> Momigliano, *The Introduction of History* (Anm. 1), 166.

ker. Das Verhältnis zur *historia* wird also auch hier zunächst eine von Textlektüre sein. Livius hat Reden, die man analysieren kann; so rücken eben Livius und Cicero zusammen. Umkehrt brauchen die Redner/*oratores* historische Sacheläuterung. Diese sollte knapp ausfallen, weshalb man sich das notwendige Wissen mit Auszügen, sogenannten Epitome besorgte: Eutrop als Auszug aus Livius und Justin als Auszug des verlorenen Pompeius Trogus. Neue Geschichtsschreibung der antiken Epoche - siehe Momigliano - schien unnötig. Also liegen die Höchstleistungen der Humanisten in der zeitgenössischen Partikulargeschichte. Die Universalhistorie war flach und standardisiert. Der *Fasciculus temporum* des Kartäusers Werner Rolevinck (1425-1502) von 1474, die *Chronica Carionis* nach Philipp Melanchthon (1497-1560) von 1532 und 1556, Johannes Sleidans (1506-1556) *De quatuor summis imperiis libri tres* von 1556 sind schlagende Beispiele in diesem Sinn. Für die Katholiken spielten die *Historiarum ab origine mundi epitome* von 1598 des Jesuiten Orazio Torsellini (1545-1599) die gleiche Rolle.

Das Fazit muss lauten: Schulbücher wären notwendig gewesen, aber es gab sie nur beschränkt und sie veralteten bald. Was sich durchsetzte, das waren die neuen *Artes historicae*, die aber, so Erich Meuthen, kaum im Unterricht verwendet worden sein dürften. Als eigenständige *magistra vitae* taugte die Geschichte (d.h. im universitären Unterricht) kaum. Man musste sie für andere Fächer dienstverpflichten, so die Ethik, die Rhetorik und die Grammatik, später im 17. Jahrhundert dann für die Politik, das Recht und die Theologie<sup>12</sup>. Institutionengeschichtlich wirkte sich das so aus, dass man die „Geschichten“ für notwendig hielt, sie aber von den anderen Professoren lehren ließ.<sup>13</sup>

Gefährlich schien es, Krieg und Übelstände über die Historien zu vermitteln, so gab man den Jüngsten auf den Gymnasien leicht verständliche Kompendien auch mit Legenden an die Hand, den älteren dann die anspruchsvolleren Autoren mit den schwierigen Handlungssträngen. Was einen Aufschwung genuin historischen Wissens behinderte, das war der seit Melanchthon immer deutlicher sichtbare Geschichtspessimismus. Aus diesem Grund muss man den *Praeceptor Germaniae*, stellvertretend für alle Historikliebhaber, differenziert lesen: Alle loben die Historien, doch muss man unterscheiden: Wann und für wen?

#### 4. Exkurs: Das historiographische Werk eines Rostocker Schulmannes

David Chyträus (1530-1600), seit 1550 in Rostock als akademischer Lehrer tätig, gibt ein hervorragendes Beispiel für die von Philipp Melanchthon ange-

<sup>12</sup> Vgl. Christian Gottlieb Jöcher, Von der Gelehrten Anwendung der Geschichte, Vorrede zu Bd. 2, Hieronymus Nicolaus Gundling, Discours über den ietzigen Zustand der europäischen Staaten. Frankfurt/Leipzig 1734, a2-c3

<sup>13</sup> Vgl. Emil Clemens Scherer, Geschichte und Kirchengeschichte an den Deutschen Universitäten. Freiburg 1927.

mahnte Synthese von sprachlichem, theologischem und historischem Unterricht. Es galt, die Bibel „auch historisch“ zu lesen, die „historischen Örter“ (*loci*) in den Argumentationen erfolgreich zu besetzen, außerdem den Zusammenhalt von Stadt und Bürgern, Fürsten und Untertanen zu festigen.

Blickt man auf den folgenden Auswahlkatalog von Chyträus' historischen Arbeiten, dann wird die sowohl späthumanistische wie auch reformatorische Ausrichtung seiner historischen Interessen deutlich:

1. *Regulae vitae. Virtutum descriptiones methodicae a divide Chytraeo recens recognitae, et insignias sententiis ac exemplis ita illustratae, ut studiosis utiliter legi possint*, Wittenberg 1556
2. *Kraichgau. De Creichgoia*, Wittenberg 1561
3. *Explicatio Apolcalypsis Iohannis perspicua et brevis*, Wittenberg 1564
4. *De lectione Historiarum recte instituenda et historicorum fere omnium series et argumenta, brevis et perspicua exposita*, Straßburg 1565
5. *Vom Newen Stern/Welcher Anno M.D.LXXII. im November erschienen. Und jetzt vom Cometen/Welchen wir im November dieses laufenden M.D.LXXX. Jars und noch jtzung sehen. Erinnerung D. Davidis Chytraei in Latein getan*, Rostock 1577
6. *Oratio de statu Ecclesiarum hoc tempore in Graecia, Africa, Ungaria, Boemia, etc. cui praeter epistolas aliquot Patriarchae Byzantinae, et in alias, in Monte Sinai, et alibi in Oriente recens scriptas; accesserunt in postrema hac editione*, Rostock 1580 (Straßburg 1574)
7. *Responsio ad Antonii Possevini et Mylonii cuiusdam criminationes*, Wittenberg 1584
8. *Vandalia et Saxoniae Alberti Cranzii ab anno 1500 ubi ille desiit: per studiosum quondam historiarum instituta. Accessit Metropolis seu Episcoporum in vigint Dioecibus Saxoniae Catalogus, usque ad praesentem annum 1585 deducta. Cum praefatione Davidis Chytraei et indice*, Wittenberg 1585
9. *Chronologia Historiae Herodoti et Thucydidis*, Helmstädt 1585
10. *Chronicon Saxoniae et vicinarum aliquot Gentium; Ab anno Christi usque ad M.D.XCIII (1593)*, Leipzig 1593
11. *Newe Sachssen Chronica Vom Jahre 1500. Biß auffs XCVII (1597)*, Leipzig 1597
12. *In Herodoti lectionem praefatio: et libri primi annotationes, et in sequentes omnes libros argumenta*, Halle 1597
13. *Außführlicher Bericht Von der Augsburgischen Confession*, Eisleben 1599

14. *Operum Tomus Secundus. In Historiam Iosuae, Iudicum, Ruth, in Prophetas aliquot minores: Psalmos paucos*, Leipzig 1599

Man kann z.B. einfache Exempel aus der Historie zur ethischen Belehrung und Erbauung sammeln (Nr. 1). Die eigene Herkunftsregion, der süddeutsche Kraichgau, erfährt Lobpreis in Form einer panegyrisch-historischen Rede (Nr. 2). Das schwierigste Buch des Neuen Testaments (Nr. 3), die Johannes-Apokalypse, verlangt nach einer Auslegung, in der sie sich einerseits organisch in die Heilsgeschichte einfügt, die profane Geschichte aber auch unzweideutig beendet. Schließlich bietet die Unzahl überlieferter geschriebener Historien, heidnische wie christliche Geschichten eine große Menge von Erfahrungswissen an (Nr. 4). Wie gewinnt man dazu methodisch Zugang, wie organisiert man dieses Wissen, und wie beurteilt man es kritisch? Dies ist die „Kunst des Lesens der Geschichte“ (*ars legendi*), eine damals in Europa weitverbreitete Gattung von Wissensliteratur.<sup>14</sup>

Es bleibt einem norddeutschen Reformator aber noch genug historisches „Tagesgeschäft“: Kometen müssen gedeutet und die Furcht in gemäßigte religiöse Bahnen gelenkt werden (Nr. 5). Historisch behandeln musste Chyträus auch die Beziehungen der jungen protestantischen Kirche zur romfreien, dogmatisch aber doch fremden byzantinisch geprägten Ostkirche (Nr. 6). Historische Kenntnis ihrer Verfassung würden vielleicht die seit langem geplanten Annäherungsversuche erleichtern. Dies war umso mehr geboten, als sich in diese zarten Bemühungen einer protestantischen „Ostpolitik“ roh und ungebeten die Jesuiten einmischten und die Protestanten bei der Orthodoxie angriffen (Nr. 6).

Schließlich wusste Chyträus auch noch die regionalen Geschichtstraditionen fortzusetzen. Das frühhumanistische Standardwerk zum deutschen Nordosten von Chyträus' Vorgänger Albert Krantz (1448-1517), die *Vandalia*, war zuletzt 1548 in Köln erschienen. Das Werk bot eine bequeme Gelegenheit, durch seine Fortsetzung über das Jahr 1500 hinaus, die Kirchengeschichte dieses Raumes fast organisch in die Reformation einmünden zu lassen, d.h. den doch von vielen Zeitgenossen als hart empfundenen Kontinuitätsbruch zu mildern (Nr. 8).

Eine der weithin anerkannten Pionierleistungen des Chyträus war seine Verschmelzung von biblischer und heidnisch-antiker Chronologie zu einer judeo-christlichen Universalzeitrechnung (Nr. 9, 12 und 14). Deshalb galt sein besonderes Interesse dem Herodot, der im 5. Jahrhundert v. Chr. Ähnliches gewagt hatte. Seit Herodot war es möglich, die parallel zu ihm laufenden biblischen Bücher mit einem doppelten historischen Kommentar zu versehen, d.h. die göttliche Vorsehung lückenlos auf die heidnischen Völker auszudehnen.

Als wäre dies nicht schon mehr als genug an historischer Arbeit, verstand sich Chyträus auch noch als der Zeithistoriker des deutschen Nordostens. Seine

<sup>14</sup> Eine sehr individuelle Deutung dieser Methodenliteratur gibt Anthony Grafton, *What was History? The Art of History in Early Modern Europe*. Cambridge 2007.



*Saxonia* (Nr. 11) wuchs gleichsam aus dem eigenen „Nachrichtenbüro“ heraus, d.h. dem ausgebreiteten Schriftwechsel, den er mit vielen kirchlichen und weltlichen Würdenträgern beharrlich führte. Chyträus ist hier das norddeutsche Pendant zum Züricher Reformator Heinrich Bullinger (1504-1575), der seinen ähnlich ausgebreiteten Schriftwechsel für eine Geschichte der Reformation seiner Vaterland und ganz Süddeutschlands nutzte.

Schließlich erforderte auch die beratende Tätigkeit des Rostocker Theologen innerhalb der Durchsetzung der Konkordienformel, eine historische Stellungnahme (Nr. 13) zur Geschichte der „Augsburgischen Konfession“ zu geben. Auch diese Geschichte, wie die meisten Erzeugnisse von Chyträus, wurde im ganzen Hl. Römischen Reich gelesen und am zentralen Standort Leipzig gedruckt.

Am Schluss ist nochmals zu bemerken, wie eng die Genese der meisten hier genannten sowie auch vieler ungenannter Werke mit dem Unterricht an der Universität zusammenhängt. Ähnlich wie Melanchthon arbeitete Chyträus aus der Perspektive eines Schulmannes heraus, und während er Melanchthon als Rhetor und Dialektiker gewiss unterlegen war, so war er ihm als „historischer Autor“ in jeder Hinsicht gleichwertig.

## 5. Das 17. Jahrhundert als Übergangsjahrhundert

An der deutschen, vor allem protestantischen, Universität nimmt die argumentative Bedeutung der Geschichte zu, als Kirchengeschichte und als Reichsgeschichte, stets aber noch als „Hilfswissenschaft“. Seit Ende des 30-jährigen Krieges lesen in Jena und Helmstedt Juristen über „deutsche Reichshistorie“. Ihren Kern gab der Helmstedter Jurist Hermann Conring (1606-1681) im Jahre 1643 so an:<sup>15</sup> „*illud quidem est de origine cujuslibet latae legis, praesertim si illa antiqua sit et monumenta historica illius aevi, quo lata lex est deficiant.*“ Das heißt, man muss den *status rei publicae*, zu dem ein Gesetz erlassen wurde, „historisch kennen“.

Jetzt lehren also die Juristen in offiziellen Kursen „Reichshistorie“, d.h. vor allem die Entstehung von Reichsgesetzen und ihre Bedeutung. Die zweite Ebene ist die Kirchengeschichte, in der der Gang bis zur Reformation, aber auch Theologie- und Dogmengeschichte gelehrt werden – so die Helmstedter Theologen ab 1650. Ab 1694 nimmt der historische Anteil an der juristischen Lehre in Halle an dieser neugegründeten Universität stark zu. Auf katholischer Seite „bleibt man zurück“: In Freiburg beginnt man ab 1716 mit der klassischen Universalgeschichte, dann erst folgen zaghafte Ansätze einer „katholischen Reichshistorie“.

<sup>15</sup> Zitiert nach *Notker Hammerstein*, Die Historie bei Conring, in: Michael Stolleis (Hrsg.), Hermann Conring 1606-1681. Berlin 1983, 219.

Von einer selbstverständlichen Eröffnung des Zugangs zur Geschichte an den deutschen Universitäten kann aber noch lange Zeit nicht die Rede sein. Wie Arnaldo Momigliano schon vor mehr als 20 Jahren sah, mussten immer erst spezielle Bedingungen außerhalb des klassischen Kanons gegeben sein, bevor es zu einem „unklassischen“, d.h. „neuen Geschichtsinteresse“ kommen konnte:

“The problem, therefore, is not to explain why history was kept out of the curriculum, but why and how it was introduced, and with what consequences. ... Only a clear demand for better historical knowledge in areas beyond the limits of the classical writers could create the conditions for the introduction into education of specific lectures of history.”<sup>16</sup>

## 6. Die historische Lehre im 18. Jahrhundert

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheren erstmals seit dem Intermezzo des frühen deutschen Humanismus wieder spezielle historische Lehrstühle aus der Artisten-Fakultät aus, so in Frankfurt/Oder 1651, Gießen 1697, Helmstedt 1702 und Leipzig 1703. Immer wieder aber verlieren sich diese Spezialisierungen oder bleiben an der Jurisprudenz als Reichsgeschichte oder an der Theologie als Kirchengeschichte hängen.

Das Ausland hinkt mit spezifischen Lehrstühlen weit nach: Bologna 1709, Turin 1847, aber Kirchengeschichte liest man in Pisa bereits 1673!<sup>17</sup> Die nachmals berühmten *Regius lectures* für moderne Geschichte wurden in Oxford 1622 und Cambridge 1724 etabliert, zeitigten jedoch bis 1873 fast keine fruchtbaren Folgen.<sup>18</sup> Erst 1775 rang sich das Collège de France zu einem Lehrstuhl für „Histoire et Morale“ durch. Alte und moderne Geschichte erlebten ihre Gründung in Paris erst 1808 und 1812. Der erste Lehrstuhl für politische Geschichte in Spanien wurde in Oviedo 1776 eingerichtet.

Der Rahmen für historische Lehre im 18. Jahrhundert im Hl. Römischen Reich blieb weiter der von vereinzelt Artisten-Lehrstühlen und sich historisch gebärdenden Theologen und Reichsjuristen. Hier stellt sich nun die Frage: Was wird denn hier an historischen Materien gelehrt, etwa auf der 1734 gegründeten Reformuniversität Göttingen?<sup>19</sup> Hier gab es zwei Schwerpunkte: erstens den seit 1735 bis 1755 in Göttingen lehrenden Johann David Köhler (1684-1755) als Geschichtsprofessor, zweitens die Juristen wie Johann Jakob Schmauß (1690-

<sup>16</sup> Momigliano, *The Introduction of History* (Anm. 1), 169.

<sup>17</sup> Für das Folgende siehe Konrad H. Jarausch, *The Institutionalization of History in 18th-Century Germany*, in: Hans Erich Bödeker u.a. (Hrsg.), *Aufklärung und Geschichte*. Göttingen 1986, 25-48, hier 36.

<sup>18</sup> Vgl. Jean O. McLachlan, *The Origin and Early Development of the Cambridge Historical Trips*, in: *Cambridge Historical Journal* 9 (1947), 78-105.

<sup>19</sup> Jarausch, *The Institutionalization of History* (Anm. 15), Graphik 38.

1754), der dort zwischen 1737 und 1754 lehrte. Durch Köhler wurden folgende Inhalte in der Lehre vertreten:

- Universalgeschichte der ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte
- *historiae regnis Imperiique Germanici* vom Interregnum bis zum Frieden von Baden 1714
- regelmäßig Hilfswissenschaften wie Heraldik, Geographie, Diplomatie oder Numismatik für Jusstudenten
- unregelmäßig *historia civilis* anderer Staaten oder von Einzelterritorien wie Braunschweig-Lüneburg.

Außerdem lasen die speziellen Historiker noch „Encyklopädie der Geschichte“, in der die Hilfswissenschaften und die allgemeine Geschichte gemeinsam vorgestellt wurden. Juristen wie z. B. Johann Jacob Schmauß lehrten:

- *ius publicum* auf deutschen Quellen beruhend
- *eventus historiae novissimae*, d. h. Zeitgeschichte oder *historiae praecipuorum regnorum Europae*, i. e. Staatengeschichte (es gab Kurse über Großbritannien, die Niederlande, Portugal und Russland)
- Staatenkunde im Sinne von „Statistik“ mit quantitativem Material.

Die Kirchenhistoriker, wie z. B. Christian Wilhelm Franz Walch (1726-1784) führten in die Historie der Religionen, die Historie der Lehren und die Historie der „eigentlichen Kirche“ ein.<sup>20</sup>

Hier entsteht ein zumindest auf dem Papier imponierendes Bild. Die älteren, juristisch wie reichsrechtlich definierten Inhalte sind beibehalten, aber um intensivierte und miteinander integrierte „Hilfswissenschaften“ bereichert. Die Leistungen der jetzt gemeinsam veranschlagten Hilfswissenschaften können in „Methodenkursen“ innerhalb der des gesamten historischen Wissens reflektiert werden. Die Juristen ergänzen ihr bewährtes Programm um zeitgenössische „Staatengeschichte“ und um die mehr deskriptiv-quantitative „historische Statistik“. Die Theologen wagen sich in Ansätzen bereits auf das Gebiet einer das Christentum überschreitenden „allgemeinen Religionsgeschichte“. Was bei einem ersten Überblick über dieses Programm auffällt, ist vor allem eines: Um aufgeklärte Geschichte in „enzyklopädischem Sinn“ betreiben zu können, als integrierte empirische und mit der metaphysikbasierten Philosophie konkurrierende Gesamtgeschichte, dazu bedarf es eines ausgewachsenen „Lehrkörpers“. Mit Mühe schultert Göttingen dieses Programm, für andere Universitäten wird es sich bis weit ins 19. Jahrhundert als zu ambitioniert erweisen. Und weil man

---

<sup>20</sup> Nach Georg Andreas Will, Einleitung in die historische Gelahrtheit (1766), in: Horst Walter Blanke, Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie. Bd. 1. Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, 313-349, hier 323.

diesen Ambitionen nicht gerecht werden kann, wird der „Historismus“ die akademische Lehre konsequent auf die „politische Geschichte“ einengen.

## 7. Lehrer und Lehre um 1800

Die deutschen Historiker des 19. Jahrhunderts waren noch nicht als Historiker ausgebildet worden. 93 deutsche Lehrstuhlinhaber gab es und 60 von ihnen wurden noch als Theologen, 29 als Juristen ausgebildet.<sup>21</sup> Die dauerhafte Spezialisierung war erst nach 1848 abgeschlossen, vorher etwa lehrten Friedrich Christoph Dahlmann (1785-1860) und Georg Gottfried Gervinus (1805-1871) in Göttingen noch intensiv Politik oder Literaturgeschichte.

Wie wurde gelehrt? Man bevorzugte die Vorlesung, galt der mündliche Vortrag doch noch als die vornehmste Äußerung eines Akademikers und zwar mit der Absicht, viele Zuhörer anzuziehen, um die happigen Hörergelder kassieren zu können. Bis zum Zehnfachen des Grundgehaltes waren in Göttingen möglich; diese Professoren waren also wohlhabende Männer. Unbesoldet und ohne Hörergelder mussten dagegen die *Privatdocenten* lehren. Private Vorlesungen konnten sie anbieten, aber dann musste niemand kommen, auch bei Anfangszeiten von 7 Uhr früh etwa in Göttingen 1863.

Gelesen wurde mehrstündig, 5-stündige Vorlesungen waren keine Seltenheit. Manche Professoren verteilten bereits Quellen- und Literaturlisten (gedruckt!). Noch lasen im Jahr 1836 in Göttingen viele Professoren über Alte, Mittlere und Neuere/Neueste Geschichte. Teilweise kam es schon zu Vorformen „historischer Übungen“, „die Kunst so wohl alte Handschriften als auch Diplome zu lesen und deren Echtheit zu prüfen“. Hilfswissenschaftliche Vorlesungen müssen früh Übungsteile gehabt haben.

Das Seminar wurde von den Professoren anfänglich gegen den erklärten Staatswillen durchgesetzt. Jeden Lehrer zu einem „Privatdozenten“ zu machen, das war der Vorwurf. Ursprung der „historischen Seminare“ waren zunächst private Zirkel um Historikerprofessoren (1824 in Breslau, 1832 in Königsberg, 1849 in Göttingen). Das Seminar war nun zwar gratis, aber eben auch nicht für jeden zugänglich. Man brauchte als Auswärtiger Empfehlungen, um in die häuslichen Übungen (10-20 Personen) zugelassen zu werden. Im Seminar nahm man auf die Lehrerausbildung ostentativ wenig Rücksicht. Die Studenten sollten „zum Forschen angeleitet werden“, so der Urkundenforscher Theodor v. Sickel (1826-1908) an Georg Waitz (1813-1886) in Göttingen. Langweile war schon damals möglich: lange Referate und teilnahmslose Zuhörer oder endlose Quel-

<sup>21</sup> Vgl. Horst Walter Blanke, Historiker als Beruf. Die Herausbildung des Karrieremusters „Geschichtswissenschaftler“ an den deutschen Universitäten von der Aufklärung bis zum klassischen Historismus, in: Horst Walter Blanke/Dirk Fleischer (Hrsg.), Aufklärung und Historik. Aufsätze zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Kirchengeschichte und Geschichtstheorie in der deutschen Aufklärung. Waltrop 1991, 248-267.

lenlektüre wurden in den Briefen der Studenten nachhause gemeldet. Die Seminare hatten im Unterschied zum heutigen keine Themen und konnten sich - wie heutige Forschungskolloquien - über viele Semester hinziehen. Die Themen kamen aus den Interessen der Studenten. Und vorerst gab es nur mittelalterliche Seminare.

An der Jahrhundertwende von 1900 war dann die Zeit der fachübergreifenden Lehre und Lehrer abgelaufen. Kein Romanist oder Jurist las mehr „Geschichte“. Geographie und Statistik zählten nicht länger zu den obligatorischen Lehrgegenständen. Nun hatten die Seminare auch schon alle kleine ausgewählte Bibliotheken. Erstes Geld zur Drucklegung wertvoller Dissertationen war vorhanden. Erstmals bekam das Seminar mit der Bibliothek eigene, nichtprivate Räume. Die Proseminare begannen sich der Neuzeit zu öffnen, und bereits 1909 hatte Professor Karl Brandi (1864-1946), der Erforscher Kaiser Karls V., in Göttingen bis zu 90 Studenten in einem Urkunden-Proseminar.

## **II. „Verwissenschaftlichung“ und Institutionenbildung**

### **1. Allgemeine Voraussetzungen**

Die Geschichtsforschung und -darstellung des 19. Jahrhunderts war im zeitgenössischen Bewusstsein vor allem deshalb Wissenschaft, weil sie an der allgemeinen Wissenschaftsentwicklung teilnahm und deren hypothetisches Wissensideal und ihre Neigung zu Werturteilen akzeptierte. Dabei brachte sie die großen Verschiebungen im Zeit- und Entwicklungsbegriff nicht, wie man erwarten sollte, selbst hervor. Sie partizipierte an ihnen und verstärkte sie noch durch die Beschreibung der politischen Brüche, die durch die Französische Revolution eingetreten waren. Zwar konnten allein die Historiker um 1800 von einer ‚Beschleunigung‘ der Zeit sprechen, doch muss ihr eigener Anteil an dieser Beschleunigung stets im Zusammenhang mit den Sozial- und Naturwissenschaften gesehen werden. Anders als viele Historiker es wahrhaben wollen, war das historische Feld, was Zeit- und Entwicklungsvorstellungen angeht, im 19. Jahrhundert in keiner privilegierten Position.

Siedelt man die Geschichtswissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts im skizzierten Gesamtzusammenhang von Wissenschaft an, dann erweisen sich manche bislang vorherrschende Vorstellungen von ihrer „Verwissenschaftlichung“ zwar nicht als falsch, aber doch von sekundärem Rang. Zu ihr gehören etablierte Methoden, eine Theorie der Zwecke, schließlich eine Gruppe von professionell Ausübenden mit Institutionen, Medien und gesellschaftlich erwünschten Ausbildungsleistungen. All dies hat sich die Geschichtsforschung im 19. Jahrhundert zweifellos geschaffen, aber diese Errungenschaften sagen über die Art und den Grad der erreichten Wissenschaftlichkeit nur wenig aus. Dafür mö-



gen zwei Beispiele genügen. Wissenschaft bedeutete im 19. Jahrhundert „die überindividuelle, allgemeingültige Wahrheit, die sich von ihrem Träger ablöst“.<sup>22</sup> Wenn dies so ist, dann könnte nur ein Philosoph des absoluten Denkens wie Hegel ein solches Ergebnis erreichen, keineswegs aber ein Historiker, dem sich das Ganze niemals aus den Teilen ergeben wird. Außerdem müsste eine zentrale Aufgabe des Historikers, die Interpretation, nicht nur in Bezug auf deren materiale Grundlage (Texte), sondern auch bezüglich ihrer Auslegungskriterien mit einer klaren Referenz bzw. einem Wahrheitskriterium intersubjektiv abgesichert werden. Davon kann bis heute keine Rede sein. Ohne Zweifel hat die Arbeit des Historikers im 19. Jahrhundert eine Phase der „Verwissenschaftlichung“ erlebt. Soweit diese die Befreiung von unreflektierten sozialen Bindungen oder gar vom natürlichen Sprachgebrauch betrifft, ist sie noch lange nicht vollzogen.

## 2. Universitäre Organisation im 19. Jahrhundert

Nach den Befreiungskriegen ging es in Deutschland vornehmlich um den Umbau der alten Philosophischen Fakultät von dem veralteten Vorbereitungskurs für die „höheren Fakultäten“ hin zu einer neuen Fakultät für Lehrerbildung für den „gelehrten Unterricht“.<sup>23</sup> Ihre sechs Aufgaben umfassten:<sup>24</sup>

1. Übungen im sprachlichen (und mathematischen) Können: Artes, Latein, Deutsch, elementare Mathematik
2. Allgemeinbildung (vernünftige Ansichten von der Welt)
3. Anfangsvorlesungen für die Studien in den höheren Fakultäten: Kirchengeschichte für die Theologen, Römisches und Naturrecht für die Juristen. Anatomie und Physiologie für die Mediziner
4. Hilfswissenschaften für die Fakultäten: Botanik, Physik für die Medizin, Geschichte für die Rechtswissenschaften
5. Anfänge einzelwissenschaftlicher Forschung
6. Beginn von Berufsstudien (Lehrer, Prüfungswissenschaften).

Grundlage des Reformwillens war das Ungenügen am bisher dominanten Lehrtyp „Vorlesung“. Die praktische Seite sei zu betonen. Diese praktische Seite war bereits dadurch herausgefordert, weil sich in der Philosophischen Fakultät neue „praktische Disziplinen“ seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatten: Politik, Finanzwissenschaft, Ökonomie, Forstwesen, Gewerbekunde, Berg- und Hüttenwesen sowie „Polizei“. Deshalb kam es zunächst zur Ein-

<sup>22</sup> Vgl. Wolfgang Hardtwig, *Geschichtskultur und Wissenschaft*. München 1990, 61-62.

<sup>23</sup> Vgl. Hans-Jürgen Pandel, *Von der Teegesellschaft zum Forschungsinstitut. Die historischen Seminare vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Kaiserreichs*, in: Horst-Walter Blanke, (Hrsg.), *Transformation des Historismus*. Waltrop 1994, 1-31.

<sup>24</sup> Ebd. 8.

richtung eines fächerübergreifenden „praktischen Studiums“ in Form von „Philologisch-pädagogischen Seminaren“ in Breslau bei Ludwig Wachler (1767-1838), Halle, Göttingen, Helmstedt, Kiel, Leipzig und Erlangen. Sie alle betonten den Zusammenhang von Sprachen und Geschichte.

Die zwei Ursprungstypen, die sich nachweisen lassen, sind das „private Seminar“ eines Christian Daniel Beck (1757-1832) in Leipzig seit 1784 und das Philologische Seminar von Friedrich August Wolf (1759-1824) seit 1787 in Halle, nach 1807 in Berlin. Wolf ging es vor allem darum, die Lehrerbildung von der bisherigen Hauptinstitution Theologie weg zum professionellen Philologen zu entwickeln. Sein Ziel war die Trennung des „Schul- vom Predigerstand“. Ein Grund für diese Tendenz war der schlechte Ausbildungsstand der Sprachstudenten auf den Gymnasien. Als Methode setzte man auf Vorträge und Textinterpretation. Dafür wurde ein Korpus von Methoden, Schriften und Gegenstandsbeschreibungen geschaffen. Die Geschichtswissenschaft war auch hier (immer noch) weitgehend propädeutisch: Sie setzte sich ein für historische Erziehung als Teil von Allgemeinbildung, Hilfswissenschaft für andere Disziplinen und endlich auch noch „Geschichtsforschung“. Forschung stand aber an letzter Stelle.

Nun folgte nach 1820 ein „Zwischenschritt“ über private „Historische Gesellschaften“. Es handelt sich um Gruppen von 5 bis 6 Studenten um einen Dozenten, versammelt im „Rahmen bürgerlicher Geselligkeit“. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit war die „Vergleichende Lektüre historischer Quellschriftsteller“. So konzentrierte sich Leopold [von] Ranke (1796-1886) in seiner Berliner Privatwohnung in der Jägerstraße Nr. 10 auf die „Geschichtsschreiber der sächsischen Kaiser“. Narrative Zusammenhänge standen im Vordergrund, nicht die „Urkundenkritik“. Zentral war länger nicht der Vortrag positiven Wissens, sondern die Frage der Wissensgewinnung.

Allerdings wurden auch noch um 1840 Ermahnungen erhoben, „Weltgeschichte“ zu lesen, d.h. die „ganze Geschichte“ allgemein bildend vorzutragen. Starke Gruppen im Fach stellten sich also immer noch gegen die Entwicklung sowohl des Quellenstudiums als auch der zunehmenden wissenschaftlichen Differenzierung. Nun wurde im Zuge der Entwicklung des „Historischen Seminars“ dessen Methode, d.h. Quellenkritik, Referat und Vortrag, übernommen, aber der „Gegenstand“, vor allem angesichts der enzyklopädischen Breite, wie ihn die Aufklärung einst vertreten hatte, entscheidend eingeschränkt, d.h. auf Politik und Staat reduziert.

Tabelle 1: Die Institutionalisierung der „Historischen Seminare“ in Deutschland im 19. Jahrhundert

Jahr	Gründer	Ort
1766	Johann Christoph Gatterer	Göttingen
1832	Friedrich Wilhelm Schubert, Johannes Voigt, Brümman	Königsberg (erstes offizielles Seminar)
1843	unbekannt	Breslau
1857	Heinrich von Sybel	München
1857	Franz Xaver von Wegele	Würzburg
1858	<i>Karl Bartsch</i>	<i>Rostock (germanistisches Seminar)</i>
1861	Heinrich von Sybel	Bonn
1863	Arnold Schäfer	Greifswald
1865	Ernst Adolf Hermann	Marburg
1865	Georg Voigt	Rostock
1870	Karl von Mendelssohn-Bartholdy	Freiburg
1872	Karl Hegel	Erlangen
1872	Ernst Dümmler	Halle
1872	Rudolf Usinger	Kiel
1875	Reinhold Pauli	Tübingen
1876	unbekannt	Gießen
1877	Carl von Noorden	Leipzig
1877	Georg Waitz	Göttingen
1883	Julius Weizsäcker	Berlin
1909	Karl Lamprecht	Leipzig (Seminar für Kultur- und Universalgeschichte)

Wo nur ein einzelner Fachvertreter wirkte, da ging es mit der Institutionalisierung schneller voran. Hauptziel war es, die Historikerausbildung aus den Händen der Philologen zu nehmen und möglichst einen eigenen Prüfungs- und Ausbildungsgang durchzusetzen. Hierfür stehen vor allem Heinrich von Sybel (1817-1895) und Johann Gustav Droysen (1808-1884).

Heinrich von Sybel, ab 1850 in München (1857) sowie später in Bonn (1861) tätig sowie Franz Xaver von Wegele (1823-1897) in Würzburg (1857) wurden so zu den Protagonisten der neuen Seminarbewegung. Allerdings blieb deren Einheitlichkeit nicht lange gewahrt. Schon bald zerfielen die Historischen Seminare in eine methodisch-historische und eine didaktische (gymnasiale) Abteilung. Daneben lösten sich die „historischen Übungen“ bald von den neuen Seminaren, d.h., viele Dozenten hielten „Übungen“ außerhalb der Vorlesungen. Im Jahr 1870 waren das von etwa 100 Professoren im deutschsprachigen Bereich bereits 60 Dozenten.

## 2.1 Vom Seminar zum Forschungsinstitut

Der flächendeckenden Durchsetzung des „Historischen Seminars“ als Lehrtyp folgte die fachinterne Kritik auf dem Fuße: Der Methodenforscher Ernst Bernheim (1850-1942) und die Mediävisten Walter Goetz (1867-1958), Aloys Meister (1866-1925) und Justus Hashagen (1877-1961) warfen die Frage auf, ob denn den Seminaren überhaupt eine echte Forschungslogik zugrunde liege. Sie strebten danach, den Rest an „gymnasialer Propädeutik“ ganz abzubauen. Sie betonten die damalige Überfüllung der Seminare und den unüberbrückbaren methodischen Riss zwischen Forscher und Geschichtspädagogen. Schon damals glaubte kaum einer an die vorgegebene „Einheit“ von Forschung und Lehre.

Außerdem sollte das Seminar ihrer Meinung nach die Quellenkritik, anders als bisher, weiter auf die Neuzeit ausdehnen. Man müsse nun auch Wirtschafts-, Verfassungs- und Ideengeschichte bearbeiten und neben die „Kritik“ auch die „Interpretation der Quellen“ stellen. Ein Paradigmenwechsel bahnte sich hier an: Für die neuen wirtschafts-, universal- und kulturgeschichtlichen Fragen lägen eben keine narrativen Quellen vor, meinte Justus Hashagen bereits 1913.<sup>25</sup> Das eigentlich logische, den meisten deutschen Ordinarien dann aber auch wieder unbequeme Resultat war eine Institution wie Karl Lamprechts (1856-1915) „*Universal-historisches Institut*“ in Leipzig (ab 1909 dort selbständig). Am Primat der Politik ließen sie aber keine Zweifel aufkommen.

## III. Die Kette der Rostocker Historiker von 1760 bis 1914

Im Folgenden soll ein biobibliographisches Schema einen Überblick über die frühen Rostocker akademischen Historiker, ihr Umfeld und ihre literarische bzw. Forschungsleistung ermöglichen. Ohne die institutionellen Verflechtungen, den Bildungsgang und die Nebentätigkeiten lässt sich ihre spezifisch disziplinengeschichtliche Leistung nicht angemessen würdigen.

### 1. Noch in der alten Philosophischen Fakultät

**Angelius Johannes Daniel Aepinus** (1718-1784). Er war von 1760 bis 1783 in Bützow tätig. Seit 1746 ein „öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit“ wurde er „herzoglicher Rath“, hielt Reden auf das Herzogshaus und verfasste Parteischriften für die Gerechtsame der Herzöge, am bekanntesten und berüchtigt die von 1754 über *Rath und Universität als dem Herzog untertänig*. Er schrieb weiter Kirchenhistorie, Artikel im *Mecklenburgisch-Schwerinischen Intelligenzblatt*, zum mecklenburgischen Wappen und zu mecklenburgischen antiquarischen

<sup>25</sup> Justus Hashagen, Reformen des historischen Seminars, in: Vergangenheit und Gegenwart 3 (1913), 219-295.

Problemen, dazu Genealogie. 1753 gab er Samuel Buchholz' (1717-1774) *Versuch in der Geschichte des Herzogthums Meklenburg* heraus. Eine geplante Münzgeschichte Mecklenburgs kam nicht zustande. Aepinus war eher ein herzoglicher Funktionär als konsequenter Universitätsprofessor; seine Gelehrsamkeit trägt funktional-juristische Züge.

**Eobald To(t)ze** (1715-1789). Toze erwarb seine Bildung u.a. als Präzeptor von Adelssöhnen auf ihrer Grand Tour. Er war Student in Göttingen und arbeitete dort seit 1747 als Universitätssekretär und später außerplanmäßiger Professor. Wohl seit 1766 war er auch Mitglied des Göttinger „Historischen Instituts“. Außerdem war er als geschätzter Übersetzer aus dem Englischen und Holländischen tätig. Er war Mitarbeiter an der deutschen Ausgabe der Londoner *Universal History*. Ab 1761 wirkte er als ordentlicher Professor in Bützow, trat aber ab 1772 in die juristische Fakultät über und wurde 1774 „Wirklicher Justizrath“. Toze war, seine Herkunft macht das verständlich, ein eigentlich auf der Höhe der Zeit arbeitender „Staatenkundler“ und Statistiker der Göttinger Ausrichtung. Seine *Einleitung in die allgemeine und besondere Europäische Staatskunde* wurde mehrfach aufgelegt.

## 2. Neue Fakultät nach 1788

**Gerhard Philipp Norrmann** (1753-1837). Er war Schüler und Herausgeber des bekannten Ökonomen und Gründers der „Handlungsschule Hamburg“, Johann Georg Büsch (1728-1800), studierte seit 1775 in Göttingen, 1789 ordentlicher Professor für Geschichte und Staatswissenschaft in Rostock. Beliebt wurde sein *Geographisches und historisches Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde: mit beständiger Rücksicht auf physikalische Beschaffenheit, Produkte, Industrie, Handlung und Staatswirthschaft*, Norrmann war vornehmlich als Statistiker, Geograph und Warenkundler, auch mit außereuropäischen Bezügen tätig.

**Victor Aimé Huber** (1800-1869). Nach dem Studium in Göttingen war er von 1833 bis 1836 Professor für Neuere Sprachen und Geschichte in Rostock und schloss spanische Forschungen in sein Fachgebiet ein. Er ging später nach Marburg und wurde 1843-1851 Professor in Berlin, wo er als konservativer Sozialreformer auch Mitglied des Kreises um Friedrich Wilhelm IV. wurde. Er publizierte *Spanische Skizzen* und über *Englische Universitäten* und bevorzugte als Autor die Literaturgeschichte.

**Immanuel Karl Friedrich Türk** (1800-1887). Er studierte in Bonn bei August Wilhelm Schlegel (1767-1845) und Ernst Moritz Arndt (1769-1860), 1823 über das Duell in Jura promoviert. 1822 wurde er mit einer Arbeit über das Nibelungenlied in Rostock als Philosoph promoviert. 1824 als Jurist habilitiert, war er ab 1826 Beisitzer im universitären Spruchgericht. 1829-1835 erschienen seine fünf Hefte *Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte* (germanisches Volks-



recht), 1832 *Vorlesungen über das deutsche Privatrecht*. Türk war einer der frühen Verfechter der Frauenbildung in Mecklenburg. Er las vornehmlich Rechtsgeschichte, daneben aber auch jede Art von Allgemeingeschichte. Nach dem Abschied von Victor Aimé Huber wurde Türk 1836 ordentlicher Professor der Geschichte in Rostock. Türk orientierte sich bald universal, arbeitete auch, wiederum verfassungshistorisch über Amerika und Spanien in seinen *Geschichtliche Studien*. Ab 1841 und erst recht ab 1848 wurde ihm Carl Hegel (1813-1901) als konservativer Gegenpol an die Seite gestellt. Türk war führend in der 48er Bewegung und Mitglied im Verfassungsausschuss. Am 7. Juli 1852 verlor er aus politischen Gründen sein Lehramt und wurde 1853-1857 in einen Hochverratsprozess verwickelt. Noch 1860 scheiterten seine Versuche, als historischer Privatgelehrter und Journalist zu reüssieren.

**Carl Hegel** (1813-1901). Der älteste Sohn des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) war Schüler von Christoph Schlosser (1767-1861), dem Heidelberger Historiker, und Friedrich Schleiermacher (1768-1834), schrieb Vorlesungen seines Vaters nach (*Philosophie und Geschichte*). 1837 hielt er seine Doktordisputation in Berlin, z.T. bei Ranke. 1839 trat er eine vom preußischen Ministerium geförderte Italienreise an, wobei er Anregungen durch Georg G. Gervinus (1805-1871) erhielt. Archivstudien in Florenz, Siena, Bologna und Parma trugen zu seiner 1847 erschienenen *Geschichte der italienischen Städteverfassung* bei. Noch heute beruht der Ruf Carl Hegels als „Städte-Hegel“ auf seinen Forschungen zu den italienischen Kommunen und später deutschen Städten. Hier war er ein würdiger Nachfolger von Léonhard Sismonde de Sismondi (1773-1842), der in dieser Disziplin mit seiner *Geschichte der italienischen Freistaaten* das Grundwerk geschrieben hatte (Zürich 1820, frz. Paris 1818). Leitgedanke war ihm der eigenständige „mittelalterliche“ Rechtscharakter der italienischen Stadtverfassungen entgegen der „antiken“ Kontinuitätsthese Friedrich Carl von Savignys (179-1861). 1841 erfolgte die Berufung nach Rostock, 1848 erhielt Hegel eine ordentliche Professur. Er las breit Neuere und Neueste Geschichte, Staatslehre von Plato, Aristoteles, Machiavelli, Montesquieu und Rousseau, Dante, Historische Quellenkunde, Englische Geschichte. Im Verfassungstreit nach 1848 lavierte der Gelehrte. Er war zwar liberal eingestellt, aber dann doch auf der herzoglichen Seite, dabei aber strikt konstitutionell tätig.

Seit 1856 bekleidete Hegel eine Professur in Erlangen, wo seine Frau ihre familiären Wurzeln hatte. Hier entstand auch sein umfangreiches Hauptwerk: *Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert* (Bayerische Akademie, 28 Bde. 1862-1902).

**Reinhold Pauli** (1823-1882) war von 1856 bis 1859 Nachfolger Carl Hegels. Pauli war Privatsekretär des Gesandten Josias Bunsen (1791-1860) in London, worauf sein Werk *König Aelfred und seine Stellung in der Geschichte Englands*, 1851 verweist. Pauli verließ Rostock bald. Er wurde später Professor in Mar-

burg, Tübingen und bis zu seinem Tod noch in Göttingen, wo er sich vornehmlich mit englischer Geschichte befasste und z.B. englische Chroniken herausgab. **Georg Voigt** (1827-1891) bekleidete von 1860 bis 1865 die einzige Geschichtsprofessur in Rostock, und auch sein Weggang ist ein Beweis für die Position Rostocks im deutschen Universitätssystem, in dem es bestenfalls als Durchgangsstation für ehrgeizige junge Dozenten diente. Voigt war Schüler von Heinrich Sybel und gilt neben Jacob Burckhard als Begründer der deutschen Renaissance-Forschung, besonders im Bereich des Humanismus weniger der Kunstentwicklung: Sein *Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus*, 2 Bde., 3. Aufl., Berlin 1893 (Erstauflage in einem Band, Berlin 1859) setzte Maßstäbe. Für Voigt war die Renaissance der eigentliche Beginn der Moderne! Später beschäftigte er sich vor allem mit Studien zum Schmalkaldischen Krieg (1546-1547).

**Friedrich Wilhelm Schirmmacher** (1824-1904) gehörte zur Generation der Schüler bzw. „Enkelschüler“ von Ranke. Seit 1854 wirkte er als Lehrer an der Ritterakademie in Liegnitz (*Liegnitz'sches Urkundenbuch*). Von Schlesien aus wurde er 1865 aus dem Schuldienst nach Rostock berufen, ein Jahr nach dem Seminarstatut. Bis zu dessen Tod 1875 hatte Schirmmacher den Althistoriker und Philologen Octavius Clason (1844-1875) als historischen Kollegen. Für mecklenburgische Geschichte berufen, forschte Schirmmacher doch nur sehr begrenzt zu dieser. Ihn interessierte die europäische Geschichte, wie er mit seiner vierbändigen *Geschichte Spaniens*, Gotha 1881-1902, bewies. Lehrveranstaltungen zu Mecklenburg gab er nicht. Sein Tribut an seine Dienstherrn war die große Monographie über *Herzog Johann Albrecht I.* (1547-71), 2 Bde. Wismar 1885. Schirmmacher war in Rostock für alles zuständig. Er leitete das Prüfungsamt für das Lehramt, dazu war er Direktor des akademischen Münzkabinetts; seit 1874 zweiter und nach 1886 sogar einziger Bibliothekar der Universität. Dieses Übermaß an Alltagsgeschäften führte zu einem deutlichen Abflauen seiner akademischen Aktivitäten. In immerhin 30 Jahren gab es in Rostock gerade einmal einen Zuwachs der Seminarbibliothek von 8322 Bänden. Während Schirmmachers überlanger Dienstzeit wurden in Rostock die Ausdifferenzierung der Lehre und der Übergang zum Forschungsinstitut völlig verschlafen.

**Herrmann Reincke-Bloch**, (1867-1929). Er war seit 1904 Professor in Rostock und von 1919 bis 1924 für die Deutsche Volkspartei Mitglied des Landtages in Schwerin sowie 1920 bis 1921 Ministerpräsident von Mecklenburg-Schwerin. Reincke-Bloch hatte eine Ausbildung an der Diplomata-Abteilung der Monumenta Germaniae Historica erhalten und war ein Schüler von Harry Bresslau (1848-1926). Er arbeitete schwerpunktmäßig als Editor mittelalterlicher Quellen und war auch an der Universitätsfestschrift von 1919 beteiligt.

**Walter Kolbe** (1876-1943) war von 1905 bis 1919 als Althistoriker in Rostock tätig. Obwohl die Alte Geschichte im 19. Jahrhundert noch keinen Lehrstuhl in Rostock besaß, fand sie dort im Rahmen des Geschichtsstudiums punktuelle Be-

rücksichtigung. Insbesondere der 1871 berufene Octavius Clason trat hierbei als Vertreter für die römische Altertumskunde hervor, doch konnte er durch seinen frühen Tod 1875 keine dauerhafte Etablierung des Faches erreichen. Der jung, mit 29 Jahren berufene Walter Kolbe stammte aus Pommern und hatte bei Ulrich Koehler (1838-1903) über das athenische Seewesen promoviert (1901). Seinen Ruf nach Rostock verdankte er vor allem der Tatsache, dass er als Kenner der griechischen Epigraphik galt. 1913 kam seine Bearbeitung der Inschriften Lakoniens und Messeniens in der Reihe *Inscriptiones Graecae* zum Abschluss. Die finanzielle Ausstattung des Faches wie auch seines Gehaltes in Rostock war allerdings äußerst mäßig, so dass Kolbe sich beklagte, er hätte während seiner Tätigkeit die eigenen Ersparnisse aufbrauchen müssen. Institutionell bildete die Alte Geschichte das Historische Institut II, neben dem das Institut für Altertumswissenschaften (seit 1906) unter Otto Kern (1863-1942) bestand. Im 1. Weltkrieg stand Kolbe dann „im Felde“ und vertrat gegen Kriegsende das Fach in Dorpat/Tartu. Sein weiterer Lebensweg führte ihn noch nach Greifswald und Freiburg, wo er 1943 starb.

Auf der Grundlage dieser Biobibliographien lässt sich ein vorläufiges Fazit der disziplinären Entwicklung der Geschichtswissenschaft an der Universität Rostock im langen 19. Jahrhundert ziehen: Wegen Personal- und Ausstattungsknappheit gab es in Rostock keine frühe Fächerdifferenzierung, keine Spezialbibliotheken, keine Ausrichtung auf ein Forschungsinstitut, sondern Universalismus, Polyhistorismus. Doch fällt bei allen Lehrstuhlinhabern seit dem 18. Jahrhundert ein westeuropäisches und in vielen Fällen sogar außereuropäisches Interesse auf, z.B. erfreute sich Spanien eines erstaunlichen Interesses, das sich aber ausschließlich der Initiative und Herkunft der Amtsinhaber verdankt. Mecklenburgische Geschichte wurde zwar gefordert und (vgl. Schirmmacher) zum Teil auch gefördert, aber nicht in großem Maßstabe getrieben. Dies leisteten eher Archivare und Vereine.

Im Historischen Seminar von 1865 wurde dem einzigen Professor eine neue Wirkungsebene zugeschrieben, die sich an der damaligen „Methode“ ausrichten und „Quelle“, „Analyse“, „Interpretation“ und „Darstellung“ miteinander verknüpfen sollte.<sup>26</sup> Eine zusätzliche Finanzierung, außer der Handbibliothek, fand nicht statt. Die Forschungsorientierung trat hinter der Lehrorientierung stark zurück. In diesem schwachen Zustand verblieb die Historie in Rostock bis 1904! Erst ab dann, also sehr spät, kam es zur Differenzierung in mehrere „historische Fächer“.

---

<sup>26</sup> Die folgenden Überlegungen beziehen sich auf die *Statuten für das historische Seminarium auf der Universität zu Rostock*. Rostock 1865, 7 S. Siehe auch den Anhang.

#### **IV. Humanismus und „Fachwissenschaft“ – eine Bilanz ihrer inneren Beziehungen**

Wie soll man, in besonderer Beziehung auf die Universität Rostock, die Leistung der verschiedenen Epochen für die Ausbildung einer Fachdisziplin „Geschichte“ bewerten? In der ersten Phase, noch spätscholastisch geprägt bis zum Beginn der Reformation um 1525 in Rostock, spielte die Geschichte in der universitären Lehre so gut wie keine Rolle, aber mit einem Gelehrten wie Albert Krantz (um 1448-1517), zwischen 1463 und 1486 in Rostock, haben wir den vielleicht bedeutendsten Historiker des Ostseeraumes!

Die Reformation institutionalisierte den Geschichtsunterricht nicht, aber sie förderte eine historische Theologie, das Studium der Kirchengeschichte und besonders der eigenen Reformationsgeschichte; darüber hinaus wandten sich die Juristen vermehrt dem Reichsrecht und damit der Reichsgeschichte zu. Theologen wie David Chyträus (1530-1600) waren intensiv historisch, historiographisch und zeitgeschichtlich publizistisch tätig. Chyträus verband als einer der Ersten effektiv die biblische mit der antik-heidnischen Chronologie.

In der späten Aufklärungsepoche haben wir immer noch keine spezifischen Geschichtsprofessuren, aber wir erkennen Juristen und Theologen, die Göttinger Impulse (fast alle haben dort studiert) aufgreifen, wie Eobald Toze, und moderne Staatenkunde, Statistik und teilweise auch „pragmatische Geschichte“, mit außereuropäischen Anteilen (!) bearbeiten. Dies war durchaus auf der Höhe der Zeit, wurde aber eher individuell als institutionell bewirkt.

Demgegenüber war das berühmte „historische 19. Jahrhundert“ eigentlich kein großer Fortschritt. Hier wirkten sich die Unterfinanzierung, die personelle Unterausstattung und die Mittelmäßigkeit der Berufenen sehr nachteilig aus. Die Rostocker Geschichtswissenschaft blieb undifferenziert breit und ohne spezifischen Fokus. Das hat auch mit ihrem, abgesehen von Türk und Hegel, eminent unpolitischen Charakter zu tun. Die riesigen Probleme der beiden mecklenburgischen Herzogtümer, sozial wie ökonomisch, hätten durchaus der historischen Analyse bedurft; aber dazu wurden die Professoren explizit nicht angehalten und sie vermieden auch alle heißen Eisen, wie die Auswanderung, die Agrarverfassung und (mit der Ausnahme Türk) die Verfassungsfrage. Die emanzipatorischen Wirkungen, die einer Geschichtswissenschaft auch innewohnen, kamen erst im 20. Jahrhundert vollständig zum Tragen.

## Anhang

Statuten für das historische Seminarium auf der Universität zu Rostock. Rostock. Druck von Adler's Erben. 1865, 7 S.

Wir Friedrich Franz von Gottes Gnaden Großherzog von Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard etc.

Thun hiermit kund, daß Wir der gnädigsten Entschliebung geworden sind, ein *historisches Seminarium* auf Unserer Landes= Universität in Rostock zu errichten und die hieneben angehafteten Statuten für diese zur Uebung der Studirenden in der Methode der historischen Forschung und Kunst bestimmte Anstalt genehmigt und bestätigt haben.

Wie Wir denn solche kraft dieses zu der Folge bestätigen, daß das zu Michaelis d.J. ins Leben tretende *historische Seminarium* in Gemäßheit der durch diese Statuten gegebenen Bestimmungen bestehen und geleitet werden, und die darin enthaltenen Vorschriften von den Betheiligten unverbrüchlich gehalten werden sollen.

Urkundlich unter Unserem Handzeichen und Insiegel.

Gegeben durch Unser Ministerium, Abtheilung für Unterrichts=Angelegenheiten.

Schwerin, den 23. März 1865.

FRIEDRICH FRANZ.

(L.S.)

v. Schröter.

### § 1.

Das für die Studirenden der Landesuniversität Rostock gestiftete historische Seminarium hat den Zweck, durch möglichst vielseitige Uebung in die Methode der historischen Forschung und Kunst einzuführen, zu zeigen, wie aus geschichtlichen Quellen durch kritische Behandlung und Auslegung sichere Resultate gewonnen werden, wie sich dieselben zum gegenwärtigen Stande der Wissenschaft verhalten und welchen Gesetzen eine angemessene Darstellung historischer Stoffe unterliegt.



## § 2.

Die Leitung dieses Institutes wird bis auf weitere Bestimmung dem Professor der Geschichte unter Oberaufsicht des Ministeriums, Abtheilung für Unterrichts=Angelegenheiten, übertragen.

## § 3.

Die Arbeiten des Seminars werden bestehen:

1. Im gemeinsamen Lesen und Interpretieren griechischer, römischer oder mittelalterlicher Geschichtswerke von Bedeutung, im gemeinsamen Studium von Urkunden und Acten, in Vergleichen und Besprechungen, die sich aus der Analyse und Erläuterung solcher Geschichtsquellen ergeben, in paläographisch=diplomatischen Uebungen.
2. In schriftlichen Abhandlungen über historische Stoffe, die den Mitgliedern des Seminars entweder vom Director vorgeschlagen oder auch von ihnen selbst gewählt werden können, letzteres jedoch nicht ohne Gutheißung des Directors. Am meisten werden sich solche Aufgaben empfehlen, die sich aus den gemeinsamen Uebungen ergeben haben.  
Jedes Mitglied des Seminars verpflichtet sich, für das Semester wenigstens eine schriftliche Arbeit zu liefern.  
Die eingereichten Arbeiten werden entweder vom Dirigenten besprochen oder es wird von diesem eine Disputation unter den Mitgliedern des Seminars veranlaßt.
3. Es bleibt dem Director des Seminars überlassen, einen Theil der für die Uebungen bestimmten Zeit auf den Vortrag einzelner Materien aus den historischen Hilfswissenschaften oder wichtigen Abschnitten aus der Geschichte der historischen Literatur zu verwenden, ferner neue Erscheinungen im Gebiete derselben zu besprechen oder deren Prüfung durch Mitglieder des Seminars zu veranlassen.

## § 4.

Jeder Studirende, gleichviel von welcher Facultät, ist zur Theilnahme an dem historischen Seminar berechtigt. Insbesondere aber werden diejenigen, welche sich einem Lehrfache widmen wollen, sich zum Eintritt in das Seminarium aufgefordert wissen.

## § 5.

Wer in das Seminar einzutreten wünscht, hat sich spätestens an dem zum Wiederanfang der Vorlesungen für jedes Semester festgesetzten Tage bei dem Director zu melden und mit demselben den Gegenstand der im Laufe des Semesters zu liefernden Abhandlung zu besprechen.

§ 6.

Solche Studirende, die nur an den mündlichen Uebungen oder an den Vorträgen des Directors Theil zu nehmen wünschen, ohne eigentliche Mitglieder des Seminars zu werden, haben vorher die Erlaubniß des Directors nachzusuchen. Unregelmäßiges Hospitiren bei den Uebungen ist nicht gestattet.

§ 7.

Mit dem Seminar ist eine kleine Handbibliothek verbunden, welche die in den gemeinsamen Uebungen zu lesenden Autoren oder Urkundensammlungen in einigen Exemplaren, so wie die nothwendigsten Hilfsmittel enthalten soll. Die Auswahl und Anschaffung der Bücher ist dem Dirigenten übertragen, der darüber einen Katalog zu führen und dem Vice-Canzler der Universität jährlich Rechnung abzulegen hat.

Die Bücher werden den Mitgliedern des Seminars vom Dirigenten gegen einen Empfangschein verabfolgt und sind regelmäßig am Schlusse des Semesters zurückzugeben.

Auf die Benutzung der Seminarbibliothek hat außer dem Director und den Mitgliedern des Seminars Niemand einen Anspruch.

§ 8.

Für die Theilnahme an den Arbeiten des Seminars wird weder Honorar erlegt, noch sind andererseits feststehende Emolumente oder Stipendien damit verbunden. Dagegen sollen jährlich, nach eingeholter Genehmigung des Ministeriums, Abtheilung für Unterrichts=Angelegenheiten, an die ausgezeichnetsten Seminaristen, wobei auch diejenigen, die etwa zu Ostern desselben Jahres bereits abgegangen sind, berücksichtigt werden dürfen, drei Prämien, eine jede von 30 Thlr. Courant, vertheilt werden, welche Vertheilung jedoch nur dann und insoweit stattfindet, als sich die Seminaristen durch Fleiß und Betragen der Prämien würdig gezeigt haben. Der Director hat jährlich gegen Michaelis den motivirten Vorschlag dazu nach gewissenhafter Ueberzeugung zu machen, auch damit zugleich einen ausführlichen, dem Vice=Canzler der Universität zur weiteren Beförderung zu übergebenden Bericht an das Ministerium, Abtheilung für Unterrichts=Angelegenheiten, über die Leistungen der Seminaristen im vorausgegangenen Jahre, sowie über den Fortgang und die Wirksamkeit des Instituts überhaupt, zu verbinden.

§ 9.

Die gegenwärtigen Statuten treten zu Michaelis 1865 in Wirksamkeit; jedoch bleiben Abänderungen derselben, nach Zeit und Umständen, vorbehalten.



Hubert Laitko

## **Disziplinierung und Disziplinarität – Leitlinien der Binnendifferenzierung des Wissenschaftssystems im 19. Jahrhundert**

### *Vorbemerkung*

*Nach dem ursprünglichen Plan der Ringvorlesung sollte dieser Vortrag am Anfang stehen und einleitend einige übergreifende Wissenschaftstrends des 19. Jahrhunderts skizzieren; so eingeführt, sollten im weiteren Verlauf der Reihe ausgewiesene Spezialisten anhand einiger ausgewählter Themenfelder exemplarisch in die Tiefe der wissenschaftshistorischen Problematik dieses Zeitabschnitts eintauchen. Unvorhersehbare Umstände, die weder in der Macht der Veranstalter noch in der meinen standen, hatten verhindert, dass ich wie vorgesehen am 25. Oktober 2007 nach Rostock reisen konnte. Damit wurde der Aufbau der Ringvorlesung unbeabsichtigt umgekehrt. Die exemplarischen Tiefenanalysen kamen zuerst, und erst am Ende erfolgte mit dem vorliegenden Vortrag der Überblick aus der Vogelperspektive. Wäre ich in Rostock zu Hause, so hätte ich alle diese Vorträge besucht, um abschließend auf sie Bezug nehmen und eine gewisse Synthese versuchen zu können. Da dies wegen der geographischen Entfernung zwischen Berlin und Rostock nicht möglich war, kann ich nur hoffen, dass der nachfolgende Text mit den vor ihm vorgetragenen kompatibel ist und in Bezug auf diese Züge einer Zusammenschau aufweist, obwohl er nicht als eine solche vorbereitet werden konnte.*

### **Das 19. Jahrhundert im Denkhorizont unserer Zeit**

Unser Zeitempfinden ist noch stark und unmittelbar von der Bezugnahme auf das gerade abgeschlossene 20. Jahrhundert geprägt. Das 19. Jahrhundert erscheint uns demgegenüber schon sehr fern, gleichsam vorgestrig, auch wenn es für meine Generation gewöhnungsbedürftig ist, unter dem *vorigen* Jahrhundert nunmehr das zwanzigste und nicht mehr, wie es in meiner Kindheit, meiner Jugend und während meines gesamten Berufslebens selbstverständlich war, das neunzehnte Jahrhundert verstehen zu müssen. Für den Historiker ist das 19. Jahrhundert ein in methodischer Hinsicht angenehmer Zeitabschnitt der menschlichen Geschichte: nahe genug, um sich – anders als etwa bei der Betrachtung des Mittelalters – noch ohne allzu große Mühe in die Innenwelten, die Denkweisen und Motivlagen der damaligen Akteure versetzen zu können, und schon fern

genug, um ganz und gar *historischer* Gegenstand geworden zu sein.<sup>1</sup> Die Gestalter dieser Zeit können sich nicht mehr unmittelbar zu Wort melden, um mit ihren Leidenschaften, ihren Sympathien und Antipathien das historische Urteil über ihre Epoche zu beeinflussen – ein Umstand, der bei Themen der Zeitgeschichte jedes Bemühen um Objektivität oder auch nur Neutralität und Ausgewogenheit immer wieder konterkariert.

Aber ganz so leicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, ist der Zugang zum 19. Jahrhundert dennoch nicht. Wir sind nicht in der glücklichen Lage der phantastischen Zeitreisenden aus der utopischen Literatur, die in jede von ihnen gewählte Epoche unmittelbar eintreten können, sondern blicken durch das zwanzigste Jahrhundert hindurch auf das neunzehnte – und damit durch eine verzerrende Optik. Die furchtbare Dramatik des zwanzigsten Jahrhunderts lässt unwillkürlich alles, was vorher war, im milden Glanz der Idylle erscheinen. Robert Havemann (1910-1982) hat 1980 in der Einleitung zu seinem letzten Buch „Morgen. Die Industriegesellschaft am Scheideweg“ der Schreckensbilanz des zwanzigsten Jahrhunderts einen beklemmenden dichten Ausdruck gegeben:

„Dieses letzte Jahrhundert der Weltgeschichte war einzigartig und unübertrefflich in jeder Dimension, phantastisch und atemberaubend der Fortschritt von Wissenschaft und Technik, grässlich, grauenhaft unmenschlich das Hinschlachten von Abermillionen Menschen, die nicht Opfer von Naturkatastrophen wurden, sondern von Gesellschaftskatastrophen, Opfer von Verbrechen und Verbrechen, wie es sie nie zuvor gab. Jahrhundert der Atomenergie und des Mondfluges, aber auch der Konzentrationslager und der Menschenvergassung, der Bomben auf Hiroshima und Nagasaki und des Völkermordes, Jahrhundert des wachsenden Wohlstandes für jene Minderheit der Menschheit, die in den Industriestaaten lebt, aber Jahrhundert der Armut, des Hungers und des Massensterbens für die übergroße Mehrheit der Menschen in den armen Ländern, die man teils geringschätzig, teils mit schlechtem Gewissen die dritte Welt nennt. Zwanzigstes Jahrhundert, Jahrhundert von Auschwitz und Majdanek, des Vietnamverbrechens, des Archipels Gulag, mit Schmach und Schande bedecktes Jahrhundert, es muss das letzte seiner Art gewesen sein, wenn die Menschheit leben will“.<sup>2</sup>

Muss nicht vor diesem Hintergrund das 19. Jahrhundert als ein unwiederbringliches Paradies erscheinen, das verlassen zu haben die Menschheit ewig bedauern sollte? Schrumpfen nicht Kriege, Unterdrückung, Armut und Elend des 19.

<sup>1</sup> Einen aktuellen Überblick zum Stand der Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts gibt das Werk: *David Cahan* (Hrsg.), *From Natural History to the Sciences, Writing the History of Nineteenth Century Science*. Chicago/London 2003.

<sup>2</sup> *Robert Havemann*, *Morgen. Die Industriegesellschaft am Scheideweg. Kritik und reale Utopie*. Frankfurt a. M. 1982, 7-8.



Jahrhunderts, die niemand leugnen kann, vor den monströsen Katastrophen des 20. Jahrhunderts zu einem vernachlässigbaren Makel, den der unaufhaltsame zivilisatorische Fortschritt – das eigentliche Signum des 19. Jahrhunderts – nach und nach getilgt hätte, wäre er auf seiner Bahn nicht von irrationalen Gewalten unterbrochen worden? Ehe man der verführerischen Verlockung solcher Fragen unterliegt, sollte man sich vor Augen halten, dass alle jene irrationalen Mächte des 20. Jahrhunderts, deren Wüten unsere moralische Empörung hervorruft, ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert haben. Zugespitzt auf unseren Gegenstand heißt dies, dass die Aktionen der Massenvernichtung im 20. Jahrhundert wissenschaftlich-technisch gestützte Handlungen waren, deren Mittel – von Dynamit, Panzerkreuzern, der „Dicken Berta“ und den Kampfgasen des Ersten Weltkriegs bis hin zu Fernbomben, Kernwaffen und Interkontinentalraketen – ohne das mehr oder minder selbstlose Wirken der Gelehrten des 19. Jahrhunderts nicht denkbar gewesen wären. Die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hat das Potential zur Selbstvernichtung vorbereitet, in dessen Besitz die Menschheit im Laufe des 20. Jahrhunderts zum ersten Mal in ihrer Geschichte gelangt ist und von dem wir auch heute nicht sicher wissen, ob es gelingen wird, es zuverlässig und ein für allemal zu entschärfen.<sup>3</sup>

Erst wenn man sich diesen Zusammenhang vor Augen führt, gewinnt man die für die historische – auch und gerade für die *wissenschaftshistorische* – Betrachtung des 19. Jahrhunderts gebotene Nüchternheit und Distanz. Der dramatische Zuwachs an praktischem und dabei nicht zuletzt auch destruktivem Wirkvermögen der Wissenschaft, dessen Wucht und Ambivalenz uns heute umtreibt, gründet sich auf ihre strukturelle Transformation, die sie wesentlich im 19. Jahrhundert durchlaufen hat und die ihre weitere stabile quantitative Expansion sicherstellte. Anfang der 1960er Jahre hatte der amerikanische Wissenschaftshistoriker Derek J. de Solla Price, der als einer der Begründer der quantitativen Wissenschaftsforschung (Scientometrie) gilt, seine berühmten, damals als eine Sensation empfundenen exponentiellen Wachstumsrelationen für eine Reihe von Wissenschaftsindikatoren (Zahl der Veröffentlichungen, der Wissenschaftler, der Zeitschriften usw.) veröffentlicht<sup>4</sup>. Unter der Voraussetzung der Geltung dieser Relationen, die Price als „the fundamental law of any analysis of science“ ansah, ergibt sich, dass die Wissenschaftler, die zu einem bestimmten Zeitpunkt leben, Zeitgenossen von 80 bis 90 Prozent aller Wissenschaftler sind, die jemals gelebt haben.<sup>5</sup> Er begründete diese Relationen mit historisch-statistischen Daten und sah sie für die Naturwissenschaften und ihnen nahe stehende Gebiete als seit dem späten 17. oder frühen 18. Jahrhundert gültig an. Die Verdoppelungszeiten,

<sup>3</sup> Martina Tschirner (Hrsg.), *Wissenschaft im Krieg – Krieg in der Wissenschaft*. Marburg 1990.

<sup>4</sup> Derek J. de Solla Price, *Little Science, Big Science*. New York/London 1963.

<sup>5</sup> Ebd., 4-5.

die Price fand, waren zwar von Indikator zu Indikator und auch von Gebiet zu Gebiet verschieden, aber sie änderten sich, von kurzzeitigen Schwankungen abgesehen, über längere Perioden hinweg nur wenig. Besondere Verblüffung löste damals der Befund aus, dass selbst der Erste Weltkrieg nur eine unbedeutende Wachstumsdelle hervorgerufen hatte, die schon nach wenigen Jahren wieder ausgeglichen war. Dieser Befund legte eine extrem hohe Eigendynamik der Wissenschaft aus internen Motiven nahe, die sich immer dann auch realisierte, wenn die sozioökonomische Umwelt der Wissenschaft auch nur einigermaßen imstande war, die von ihr benötigten Ressourcen bereitzustellen. In der populären Wahrnehmung der Priceschen Relationen in Politik und Presse erschien es aber so, als wäre diese Verdoppelung der Werte wichtiger Wissenschaftsindikatoren in relativ kurzen Zeiträumen gerade erst um die Mitte des 20. Jahrhunderts eingetreten und würde diese Periode von allem unterscheiden, was es vorher gegeben hatte:

„The large-scale character of modern science, new and shining and all-powerful, is so apparent that the happy term ‚Big Science‘ has been coined to describe it. Big Science is so new that many of us can remember its beginnings. Big Science is so large that many of us began to worry about the sheer mass of the monster we have created. Big Science is so different from the former state of affairs that we can look back, perhaps nostalgically, at the Little Science that was once our way of life”.<sup>6</sup>

Dieses Gefühl, die eigene Gegenwart sei etwas ganz Außerordentliches, nie Dagewesenes („effect of immediacy“), ist ein typisches Phänomen der Wahrnehmung exponentieller Wachstumsprozesse, das eintritt, wenn die betreffende Größe einen bestimmten Schwellenwert überschreitet.<sup>7</sup> So erschien den Zeitgenossen die Mitte des 20. Jahrhunderts als eine Ära des Übergangs von der „little science“ zur „big science“, wie man es in den USA ausdrückte – von der anheimelnden Atmosphäre der kleinen Institute, in denen jeder jeden kannte, zur unpersönlichen Welt der Massenuniversitäten und Großforschungszentren, in denen formales Management die Bindekraft zwischenmenschlicher Beziehungen ersetzen sollte.

Price aber legte Wert darauf zu zeigen, dass die von ihm formulierten Wachstumsrelationen auch schon im 19. Jahrhundert gegolten hatten. Seit Price hat sich die Scientometrie stürmisch entwickelt. Ausgehend von einer weitaus besseren Daten- und Methodenlage, konnte Matthias Kölbel für ausgewählte Ressourcenindikatoren (Zahl der Professorenstellen, Zahl der Hochschulen und

---

<sup>6</sup> Ebd., 2-3.

<sup>7</sup> Donella H. Meadows/Dennis L. Meadows/Jorgen Randers, *Die neuen Grenzen des Wachstums. Die Lage der Menschheit: Bedrohung und Zukunftschancen*. 2. Aufl. Stuttgart 1992, 35-67.

Höhe der Wissenschaftsausgaben) für die Zeit von 1650 bis nach 1950 sogar ein hyperbolisches – überexponentielles – Wachstum konstatieren, das im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts abrupt endete. Nach Kölbel ist der ermittelte hyperbolische Verlauf plausibler als die Vermutung von Price:

„Exponentielle Kurven findet man bei freiem Wachstum beispielsweise von Bakterienpopulationen. Der Zuwachs ist dort stets proportional zum schon erreichten Populationsumfang. Daraus resultiert eine konstante Verdopplungszeit. Die Wissenschaft dagegen hat es geschafft, ihre Wachstumsbedingungen stets zu verbessern und so ihre Verdopplungszeit von etwa 130 Jahren um 1700 auf etwa 15 Jahre um 1950 zu reduzieren. Darin spiegelt sich das, was als ‚Verwissenschaftlichung der Gesellschaft‘ bezeichnet wird. Das Wissenschaftssystem ist – so lange es ging – immer schneller gewachsen“.<sup>8</sup>

Für den gesamten Verlauf des 19. Jahrhunderts findet Kölbel in seinen Ergebnissen keine Diskontinuitäten. Das Wachstum der Wissenschaftsindikatoren war auch damals schon – nur eben in den Begriffen jener Zeit und ohne die Mittel der quantitativen Wissenschaftsforschung – von den Zeitgenossen reflektiert worden. Während Wilhelm von Humboldts (1767-1835) Postulat der „Einsamkeit und Freiheit“, das die Position des Professors an der Reformuniversität kennzeichnen sollte, ein typischer Topos des frühen 19. Jahrhunderts war,<sup>9</sup> sahen weit blickende Denker wie Adolf von Harnack (1851-1930) oder Theodor Mommsen (1817-1903) schon um die Wende zum 20. Jahrhundert den Übergang zum „Großbetrieb der Wissenschaft“ gekommen.<sup>10</sup>

## **Fortschritte und Fortschrittsvisionen**

Quantitatives Wachstum und qualitative Differenzierung, Zunahme der Vielfalt waren auch in den Augen der Zeitgenossen die hervorstechenden Charakteristika der Wissenschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts. Dieser Trend wurde überwiegend als etwas Positives gewertet, als Fortschritt. Es war eine Epoche

<sup>8</sup> *Matthias Kölbel*, Wachstum der Wissenschaftsressourcen in Deutschland 1650 – 2000. Eine empirische Studie zur Anzahl der Hochschulen und Professoren sowie der Forschungsausgaben, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 25 (2002) 1, 1-23, hier 5. – Eine neuere Untersuchung, die nach Disziplinen differenziert und die Astronomie (mit Astrophysik), die Physik und die Chemie vergleichend behandelt, ist: *Heinrich Behrens/ Irmgard Lankenau*, Wissenschaftswachstum in wichtigen naturwissenschaftlichen Disziplinen vom 17. bis zum 21. Jahrhundert, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 29 (2006) 2, 89-108.

<sup>9</sup> *Gert Schubring* (Hrsg.), „Einsamkeit und Freiheit“ neu besichtigt. Universitätsreformen und Disziplinenbildung in Preußen als Modell für Wissenschaftspolitik im Europa des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1991.

<sup>10</sup> *Adolf Harnack*, Vom Großbetrieb der Wissenschaft, in: *Preußische Jahrbücher* 119 (28.1.1905), 193-201.

des Fortschrittsdenkens und der Fortschrittsgewissheit. Vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte war „Fortschritt“ *das* Signum des allgemeinen Bewusstseins. Die Überzeugung, in einem Zeitalter des unaufhaltsamen Fortschritts zu leben, verband die verschiedensten Kreise der Bevölkerung – vom Arbeiterführer über den Erfinder und den Großunternehmer bis hin zum konservativen, kaisertreuen Professor. Später wurde diese bis zum Ersten Weltkrieg fast ungebrochene Überzeugung rückblickend in der Literatur mit einem herabsetzenden Beigeschmack oft „Fortschrittsglaube“ genannt. Aber wenn es schon ein Glaube war, dann war es jedenfalls ein fester, für den das einmal Erreichte Garant dafür war, dass künftig noch viel mehr erreicht werden würde.<sup>11</sup> Vor diesem Hintergrund konnte man ohne Skrupel auch die Existenz zahlreicher Missstände einräumen: Sie waren lediglich *noch* vorhanden, weil auch der Fortschritt seine Zeit brauchte; auf Dauer aber würden sie ihm nicht widerstehen können.

In dieser geistigen Atmosphäre waren die großen, repräsentativen Kongresse der Wissenschaft nicht selten zugleich euphorische Fortschrittsfeiern. Von dieser Art waren beispielsweise im wilhelminischen Deutschland die Versammlungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, die zudem auch oft noch einen nationalistischen Akzent hatten. Die 59. Versammlung im September 1886 im Berliner Zirkus Renz, an der 2224 Mitglieder der Gesellschaft und 1931 weitere Besucher aus aller Welt teilnahmen, zog in 30 Sektionen optimistische Bilanzen über das auf den verschiedensten Gebieten Erreichte. Selbst der liberale Mediziner und Politiker Rudolf Virchow (1821-1902), der an der Spitze der Versammlung stand, verzichtete nicht auf hurrapatriotische Töne. Am wichtigsten aber war der Gedanke, dass nunmehr die Wissenschaft – zumal die Naturwissenschaft – den Anspruch erhob, der eigentliche Garant für den Fortschritt der Gesellschaft zu sein:

„Freuen wir uns daher der Fülle des wissenschaftlichen Lebens, welches sich in befruchtendem Strome über alle Theile unseres Vaterlandes ergießt. Es ist eine der stärksten Bürgschaften für das Gedeihen der Nation. In dem schweren Kampfe um das Dasein der Völker werden nur diejenigen bestehen, denen es gelingt, die Geheimnisse der Natur in immer neuen Richtungen zu enthüllen und die Kräfte, welche in verschwenderischem Maasse in der Welt ausgestreut sind, in den Dienst des Menschen zu stellen. Hier gilt der alte Baconsche Spruch: ‚Wissen ist Macht!‘ in vollem Sinne. Kein Volk hat in

---

<sup>11</sup> Franz Herre, Jahrhundertwende 1900: Untergangsstimmung und Fortschrittsglauben. 2. Aufl. Stuttgart 1998.

höherem Maasse den Beweis geliefert, dass gutes und zielbewußtes Wissen Stärke verleiht, als das deutsche“.<sup>12</sup>

Eines der Hauptreferate im Plenum war dem berühmten Werner von Siemens (1816-1892) übertragen worden, der in seiner Person die moderne Dreieinigkeit von Naturwissenschaft, Technik und Unternehmertum verkörperte. Er wählte das Thema „Das naturwissenschaftliche Zeitalter“. Damit war ein Epochenbegriff konzipiert, der Ähnlichkeiten mit den modernen Prägungen „Wissenschaftsgesellschaft“ oder „Industriegesellschaft“ aufweist. Nach Siemens war die Menschheit im Begriff, in ein Zeitalter einzutreten, das von der Naturwissenschaft her bestimmt ist; sie war dabei, eine Wissenschaftsgesellschaft (oder Naturwissenschaftsgesellschaft) auszuformen. In seinem Vortrag bemühte sich Siemens, die Verheißungen dieses Zeitalters näher auszuführen. So bemerkte er,

„dass im Zeitalter der Herrschaft der Naturwissenschaften dem Menschen die schwere Körperarbeit, von der er in seinem Kampfe um das Dasein stets schwer niedergedrückt war und grossen Theils noch ist, mehr und mehr durch die wachsende Benutzung der Naturkräfte zur mechanischen Arbeitsleistung abgenommen wird, dass die ihm zufallende Arbeit immer mehr eine intellektuelle wird, indem er die Arbeit der eisernen Arbeiter zu leiten, nicht aber selbst schwere Körperarbeit zu leisten hat. [...] Diese sich progressiv steigernde Leichtigkeit der Gewinnung der materiellen Existenzmittel wird dem Menschen wegen der kürzeren Arbeitszeit, die er darauf zu verwenden hat, den nöthigen Ueberschuss an Zeit zu seiner besseren geistigen Ausbildung gewähren; die immer vollkommener und leichter herzustellenden mechanischen Reproduktionen künstlerischer Schöpfungen werden diesen auch Eingang in die Hütte verschaffen und die das Leben verschönernde und die Gesittung hebende Kunst der ganzen Menschheit anstatt wie bisher nur den bevorzugten Klassen derselben zugänglich zu machen“.<sup>13</sup>

Über Siemens' Visionen kann man viel nachdenken. Das naturwissenschaftliche Zeitalter würde, so sah er ganz zutreffend voraus, die Produktivität der Arbeit unermesslich steigern. Daraus würde kürzere Arbeitszeit für alle resultieren, nicht etwa ein extrem angespannter Arbeitstag für die einen und Arbeitslosigkeit für die anderen. Die gewonnene Freizeit würden die Menschen zur besseren geistigen Ausbildung nutzen, und neue Reproduktions- und Kommunikationstechniken – die er merkwürdigerweise als mechanische ansah, obwohl er doch ein Pionier der Elektrotechnik und Elektroindustrie war – würden die großen

---

<sup>12</sup> Tageblatt der 59. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Berlin vom 18. – 24. September 1886. Unter Redaktion von Prof. Dr. Guttstadt, Sanitätsrath Dr. S. Guttman und Dr. Sklarek. Berlin 1886, 78, 81.

<sup>13</sup> Ebd., 93-94.



Schöpfungen der Weltkultur zu jedermann befördern und nicht etwa die Welt mit Trash überfluten. Zugleich aber würde es Menschen geben, die auf diese Weise zwar der früher nur den bevorzugten Klassen zugänglichen Schätze der Weltkultur teilhaftig würden, aber gleichwohl auch im naturwissenschaftlichen Zeitalter weiterhin in Hütten wohnen.

Die hier angedeutete Zukunftsvorstellung war eine typische Fortschrittsvision im Stil des 19. Jahrhunderts. Charakteristisch ist, dass in diesem Konzept die Wissenschaft nicht nur den Fortschritt der Technik trägt (das hatte Siemens schon wiederholt ausgeführt), sondern den Fortschritt der Gesellschaft überhaupt. Für diesen Fortschritt vermutete er eine Art Exponentialgesetz des Wachstums, das Gesetz der „Beschleunigung unserer jetzigen Culturentwicklung“. <sup>14</sup> Die Durchschlagskraft dieses Gesetzes schätzte er sehr hoch ein:

„Es liegt daher kein Grund vor, an der Fortdauer des progressiven Aufschwungs der naturwissenschaftlichen Entwicklung zu zweifeln, wenn nicht die Menschen selbst durch kulturfeindliche Handlungen sie durchkreuzen. Doch selbst solche feindlichen Eingriffe können fortan nur zeitweilige Unterbrechungen des Entwicklungsganges, höchstens nur partielle Rückschritte hervorrufen...“ <sup>15</sup>

### **Etablierung der Forschungsuniversität**

Damit nun das von Siemens vermutete Gesetz der Beschleunigung der Kulturentwicklung wirken konnte, musste die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion entsprechend zunehmen. Für die Verhältnisse des 17. und zum großen Teil auch noch des 18. Jahrhunderts genügte bei den niedrigen Ausgangswerten der berücksichtigten Indikatoren ein Mix aus Privatgelehrtentum, Akademien bzw. gelehrten Gesellschaften, höfischer Förderung und forschungsinteressierten Universitätsprofessoren sowie Kommunikation über Bücher, allgemeinwissenschaftliche Zeitschriften, Korrespondenz und Reisen, damit die Wissenschaftswirklichkeit ungefähr den Priceschen Wachstumsrelationen entsprach. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert waren aber die Expansionsmöglichkeiten dieses Modells weitgehend ausgeschöpft. Ein Verharren in dieser frühmodernen Institutionalgestalt hätte zu einer Entwicklungskrise der Wissenschaft geführt. Um diese Krise zu vermeiden, gab es höchstwahrscheinlich nur einen einzigen sinnvollen Weg – denjenigen, der historisch auch tatsächlich beschritten worden ist. Die weitgehende Beziehungslosigkeit von akademischer Lehre und Forschung musste überwunden, die traditionelle Universität, die als Institution der

---

<sup>14</sup> Ebd., 93.

<sup>15</sup> Ebd., 93.

Forschung nicht bedurft hatte, musste in eine Forschungsuniversität transformiert werden. Es war die enorme wissenschaftsstrukturelle Leistung des 19. Jahrhunderts, die Forschungsuniversität als universitären Normaltyp hervorgebracht zu haben.<sup>16</sup>

Im Zusammenhang mit der Verwendung dieses Terminus ist zwei Missverständnissen vorzubeugen, die im Zusammenhang mit ihm nicht selten auftreten.

*Erstens* ist mit der Bezeichnung der Forschungsuniversität als großer institutioneller Neuerung des 19. Jahrhunderts keineswegs gemeint, dass Hochschullehrer zuvor etwa prinzipiell nicht geforscht hätten. Dagegen spricht schon, dass an Orten, an denen es wie beispielsweise in Göttingen (hier wurde kurz nach der Errichtung der Universität 1737 und in engem Zusammenhang mit dieser 1751 eine Akademie gegründet) sowohl Akademien bzw. gelehrte Gesellschaften als Stätten des Forschungsdiskurses als auch Universitäten gab, die Gelehrten meist in Personalunion beiden Institutionen angehörten. Die intensive Beschäftigung mit wissenschaftlicher Lehre ist immer mit der Provokation verbunden, das vermittelte Wissen zu hinterfragen, zu problematisieren und – gegebenenfalls – forschend zu verändern. Gemeint ist, dass an der traditionellen Universität das Forschen weitgehend Privatvergnügen des Hochschullehrers blieb, das ihm zwar nicht untersagt war, gemeinhin aber weniger zu seiner Reputation in der Gemeinde der Gelehrten und in der Öffentlichkeit beitrug als etwa rhetorische Eloquenz. Eigene Forschungsleistungen waren auch keine Voraussetzung für den Eintritt in den Beruf. Ferner galt es ausdrücklich nicht als Aufgabe der Universität, ihre Studenten in Forschungsprozesse einzubeziehen; ihnen war Wissen und Können zu vermitteln, das als bewährt und gesichert galt – dies hing nicht zuletzt mit der dominanten Berufsorientierung der traditionellen Universitätsausbildung zusammen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde gelegentlich beanstandet, wenn in universitäre Abschluss- bzw. Graduierungsarbeiten neue Erkenntnisse aufgenommen wurden.

*Zweitens* wurde, weil die klassischen Postulate der Forschungsuniversität im Zusammenhang mit der Gründung der Berliner Universität von Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schleiermacher (1768-1834) und anderen formuliert worden sind, oft behauptet, die Idee der modernen Forschungsuniversität sei zuerst mit dieser Gründung umgesetzt worden. Unbestreitbar ist die Berliner Universität 1810 als Reformuniversität ins Leben getreten – obendrein noch in einem

---

<sup>16</sup> Roy Steven Turner, The Prussian Universities and the Concept of Research, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 5 (1980), 68-86; ders., The Prussian Professorate and the Research Imperative 1790-1840, in: Hans N. Jahnke/Michael Otte (Hrsg.), Epistemological and Social Problems of the Sciences in the Early Nineteenth Century. Dordrecht 1981, 109 ff.

größeren, gesellschaftsreformerischen Kontext als Moment der preußischen Reformen nach der vernichtenden Niederlage gegen Napoleon. Es dürfte auch grundsätzlich leichter sein, eine Reformidee in einer ausdrücklich unter diesem Vorzeichen neu gegründeten Einrichtung zu implementieren als in einer alten, die dazu eingefahrene Traditionen überwinden muss. Aber die Idee der Forschungsuniversität ist nicht vom Himmel gefallen. Sie hat sich in der vorhergehenden Universitätsgeschichte sukzessiv in der Praxis herauskristallisiert. Vor allem werden hier die Universitäten Halle und Göttingen genannt; beide waren noch relativ jung und galten als die führenden Reformuniversitäten des 18. Jahrhunderts. Dazu bemerkt Rüdiger vom Bruch: „Lange vor Berlin war in Göttingen schon eine Forschungspraxis lebendig, welche gemäss dem berühmten ‚Forschungsimperativ‘ und einer Freiheit von Lehre und Lernen ziemlich genau das verkörperte, was im Nachhinein für die moderne, als Humboldt-Modell stilisierte deutsche Universität des 19. Jahrhunderts reklamiert wurde.“<sup>17</sup> Bei genauerer Betrachtung der Geschichte weiterer Universitäten würde sich zweifellos ergeben, dass auch andernorts schon vor 1800 Tendenzen zur Forschungsuniversität auszumachen sind. Ein voreingenommener Berlinzentrismus wäre ganz fehl am Platze. Humboldt konnte gerade deshalb so reife, ausgewogene Formulierungen finden, weil die Idee der Forschungsuniversität vielerorts in der Luft lag und von vielen Gelehrten angestrebt wurde.

### **Disziplinarität als Strukturprinzip**

Die Durchsetzung des „Forschungsimperativs“ im Universitätssystem, mit dem die eigene Forschungsleistung (und die Forschungsleistung der Schüler) zum entscheidenden Berufungs- und Reputationskriterium des Hochschullehrers wurde, war mit dem durchgehenden und systematischen Übergang der Wissenschaft zu disziplinären Strukturen verbunden. Im 19. Jahrhundert wurde die Disziplinarität zum grundlegenden Prinzip der innerwissenschaftlichen Arbeitsteilung. Beide Momente – der Forschungsimperativ und die disziplinäre Struktur – bildeten geradezu zwei Seiten ein und derselben Medaille.<sup>18</sup> Bei Beschränkung auf bloße Lehre kann ein Gelehrter weite Themenfelder abdecken. Forschungsnahe oder forschungsverbundene Lehre zwingt hingegen zu Konzentration und Profilierung, und wenn die Forschung im monodisziplinären Rahmen erfolgt – wie es das ganze 19. Jahrhundert hindurch dominant der Fall war –, bewegt sich auch die Lehre in Richtung auf disziplinäre Spezialisierung und Vertiefung. Der

---

<sup>17</sup> Rüdiger vom Bruch, Die Gründung der Berliner Universität, in: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert. Basel 2001, 52-73, hier 61.

<sup>18</sup> Rudolf Stichweh, Ausdifferenzierung der Wissenschaft – eine Analyse am deutschen Beispiel. Bielefeld 1974.

typische Hochschullehrer des 19. Jahrhunderts war der für eine klar bestimmte Disziplin oder Teildisziplin berufene Professor, der zwar in seiner persönlichen Lehrfreiheit nicht eingeschränkt war und – wenn er wollte und es sich zutraute – auch auf ganz anderen Gebieten lehren konnte, aber jedenfalls in erster Linie dafür zu sorgen hatte, dass sein Berufungsgebiet im Vorlesungs- und Übungsverzeichnis fortlaufend mit entsprechenden Lehrveranstaltungen vertreten war.<sup>19</sup>

Die disziplinäre Struktur der Wissenschaft wurde in kurzer Zeit zu einer solchen Selbstverständlichkeit, dass andere Betriebsweisen und Institutionalierungsformen der Wissenschaft kaum noch vorstellbar erschienen. Diese Fixierung auf Disziplinarität hat sich später oft als ein erhebliches Hindernis für die Etablierung inter- bzw. transdisziplinärer Arbeitsformen erwiesen und tut es weiterhin; für die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts aber war sie eine enorme Errungenschaft. Die Selbstverständlichkeit der Ansicht, dass der Fortschritt der Wissenschaft in der fortlaufenden Produktion neuen disziplinären Wissens und der ständigen Zunahme der Anzahl der Disziplinen bestehe, lässt sich exemplarisch an einer Riesenveranstaltung studieren, die als die wohl repräsentativste zeitnahe Bilanz der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts angesehen werden kann: dem einwöchigen Congress of Arts and Sciences in St. Louis 1904.<sup>20</sup>

Dieser Kongress ist aus einer Reihe von Gründen von großem wissenschaftshistorischem Interesse – auch als Gegengewicht zu einer einseitig euro- oder gar germanozentrischen Sichtweise, in die man bei der Betrachtung der Situation der Wissenschaft um 1900 nur zu leicht verfällt. Er war verbunden mit der von den USA ausgerichteten Weltausstellung aus Anlass des 100. Jahrestages des Erwerbs von Louisiana durch die Vereinigten Staaten, der „Universal Exposition commemorating the centenary of the purchase by the United States of the Louisiana territory“. Schon frühere Weltausstellungen waren mit umfangreichen wissenschaftlichen Programmen assoziiert, aber St. Louis sollte etwas Einzigartiges bieten – eine allumfassende Zusammenschau des Weltwissens, gegeben durch seine bedeutendsten Vertreter aus allen Ländern, in denen Wissenschaft betrieben wurde, um so die Einheit der Wissenschaft auf dem neuesten Stand der Erkenntnis monumental zum Ausdruck zu bringen.

Das war die Absicht des Deutschamerikaners Hugo Münsterberg (1863–1916), der in Harvard Philosophie und Psychologie vertrat.<sup>21</sup> Der Begriff der Wissenschaft, der hier benutzt wurde, war sehr weit gefasst, um wirkliche Universalität zu erreichen, viel umfassender als die heute übliche Verwendung von

<sup>19</sup> *Marita Baumgarten*, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler. Göttingen 1997.

<sup>20</sup> Congress of Arts and Sciences. Universal Exposition, St. Louis 1904. 8 Bde. Boston/New York 1905 – 1907.

<sup>21</sup> *Jutta Spillmann/Lothar Spillmann*, The Rise and Fall of Hugo Münsterberg, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 29 (1993), 322–338.

„science“. Dazu wurde das Universum der Wissenschaften in 6 Abteilungen (divisions) gegliedert, diese wiederum in 24 Departments, deren jedes sich in eine von Fall zu Fall unterschiedliche Anzahl von Sektionen unterteilte. Jede dieser Sektionen repräsentierte eine mehr oder minder ausgereifte Disziplin. Das disziplinäre Prinzip der Gliederung wurde streng durchgehalten; die Anzahl der Sektionen attestierte der Wissenschaft um 1900 eine hoch entwickelte disziplinäre Binnengliederung, die von einem Einzelnen schon kaum mehr überblickt werden konnte. In jeder Sektion wurden ein Einführungs- und Übersichtsreferat und verschiedene Koreferate gehalten. Dabei war Münsterberg bemüht, möglichst überall die Referenten nach ihrer Herkunft zu mischen, um einen tatsächlichen Überblick über die Weltsituation zu erreichen.<sup>22</sup>

Unter den ausländischen Vertretungen hatte Deutschland die mit Abstand größte Kongressdelegation – dafür hatte Hugo Münsterberg in ständigem Kontakt mit Friedrich Althoff (1839-1908) in Berlin gesorgt. Im Programm standen knapp 50 deutsche Referenten, hinzu kamen verschiedene deutschamerikanische Gelehrte, die in ihren Vorträgen besondere Sympathie mit dem Wissenschaftssystem der alten Heimat erkennen ließen.<sup>23</sup> Das strategische Ziel, das Münsterberg mit der Anlage des Kongresses verfolgte, war die gleichberechtigte Präsentation der jungen Wissenschaftsmacht USA auf „gleicher Augenhöhe“ mit den traditionellen Wissenschaftsmächten des „alten Europa“.

Die Zulänglichkeit und Fruchtbarkeit der Gliederung der Gesamtwissenschaft nach dem disziplinären Prinzip wurde weder von den europäischen noch von den amerikanischen Vortragenden in Frage gestellt. Darunter war in erster Linie die Gliederung nach unterschiedlichen Erkenntnisgegenständen zu verstehen – im Kontrast zu einer möglichen Einteilung nach äußeren Gesichtspunkten der Anwendung des Wissens. Die Einteilung nach Fakultäten hingegen, die im 18. Jahrhundert die Binnengliederung der universitären Wissenschaft dominiert hatte, war eine Einteilung nach externen Zwecken: Die drei „oberen“ Fakultäten waren nach ihrem Zweck definiert, den Nachwuchs für bestimmte intellektuell anspruchsvolle Berufsrollen (Geistliche, Juristen, Ärzte) auszubilden, und die Philosophische Fakultät nach ihrem Zweck, propädeutische Funktionen für die „oberen“ Fakultäten auszuüben und „Hilfswissenschaften“ für diese zu beherbergen, zum Beispiel verschiedene philologische und historische Gebiete.

Das von Münsterberg entworfene Einteilungsprinzip offenbart verschiedene interessante Aspekte, die hier nicht näher erörtert werden können. Das wird

---

<sup>22</sup> Hugo Münsterberg, *The Scientific Plan of the Congress*, in: *Congress* (wie Anm. 20), Bd. 1, 1905, 85-134.

<sup>23</sup> Bernhard vom Brocke, *Internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik: Der Professorenaustausch mit Nordamerika*, in: Bernhard vom Brocke (Hrsg.) *Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter, Das „System Althoff“ in historischer Perspektive*. Hildesheim 1991, 185-242.



schon deutlich bei einer Betrachtung der primären Gliederungseinheiten, der Abteilungen (divisions):

A. Normative Science

mit den Departments Philosophie und Mathematik

B. Historical Science

C. Physical Science

Die Departments reichen hier von der eigentlichen Physik über Chemie, Astronomie, die Wissenschaften von der Erde bis zu Biologie und Anthropologie

D. Mental Science

mit den Departments Psychologie und Soziologie

E. Utilitarian Science

mit den Departments Medizin, Technologie und Ökonomie

F. Social Regulation

G. Social Culture

mit den Departments Bildung und Religion.

Man sieht an diesem Schema, dass bestimmte Anwendungen grundlegender Erkenntnis die Wissenschaft nicht unmittelbar strukturieren, sondern dass sie vielmehr selbst als Erkenntnisgegenstände *sui generis* betrachtet und so dem disziplinären Prinzip eingeordnet werden. Auf dieser Basis ist es beispielsweise möglich, den Technikwissenschaften – deren Emanzipation sich in jenen Jahrzehnten vollzog – einen selbständigen, ihre Spezifik berücksichtigenden Platz im System der wissenschaftlichen Disziplinen zuzuweisen.<sup>24</sup>

Der allgemeine Eindruck bei den Vortragenden in St. Louis war, dass sich das Muster der wissenschaftlichen Disziplinen während des 19. Jahrhunderts ungeheuer aufgeächert und eine überbordende Fülle von neuem Wissen produziert hat. Als Exempel mag ein Blick auf den Vortrag des amerikanischen Phy-

---

<sup>24</sup> Hubert Laitko, Geschichte der Technikwissenschaften – ihr Eigenwert und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Wissenschaft, in: Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften H. 18. Dresden 1989, S. 3-47.

sikers Carl Barus (1856-1935) von der Brown University dienen,<sup>25</sup> dem es aufgegeben war, über den Fortschritt der Physik im 19. Jahrhundert zu berichten.

Die Wissenschaft – hier die Physik – wurde als ein unablässig expandierendes Erkenntnisssystem wahrgenommen. Es würde, so Barus, kaum möglich sein, auch nur die großen Fortschritte zu berücksichtigen, die von der Physik auf der theoretischen Seite gemacht worden sind. Von den respektablen Experimentaluntersuchungen – insbesondere der Bestimmung der Naturkonstanten mit ständig steigendem Exaktheitsgrad –, die den Einsatz zahlreicher Forscher verlangen und die Reichweite der Untersuchungen einzelner Wissenschaftler bei weitem überschreiten, könne gar nicht angemessen berichtet werden. Grob an die herkömmliche Einteilung der Physik in Mechanik (Dynamik), Akustik, Wärmelehre, Optik und Elektrizitätslehre angelehnt, gliederte Barus seinen Fortschrittsbericht in folgende Rubriken:

Elastizität, Kristallographie, Kapillarität, Lösungen, Diffusion, Dynamik, Viskosität, Hydrodynamik

Thermometrie, Kalorimetrie, Thermodynamik, kinetische Theorie, Wärmestrahlung

Geometrische Optik, Dispersion, Photometrie, Interferenz, Diffraktion, Polarisation, optische Medien

Elektrostatik, Voltasche Kontakte, Seebecksche Kontakte, Elektrolyse, elektrischer Strom, Magnetismus, Elektromagnetismus, Elektrodynamik, Induktion, elektrische Oszillation, elektrisches Feld, Radioaktivität.

Alle diese Gliederungseinheiten waren unterschiedliche Erkenntnisgegenstände, die aktuell oder potentiell Disziplinen oder Spezialgebiete repräsentierten. Die Physik um 1900 zeigte sich so als ein reich gegliedertes Universum – auf dem Sprung, aus einer Einzeldisziplin in eine Familie von Disziplinen hinüberzuwachsen. Ähnliche Impressionen lieferte der Kongress von St. Louis auch auf anderen Feldern. Stetige Auffächerung, aber kein grundsätzlicher Umbruch – so stellte sich das disziplinäre Evolutionsmuster der Wissenschaft allgemein dar. Für die gerade erwähnte Physik war 1904 wohl das letzte Jahr, das noch als ungebrochener Triumph der klassischen Physik gefeiert werden konnte. Die umstürzende Bedeutung der Planckschen Entdeckung von 1900 war noch nicht wirklich in das Bewusstsein der Physiker getreten; und Albert Einsteins *annus mirabilis*, in dem er die Spezielle Relativitätstheorie publizierte, war erst das

---

<sup>25</sup> Carl Barus, The Progress of Physics in the Nineteenth Century, in: Katherine R. Sopka (Hrsg.), Physics for a New Century: Papers Presented at the 1904 St. Louis Congress. Los Angeles/New York 1986, S. 107-144.

Folgejahr 1905.<sup>26</sup> Dieter Hoffmann bemerkt, „dass sich zunächst weder Planck noch seine Zeitgenossen der Tragweite des neuen Strahlungsgesetzes und der fundamentalen Bedeutung der Naturkonstante  $h$  bewusst waren“.<sup>27</sup> Die von Barus referierten Beiträge der Physiker zeugten zwar von lebhafter theoretischer Bewegung, doch auch die modernsten Denker blieben noch im Rahmen der klassischen Physik; nur nahmen sie an, dass das elektromagnetische Weltbild noch allgemeiner und umfassender wäre als das mechanische und dass daher künftig die Elektrodynamik in einer dafür geeigneten Fassung die Rolle der Fundierung der Gesamtphysik übernehmen könnte, die seit Isaac Newton (1643-1727) der Mechanik zugefallen war.

### Disziplingenesen

Wenn Disziplinen die grundlegenden Produktionssysteme wissenschaftlicher Erkenntnis waren, wie es damals unabänderlich der Fall zu sein schien, dann waren ihre Entstehungsprozesse (Genesen) als Schlüsselvorgänge der Wissenschaftsentwicklung anzusehen. Gelänge es, Disziplingenesen zu beschleunigen – etwa durch frühzeitige und entschlossene Institutionalisierung –, dann würde das die wissenschaftlichen Positionen von Universitäten, Ländern usw., die daran beteiligt waren, verbessern; umgekehrt müsste die Verzögerung von Disziplingenesen zu Einbußen und Positionsverlusten führen. Auch über das 19. Jahrhundert hinaus stellen Disziplingenesen einen wesentlichen Entwicklungsmechanismus der Wissenschaft dar; es genügt, auf einige der in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wichtigen Disziplingenesen wie die der Molekulargenetik, der Informatik oder der Mikroelektronik zu verweisen. Daher wandte sich in den 1970er und 1980er Jahren – vor dem Hintergrund eines allgemein starken Interesses an Wissenschaftsorganisation und Wissenschaftspolitik – die Aufmerksamkeit der Wissenschaftshistoriker verstärkt dem Phänomen der Disziplingenesen zu.

Hatte man hier womöglich einen Mechanismus im Blick, der in verschiedenen Disziplinen ähnliche Züge aufwies und damit komparative Untersuchungen und vielleicht sogar vorsichtige Verallgemeinerungen gestattete? Von besonderem Interesse war das so genannte PAREX-Projekt – eine Gemeinschaftsuntersuchung von Wissenschaftsforschern aus Pariser Universitäten und von der University of Sussex, deren Ertrag als ein Bündel von Fallstudien unter dem Titel „Perspectives on the Emergence of Scientific Disciplines“ im Jahre 1976 publi-

---

<sup>26</sup> John R. Gribbin/Mary Gribbin, *Annus mirabilis: 1905, Albert Einstein, and the Theory of Relativity*. New York u. a. 2005.

<sup>27</sup> Dieter Hoffmann, *Max Planck. Die Entstehung der modernen Physik*. München 2008, 62.

ziert wurde.<sup>28</sup> Die damit gegebene Anregung fiel auch in Rostock auf fruchtbaren Boden und wurde unmittelbar aufgegriffen. Fast auf den Tag genau dreißig Jahre vor dem Datum dieses Vortrages – am 18. und 19. November 1977 – fand an der Universität Rostock unter der Leitung des hiesigen Wissenschaftshistorikers Martin Guntau das Kolloquium „Die Herausbildung wissenschaftlicher Disziplinen in der Geschichte“ statt.<sup>29</sup> Das kleine Jubiläum mag daran erinnern, dass man sich hier zu jener Zeit durchaus auf internationalem Niveau zu bewegen wusste. Dieses Kolloquium war Auftakt zu einer Serie einschlägiger Veranstaltungen, die mit einer 1987 erschienenen Buchpublikation abgeschlossen wurde.<sup>30</sup>

Parallel dazu – voneinander unabhängig, aber nicht ohne wechselseitigen Kontakt – fand an der Technischen Universität Dresden unter der Leitung von Gisela Buchheim und Rolf Sonnemann eine Serie von Veranstaltungen zur Genese technikwissenschaftlicher Disziplinen statt. Gemeinsames Markenzeichen beider Unternehmen war das Bestreben, zugleich mit mehr oder minder umfangreichen Studien zur Genese einzelner Disziplinen vergleichende Betrachtungen der Mechanismen und Abläufe anzustellen. Das komparative Vorgehen erfolgte jedoch behutsam, zielte allenfalls auf vorläufige Verallgemeinerungen und war nicht mit der Absicht verbunden, das Untersuchungsfeld durch einen rigorosen Theorieentwurf zu normieren. Der Gang der Untersuchungen, der von theoretisch-methodologischen Reflexionen begleitet war, ist in einer Reihe von Veröffentlichungen nachlesbar, insbesondere in den Serien „Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte“ und „Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaft“.<sup>31</sup> Den aktuellen Stand der Problematik in der internationalen Diskussion haben Martin Guntau und ich vor kurzem in einem gemeinsamen Aufsatz skizziert.<sup>32</sup>

---

<sup>28</sup> *Gerard Lemaine/Roy McLeod/Michael Mulkay/Peter Weingart* (Hrsg.), *Perspectives in the Emergence of Scientific Disciplines*. Paris/Chicago/The Hague 1976.

<sup>29</sup> *Martin Guntau* (Hrsg.), *Beiträge des Kolloquiums „Die Herausbildung wissenschaftlicher Disziplinen in der Geschichte“ am 18. und 19. November 1977 in Rostock*, in: *Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte* H. 1 und 2. Rostock 1978.

<sup>30</sup> *Martin Guntau/Hubert Laitko* (Hrsg.), *Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen*. Berlin 1987.

<sup>31</sup> *Thomas Hänseroth/Klaus Mauersberger*, *Das Dresdener Konzept zur Genese technikwissenschaftlicher Disziplinen – eine Bilanz*, in: *Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften* H. 24. Dresden 1996, 20-45.

<sup>32</sup> *Hubert Laitko/Martin Guntau*, *Disziplinbegriff und disziplinäre Gliederung der Wissenschaft – Relevanz und Relativität*, in: *Ekkehard Höxtermann/Hartmut H. Hilger* (Hrsg.), *Lebenswissen. Eine Einführung in die Geschichte der Biologie*. Rangsdorf 2007, 33-59; *Hubert Laitko*, *Die Disziplin als Strukturprinzip und Entwicklungsform der Wissenschaft: Motive, Verläufe und Wirkungen von Disziplinengenese*, in: *Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie* 8 (2002), 19-55.

Es wäre weder sinnvoll noch möglich, diese Darstellungen hier zu rekapitulieren. Nur auf ihre Pointe soll kurz eingegangen werden, weil dies unmittelbar mit dem hier vorgetragenen Blick auf das 19. Jahrhundert verbunden ist. Als Verfahren zum Erwerb systematisch gewonnener und überprüfter Wirklichkeitskenntnis, die methodisch von jedem nachgeprüft werden kann, der sich die dafür erforderliche und im Prinzip öffentlich zugängliche Kompetenz angeeignet hat und Zugang zu dem für eine solche Prüfung notwendigen Instrumentarium besitzt, kennt Wissenschaft bereits von ihren Anfängen her interne Gliederungen nach Erkenntnisgegenständen. Schon in der Antike (und sogar noch früher) hatten bestimmte gegenständlich spezifizierte Erkenntnisfelder wie Astronomie oder Geometrie ein erhebliches Maß an Selbständigkeit erreicht. Wissenschaftliche Erkenntnisgegenstände sind auch dem Menschen, der sich um ihre Erkenntnis bemüht, nicht einfach „gegeben“, sondern müssen durch konstruktive Leistungen der Erkenntnissubjekte aus der Wirklichkeit ausgegliedert und als solche konstituiert werden.<sup>33</sup> Dieser Konstitutionsprozess gipfelt in Theorien, in denen die jeweiligen Erkenntnisgegenstände unterscheidend repräsentiert sind. Das alles ist ein selbstverständlicher Grundzug des Betreibens von Wissenschaft. Die Verbindung zu dem hier in Rede stehenden Disziplinbegriff ergibt sich, wenn man in Betracht zieht, dass dieser Vorgang der Gegenstandskonstituierung und -reproduktion allenfalls in seiner Initialphase auf ein einzelnes Individuum beschränkt ist. Grundsätzlich sind Subjekte der Gegenstandskonstitution in der Wissenschaft kommunizierende Gemeinschaften (Fachgemeinschaften, „Netzwerke“) von Wissenschaftlern, deshalb ist es – wenn überhaupt – nur selten möglich, für eine Disziplin einen einzigen „Gründer“ oder eine „Gründerin“ zu benennen. Erst in der Kommunikation zwischen mehreren Wissenschaftlern wird ein Gegenstand so normiert, dass er „reproduziert“, stabil „wieder erkannt“ und so zum Knotenpunkt einer wissenschaftlichen Tradition werden kann. Diese Funktion übernahmen die in der Geschichte der Wissenschaft so außerordentlich wichtigen Klassifikationen, Nomenklaturen, Analyseverfahren usw. – die botanischen und zoologischen Taxonomien, die chemische Formelsprache, die international abgeglichenen Maßeinheiten und Messverfahren, die Wörterbücher und Grammatiken, die Pakete von Analyseverfahren, wie sie in den Prozeduren-sammlungen der analytischen Chemie oder in den Bestimmungsbüchern für Minerale, Gesteine, Tiere, Pflanzen usw. niedergelegt sind. Leistungen dieser Art waren für die Wissenschaft des 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts charakteristisch.

---

<sup>33</sup> Achim Lotz/Johannes Gnädinger, *Wie kommt die Ökologie zu ihren Gegenständen? Gegenstandskonstitution und Modellierung in den ökologischen Wissenschaften*. Frankfurt a. M. u. a. 2002.



Das kritische Moment in dieser Entwicklung besteht darin, der Interaktion in gegenstandsorientierten Netzwerken Dauer zu verleihen. Heute sind wir daran gewöhnt, in „Projekten“ zu denken, deren zeitliche Ausdehnung nur einen Bruchteil eines Wissenschaftlerlebens ausmacht. Als „Disziplinen“ aber gelten im Allgemeinen solche Bewohner des Kosmos der Wissenschaft, deren Lebensdauer die eines menschlichen Individuums bei weitem übertrifft. Das Überdauern gegenstandsorientierter Netzwerke hängt damit entscheidend davon ab, ob der Generationswechsel ihrer Teilnehmer gelingt. Um in irgendeine Gemeinschaft einzutreten, muss das Individuum die in dieser Gemeinschaft geltenden Regeln erlernen und damit einen bestimmten Sozialisationsaufwand treiben. Im Alltag ist das oft intuitiv möglich, ohne dass die dabei implizit geltenden Regeln ausdrücklich explizit dargestellt und als solche erlernt werden müssten; die Einübung in die jeweiligen Praxen ist vollkommen ausreichend. Auch in manche Branchen der Wissenschaft konnte man in früheren Jahrhunderten, solange sie als Vergnügen gebildeter Amateure betrachtet wurden, noch relativ unkompliziert eintreten.<sup>34</sup> Je weiter aber eine Gemeinschaft mit ihren Funktionsregeln von der Sphäre der alltäglichen Lebenswelt entfernt ist, umso unerlässlicher ist es, die Sozialisation neuer Mitglieder eigenständig zu normieren und zu organisieren. So wie das Handwerk eine regulierte Ausbildung von Lehrlingen brauchte, so benötigt die Wissenschaft das universitäre Studium mit seinen Studiengängen als unerlässlichen Sozialisationspfad.

Bis in das 18. Jahrhundert hinein waren manche Zweige der Wissenschaft durchaus noch ohne diese Voraussetzung zugänglich. Im Laufe des 18. Jahrhunderts erreichten aber praktisch alle Wissenschaftsgebiete ein Stadium, in dem ihre Stabilisierung über die Zeit hinweg ihre Verankerung an den Universitäten verlangte. Gebiete, die allein in den Gesellschaften der Gelehrten vertreten waren und keine universitäre Repräsentanz hatten, waren nicht wirklich gesichert. Die Etablierung von Fachgebieten in universitären Ordinariaten und Studiengängen bedeutete die Ausbildung eines zyklischen Zusammenhangs: Über das universitäre Studium und gegebenenfalls anschließende speziellere (postgraduale) Sozialisationsphasen wurden neue Generationen an die aktuellen Forschungsfronten herangeführt. Die Erkenntniserträge der Forschungsfronten wiederum wurden stufenweise verdichtet und flossen in geeignet aufbereiteten Formen in die Lehre ein, die wiederum weitere Jahrgänge für das Vorrücken an die Forschungsfronten präparierte.

Natürlich bildeten die Universitäten niemals nur künftige Forscher aus und tun es auch heute nicht; aber der hier angedeutete zyklische Zusammenhang – und nicht unmittelbar die Heranbildung akademisch qualifizierter Praktiker –

---

<sup>34</sup> Elisabeth Strauß (Hrsg.), *Dilettanten und Wissenschaft. Zur Geschichte und Aktualität eines wechsellvollen Verhältnisses*. Amsterdam/Atlanta 1996.

sichert im wechselnden Funktionenportfolio der Hochschullehre den inneren Zusammenhang der Wissenschaft über die Zeit. Man sieht also, dass sich beides wandelte – sowohl die Daseinsweise der Forschung durch ihre Verankerung an der Universität als auch die Arbeitsweise der Universität durch die obligatorische und systematische Verbindung von Lehre und Forschung. Deshalb hatten Martin Guntau und ich vorgeschlagen, den Begriff der wissenschaftlichen Disziplin zentral an jenen Reproduktionszusammenhang zu binden und Disziplin-*genesen* erst dann als vollendet anzusehen, wenn es gelungen ist, diesen Zusammenhang in seinen wichtigsten Gliedern herzustellen und zu schließen.

Der historisch wichtigste Mechanismus, über den das geschah, war der Aufstieg der philosophischen Fakultät von einer Hilfsinstanz für die drei „oberen“ Fakultäten zu einem mit diesen gleichberechtigten Bestandteil der Universität. Dieser Prozess war für das späte 18. und das frühe 19. Jahrhundert charakteristisch und führte endgültig aus der vormodernen Gestalt der Universität heraus.<sup>35</sup> Die philosophischen Fakultäten hatten gegenüber den drei anderen einen enormen Vorteil: Sie standen zunächst nicht unter den Zwängen der Ausbildung für praktische Berufe. Daher konnten sie zur Heimstatt einer ganzen Reihe mathematischer, naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Disziplinen werden, bei denen die Erkenntnisorientierung und nicht die Orientierung auf einen utilitären Zweck im Vordergrund stand. Die emphatische neuhumanistische Überhöhung – Wissenschaft als Medium freier Persönlichkeitsentwicklung jenseits aller Bezüge zu „Brotberufen“ – unterstrich die Erkenntnisorientierung noch. Die Ausbildung von Gymnasiallehrern, mit deren Einrichtung die philosophische Fakultät schließlich formell mit den drei anderen Fakultäten gleichzog, da sie nun auch einen Berufsabschluss ermöglichte, war etwas anderes als die Ausbildung von Juristen oder Ärzten, denn auch der Gymnasiallehrer sollte erkenntnisorientiert arbeiten, nur eben in didaktischer Umsetzung für die Jugend, der es den Reichtum der menschlichen Erkenntnis in für sie fasslicher Form zu vermitteln galt. Die philosophischen Fakultäten wirkten ihrerseits als Katalysatoren für die Strukturierung auch der anderen Fakultäten nach dem Muster der Disziplinarität. Anzumerken ist hier, dass Erkenntnis- oder Gegenstandsorientierung zwar die Emanzipation von der unmittelbaren Unterwerfung unter einen Praxiszweck, keineswegs aber obligatorisch Praxisferne bedeutete. Vielmehr ging diese Emanzipation damit einher, dass die verschiedenen menschlichen Praxen, statt lediglich Zwecke für die Anwendung wissenschaftli-

---

<sup>35</sup> *Hubert Laitko*, Der Aufstieg der philosophischen Fakultät im 19. Jahrhundert – Keimzelle des modernen Universitätsprofils, in: Karl-Friedrich Wessel/Michael Mortag/Wilhelm Ebert/Ludwig Eckinger (Hrsg.), *Bildungstheoretische Herausforderungen. Beiträge der Internationalen Sommerschulen 1990 bis 1993*. Bielefeld 1996, 28-69. – Nachdruck in: Hansgünter Meyer (Hrsg.), *Der Dezennien-Dissens. Die deutsche Hochschul-Reform-Kontroverse als Verlaufsform*. Berlin 2006, 223-260.

cher Erkenntnisse zu setzen, selbst zu Gegenständen des Erkennens wurden, deren Behandlung den generellen Normen des wissenschaftlichen Vorgehens unterworfen war. Dies erst ermöglichte ein aktives Verhältnis der Wissenschaft zur Praxis – ihr Eingehen auf die Bedürfnisse einer Vielzahl unterschiedlicher Praxen ebenso wie die Generierung neuer, die in keiner Weise aus der Alltagserfahrung heraus entstehen konnten. Die Elektroindustrie, wie sie sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts herausbildete, erscheint als Prototyp der „science-based industries“ als eines historisch neuartigen Typs industrieller Praxen,<sup>36</sup> so wie man die aus der Elektrotechnik herausgewachsene Nachrichtentechnik in ihren verschiedenen Generationen bis hin zu modernen Informations- und Kommunikationstechnologien mit dem gegen Ende des 20. Jahrhunderts entstandenen Internet als vorläufigem Höhepunkt als Medien einer wissenschaftsbasierten Kommunikationspraxis auffassen kann.

## Fazit

Die Konturen des Bildes, das dieser Vortrag zu zeichnen suchte, lassen sich abschließend in vier Punkten zusammenfassen:

1. Das 19. Jahrhundert vollbrachte die Umgestaltung der Wissenschaft in ein Ensemble reproduktionsfähiger Disziplinen, das institutionell durch die Umbildung der herkömmlichen Universität zur Forschungsuniversität und durch die Herausbildung spezifisch disziplinärer Kommunikationsmedien (Fachzeitschriften, Lehrbücher, Fachgesellschaften usw.) getragen wurde. Dabei waren mindestens drei Evolutionsmechanismen zu unterscheiden: erstens die primäre Herausbildung des klassischen Disziplinengefüges; zweitens die fortschreitende Unterteilung dieses Gefüges in immer engere Spezialgebiete; drittens im letzten Drittel des Jahrhunderts das Aufkommen „unorthodoxer“ Disziplingenesen an den Grenzen zweier oder mehrerer bereits bestehender Disziplinen (physikalische Chemie, physiologische Chemie bzw. Biochemie, Geochemie, Geophysik, Biophysik usw.); hier trat Interdisziplinarität zumindest als ein Übergangsstadium von Disziplingenesen auf – und als Vorbote eines Arbeitsmodus, der für die Forschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts typisch werden sollte.

---

<sup>36</sup> Wolfgang König, Technikwissenschaften. Die Entstehung der Elektrotechnik aus Industrie und Wissenschaft zwischen 1880 und 1914. Chur 1995; Ulrich Marsch, Zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Industrieforschung in Deutschland und Großbritannien, 1880 – 1936. Paderborn/Wien/Zürich 2000; Wolfgang König, Chemie und Elektrotechnik – Science-based Industry und Industry-based Science. Ausbildung und Forschung in Deutschland in zwei Wissensgebieten vor dem Ersten Weltkrieg, in: Astrid Schürmann/Burghard Weiss (Hrsg.), Chemie, Kultur, Geschichte. Festschrift für Hans-Werner Schütt anlässlich seines 65. Geburtstages. Berlin/Diepholz 2002, 235-243.

2. Während des 19. Jahrhunderts waren die Forschungsuniversitäten noch lange Zeit hinreichende Träger des Systems wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und seiner sukzessiven Erweiterung. Im letzten Drittel des Jahrhunderts ist das allmähliche Aufkommen außeruniversitärer Forschung in unterschiedlichen Institutionenformen zu verzeichnen. Das Hinausgehen der Forschung über den universitären Rahmen beförderte zugleich das Überschreiten ihrer monodisziplinären Bindung, da die Verankerung in der universitären Lehre von vornherein das zentrale Element der disziplinären Daseinsweise der Wissenschaft war.

3. Im 19. Jahrhundert fügten sich die Forschungsfronten noch weitestgehend in die disziplinären Strukturen ein; diese Strukturen waren hinreichend, um die Forschungsfronten zu orientieren und zu organisieren. Im 20. Jahrhundert wurden die Forschungsfronten zunehmend inter- und transdisziplinär; die Disziplinen wurden demgegenüber mehr und mehr zu Hinterlandstrukturen der Forschung, wodurch sich ihre innerwissenschaftliche Funktion veränderte, ohne dass ihre Bedeutung abgenommen hätte oder sie etwa gar überflüssig geworden wären.

4. Die disziplinäre Gliederung der Wissenschaft ist bei aller ihrer unbestreitbaren historischen und aktuellen Bedeutung ein ambivalentes Phänomen. Die Gegenstandsorientierung der Disziplinen ist Manifestation der objektivierenden Haltung des wissenschaftlichen Erkennens, der die Reflexion auf den humanen Sinn des Erkennens dialektisch gegenübersteht. Ohne diese reflexive Rückbindung ist objektivierendes wissenschaftliches Erkennen ein bloßes Instrument, verfügbar für beliebige – auch destruktive – Zwecke. Eine Rückholung der Wissenschaft in die Sphäre menschlicher Sinnstiftung gebietet nicht etwa das Verwerfen ihrer disziplinären Ordnung, wohl aber eine konstruktive Kritik des Phänomens der Disziplinarität selbst und damit ein kritisches Hinterfragen der allgemeinen historischen Bedingungen, unter denen es im 19. Jahrhundert zur beherrschenden Signatur der Wissenschaft geworden ist.





## Über die Autoren

Prof. Dr. Dr. Johannes Büttner, Jahrgang 1931, Studium der Chemie in Kiel und Tübingen, Diplom 1956 in Kiel, Promotion zum Dr. rer. nat. 1958, Studium der Medizin in Tübingen und Kiel 1954-1962. Medizinisches Staatsexamen und Promotion zum Dr. med. 1962 in Kiel; 1956-1969 Leiter des Hauptlaboratoriums der 1. Medizinischen Universitätsklinik in Kiel; 1964 Habilitation für das Fach Physiologische und Klinische Chemie an der Medizinischen Fakultät der Universität Kiel; 1969 Berufung auf den Lehrstuhl für Klinische Chemie der Medizinischen Hochschule Hannover; Direktor des Instituts für Klinische Chemie. 1978-1991 auch Mitglied des Arbeitskreises „Geschichte der Naturwissenschaften“ der Abteilung für Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften der TU Braunschweig. Seine wissenschaftshistorischen Arbeitsgebiete sind die Geschichte der Biochemie und der Klinischen Chemie sowie die Wechselbeziehungen zwischen Medizin und Chemie.

Wichtigste wissenschaftshistorische Publikationen: Herausgeber der Edition Lewicki-Büttner mit folgenden Bänden: Stoffwechsel im tierischen Organismus, Seesen 2001; The Life and Work of Friedrich Wöhler, Nordhausen 2005; Chemisches Denken in der Medizin, Nordhausen 2007; Die Arzneimittel in der Geschichte, Nordhausen 2008; mit Gisela Boeck, Bernhard Sthamer (1817-1903) und die Gründung eines pathologisch-chemischen Labors in Rostock, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock, 25 (2002) 83-101.

Dr. Kai Torsten Kanz, Jahrgang 1965, Studium der Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik sowie der Philosophie an der Universität Stuttgart (Dr. phil. 1996); danach als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ethik und Geschichte der Medizin der Universität Göttingen; von 1998-2002 Projektleiter des Akademienvorhabens „Christian Gottfried Nees von Esenbeck (1776-1858): Briefedition“ an der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle/Saale; 2002-2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medizin- und Wissenschaftsgeschichte der Universität zu Lübeck; seit 2008 Akademischer Rat a.Z. am Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung der Universität zu Lübeck; seit 2008 Lehrbeauftragter für „Biorecht und Bioethik“ an der Universität Rostock; derzeitiges Forschungsprojekt ist die Begriffs-, Disziplin- und Wissenschaftsgeschichte von „Biologie“; weitere Forschungsschwerpunkte liegen in der historischen Forschungsethik der Naturwissenschaften und den Kulturen der Organtransplantation.

Wichtigste Publikationen: (Hrsg.): Kielmeyer-Bibliographie. (Quellen der Wissenschaftsgeschichte; 1), Stuttgart 1991; Philosophie des Organischen in der Goethezeit. Studien zu Leben und Werk von Carl Friedrich Kielmeyer (1765-1844). (Boethius; 35), Stuttgart 1994; Nationalismus und internationale Zusam-

menarbeit in den Naturwissenschaften. Die deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen zwischen Revolution und Restauration, 1789-1832. (Boethius; 39), Stuttgart 1997; (Hrsg.): Christian Gottfried Nees von Esenbeck: Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe nebst ergänzenden Schreiben. (Acta Historica Leopoldina; 40), Stuttgart 2003.

Prof. Dr. Burkhard Kramp, Jahrgang 1945, Medizinstudium 1965-71 in Rostock; Dr. med. 1976, Promotion B (Habilitation) 1988; facultas docendi 1990; seit 1992 Universitätsprofessor; seit 1994 stellvertretender Direktor der Klinik und Poliklinik für Hals-Nasen-Ohrenheilkunde, Kopf- und Halschirurgie "Otto Körner"; Spezialist auf den Gebieten Diagnostik, Therapie und komplexe Rehabilitation von Patienten mit bösartigen Geschwülsten im Kopf-Hals-Bereich, Epidemiologie und Therapie von Mittelgesichtsfrakturen und Rhinobasalen Frakturen, Entwicklung bioresorbierbarer Materialien zur Defektdeckung am knöchernen Schädel und Modellierung des Mittelgesichtes – Parametrisierung der Orbita.

Wichtigste Veröffentlichungen: 100 Jahre Universitäts-HNO-Klinik und Poliklinik Rostock – Die erste HNO-Fachklinik im gesamtdeutschen und nordeuropäischen Raum, Roggentin 1999; Symposium aus Anlass des 100-jährigen Bestehens der ersten deutschen HNO-Universitätsklinik Rostock vom 22. – 24. Okt. 1999 in Rostock zum Thema Fortschritte in der HNO-Heilkunde zur Zeit Otto Körners und heute. Rostocker Medizinische Beiträge, Heft 9, 2000; 100 Jahre Lehrstuhl für Ohren- und Kehlkopfheilkunde – Das erste Ordinariat in Deutschland am 24. März 1901, Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock, Heft 24, 2001; Symposium aus Anlass der Einrichtung des ersten Ordinariates für Ohren- und Kehlkopfheilkunde in Deutschland am 24. März 1901 an der Universität Rostock vom 20. bis zum 22. April 2001 zu den Themen Aus- und Weiterbildung im HNO-Fachgebiet, Die Chirurgie der Rhino- und Otobasis, Cochlear Implant, Aktuelle technische Entwicklungen, Freie praxisbezogene Themen, Rostocker Medizinische Beiträge, Heft 10, 2001; mit Antje Jerecinski: Otto Körner – Arzt, Hochschullehrer und Forscher, Roggentin 2010.

Anita Krätzner, Jahrgang 1984, Studium des Lehramtes für Gymnasien der Fächer Deutsch und Geschichte an der Universität Rostock 2003 bis 2008; Sprachassistentin an der Ostfold University in Halden (Norwegen) 2005; Mitarbeit an Konzeption und Umsetzung der Ausstellung „Geschichte und Germanistik. Deutsche Philologie in Rostock 1858-2008“; wissenschaftliche Hilfskraft am Max-Planck-Institut für demographische Forschung 2007-2009; seit Februar 2009 Promotionsstipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes.

Wichtigste Publikationen: Mauerbau und Wehrpflicht. Die politischen Diskussionen am Rostocker Germanistischen Institut in den Jahren 1961 und 1962. Rostock 2009; Kampfauftrag, Friedenssicherung und Verteidigungsbereitschaft.

Zur Lenkung der studentischen Diskussionen um Mauerbau und Wehrpflicht am Germanistischen Institut der Universität Rostock. Erscheint voraussichtlich 2011 im Tagungsband „Germanistik in der DDR“; Verraten. Verhaftet. Vermisst. Das Schicksal der Rostocker Studenten Peter und Lilli Gruner (Arbeitstitel). Erscheint voraussichtlich 2011; Zwischen ‚Störfreimachung‘ und ‚Kampfauftrag‘. Zur Situation der Universitäten der DDR im Jahr 1961. Erscheint 2011 im Tagungsband „Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen der SBZ/DDR“.

Prof. Dr. sc. Hubert Laitko, Jahrgang 1935, Studium der Journalistik und Philosophie in Leipzig; Doktorand am Lehrstuhl für Philosophische Fragen der Naturwissenschaft am Institut für Philosophie der Humboldt-Universität Berlin; Promotion 1964; Assistent und Oberassistent am Philosophischen Institut der Humboldt-Universität 1964-69; wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungsgruppen- und Bereichsleiter am Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft (ITW) der AdW der DDR 1969-91; 1978 Promotion B (Habilitation); 1979 Akademieprofessur; 1994 Mitglied der Leibniz-Sozietät zu Berlin; derzeit Lehrbeauftragter für Geschichte der Naturwissenschaft an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus.

Wichtigste Veröffentlichungen: (Leiter Autorenkollektiv): Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945 (1987); (Hrg., mit Martin Guntau): Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen (1987); (Hrg., mit Dieter Hoffmann): Robert Havemann. Texte. Warum ich Stalinist war und Antistalinist wurde (1990); (Hrg., mit Dieter Hoffmann): Ernst Mach. Studien und Dokumente zu Leben und Werk (1991); (Hrg., mit Bernhard vom Brocke): Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip (1996); (Hrg., mit Heinrich Parthey und Jutta Petersdorf): Wissenschaftsforschung. Jahrbuch 1994/95 (1996); (Hrg., mit Andreas Trunschke): Mit der Wissenschaft in die Zukunft: Nachlese zu John Desmond Bernal (2003); (Hrg., mit Dieter Hoffmann und Staffan Müller-Wille): Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler in drei Bänden (2003 – 2004); (Hrg., mit Lorenz Friedrich Beck für das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft: Dahlemer Archivgespräche, begründet von Eckart Henning – ab Bd. 12 (2007)).

Aktuelle Bibliographie in: Gesellschaftliche Integrität der Forschung. Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2005. Hrg. von Klaus Fischer und Heinrich Parthey. Berlin 2006, S. 181-210).

Dr. phil. Christoph Schmitt, Jahrgang 1956, Studium der Europäischen Ethnologie (Volkskunde) und Kulturforschung, Kunstgeschichte und Neueren deutschen Literatur an der Universität Marburg; 1992 Promotion im Fach Europäische Ethnologie zur volkskundlichen Medienforschung, prämiert durch Marbur-

ger Universitätsbund; 1994 bis 1995 Lehrbeauftragter am Institut für Volkskunde der Universität Hamburg; 1996 bis 1998 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wossidlo-Archiv in Rostock im Rahmen des internationalen Editionsprojekts „Enzyklopädie des Märchens“ der Göttinger Akademie der Wissenschaften; seit 1999 Leiter der als „Institut für Volkskunde (Wossidlo-Archiv)“ in die Philosophische Fakultät der Universität Rostock eingegliederten Einrichtung; 2004 Förderpreis für Lehre der Universität Rostock; ab 2005 Erasmus-Dozenturen an der Universität Turku/Finnland, Cultural Heritage Studies; seit 2006 Mitarbeit im Rostocker Graduiertenkolleg über „Kulturkontakt und Wissenschaftsdiskurs“; seit 2010 Leitung des DFG-geförderten Projekts „WossiDiA (Wossidlo Digital Archive)“. Forschungs- und Lehrgebiete: Europäische Ethnologie; Volkskunde Mecklenburgs und Vorpommerns; historische und vergleichende Erzählforschung; Brauchforschung; kulturwissenschaftliche Medienforschung. Herausgeber der Reihe: „Rostocker Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte“. Selbständige Schriften: Adaptionen klassischer Märchen im Kinder- und Familienfernsehen. Frankfurt am Main 1993; (Hrsg.): *Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur*. Münster/New York/München/Berlin 1999; (Hrsg.): *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft*. Münster/ New York/ München/ Berlin 2005; (Hrsg.): *Erzählkulturen im Medienwandel*. Münster/ New York/ München/ Berlin 2008.

Prof. Dr. Markus Völkel, Jahrgang 1953, Studium der Geschichte, Philosophie und Anglistik in Tübingen und an der LMU München; Archivar und Ausstellungsmacher in Augsburg 1983-1985; Forschungsassistent und DFG-Habilitationsstipendiat am Deutschen Historischen Institut Rom 1985-1990; Lehrstuhlvertretungen an der LMU München 1991-1993; seit 1994 Inhaber der Professur für „Europäische Geistesgeschichte und Historische Methodologie“ am Historischen Institut der Universität Rostock; 2009/10 Senior Fellow an der Advanced School of History am FRIAS Freiburg. i. Brg.

Wichtigste Veröffentlichungen: „Pyrrhonismus historicus“ und „fides historica“. Die Entwicklung der deutschen historischen Methodologie unter dem Gesichtspunkt der historischen Skepsis (Europäische Hochschulschriften III, Bd. 313), Diss., Frankfurt a.M. 1987; Römische Kardinalshaushalte des 17. Jahrhunderts. Borghese - Barberini - Chigi (Bibliothek des Deutschen historischen Instituts in Rom, Bd. 74), Tübingen 1993; Die Wahrheit zeigt viele Gesichter. Der Historiker, Sammler und Satiriker Paolo Giovio (1486-1552) und sein Porträt Roms in der Hochrenaissance (Vorträge der Aeneas-Silvius-Stiftung an der Universität Basel), Schwabe, Basel 1999; Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive, Köln/Weimar/Wien 2006; Ferdinand Gregorovius. Römische Tagebücher 1852-1889, hrsg. mit Hanno-Walter Kruft, München 1991; Der Kommentar in der Frühen Neuzeit, hrsg. mit Ralph Häfner (Frühe Neuzeit 115), Tübingen 2006; Historiographie an europäischen Höfen (16.-18. Jahrhundert).

Studien zum Hof als Produktionsort von Geschichtsschreibung und historischer Repräsentation (Beihefte der Zeitschrift für Historische Forschung, 43), hrsg. mit Arno Strohmeyer, Berlin 2009.





# **Übersicht der Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte**

## **1. Veranstaltung (Wintersemester 2005/06): 600 Jahre Wissenschaft in Rostock – Geschichte und Selbstvergewisserung**

Kersten Krüger (Rostock): Die Universität Rostock zwischen Selbstbewußtsein und Verunsicherung – die Konzeption zur Erforschung der Geschichte

Wolfgang E. J. Weber (Augsburg): Neugierige Blicke in das Haus des Wissens. Moderne Ansätze der Universitätsgeschichte

Wolfgang Eric Wagner (Rostock): Herzogliche oder städtische Gründung? Die Universität Rostock als Stiftung betrachtet

Tilman Schmidt (Rostock): Rostock in der Reichsacht und der Auszug der Universität nach Greifswald

Ernst Münch (Rostock): Das Verhältnis zwischen der Universität und der Stadt Rostock im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit

Kersten Krüger (Rostock): Universität und Staat am Beispiel der Formula Concordiae 1563

Marian Füssel (Münster): Von der Prügel zur Promotion. Akademische Rituale in der frühen Neuzeit

Karl-Heinz Jügelt und Marcus Schröter (Rostock): Zur Geschichte der Universitätsbibliothek

Markus Völkel (Rostock): Die Regulierung des Zutritts zu den Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert

Katrin Moeller (Halle) und Robert Zagolla (Berlin): Die Hexenverfolgungen in Mecklenburg und die Tätigkeit der Rostocker Juristischen Fakultät

Hans-Uwe Lammel (Rostock): Autopsie und Autorität – Die frühneuzeitliche Neugier in Medizin und Naturforschung

Wolf-Günter Völker (Rostock): Zur Geschichte der Lehrerausbildung von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg

Ragnar Kinzelbach (Rostock): Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) und die Rostocker Zoologie

## **2. Veranstaltung (Wintersemester 2006/07): Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht (Heft 8 der Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte)**

Matthias Asche (Tübingen): Rostock, Greifswald, Frankfurt an der Oder, Königsberg, Dorpat und Kiel – Gemeinsamkeiten und Spezifika der Universitätsentwicklung in der Bildungslandschaft im südlichen Ostseeraum

Werner Buchholz (Greifswald): Professorenlexikon und Grundlagenforschung am Beispiel des „Lexikons Greifswalder Hochschullehrer“

Christine Magin (Greifswald): Epigraphik und Universitätsgeschichte. Die Universitäten Rostock und Greifswald im Spiegel historischer Inschriften

Felix Schönrock (Greifswald): Die Greifswalder Universitätsgebäude von den Anfängen bis 1800

Dirk Alvermann (Greifswald): Wie die Universität Greifswald ihr Jubiläum vorbereitet hat

Hans Peter Glöckner (Schwerin): Rechtsgeschichte in Rostock mit Exkursen nach Greifswald

Ivo Asmus (Greifswald): Überblick über Geschichte und Sammlungen der Universitätsbibliothek Greifswald – zentrale Einrichtung seit 1604

Rainer Mühle (Rostock): Impressionen aus der Geschichte des mecklenburgischen Adels im Spiegel der Spruchakten der Juristenfakultät der Universität Rostock (16.-18. Jahrhundert)

Gisela Boeck (Rostock): Chemie in Greifswald und Rostock – ein historischer Vergleich

Heinz-Peter Schmiedebach (Hamburg): Die Medizinischen Fakultäten in Rostock und Greifswald unter dem Paradigma der Naturwissenschaft

Roderich Schmidt (Marburg): Der Aufenthalt der Universität Rostock in Greifswald und die Gründung der dortigen Hochschule 1456

Niklot Klüßendorf (Marburg): Professor Heinz Maybaum (1896-1955) – Ein Mittelalterhistoriker mit Prägespuren von fünf politischen Systemen

### **3. Veranstaltung (Wintersemester 2007/08): Wissen im Wandel: Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert**

Hubert Laitko (Berlin): Disziplinierung und Disziplinarität – Leitlinien der Binnenstrukturierung des Wissenschaftssystems im 19. Jahrhundert

Kai Torsten Kanz (Lübeck): Die Wissenschaften vom Leben und die Disziplin Biologie im 19. Jahrhundert

Johannes Büttner (Hannover): Physiologische Chemie – Chemische Vorgänge im lebenden Organismus erforschen

Jan Cölln und Anita Krätzner (Rostock): Von Christian Wilbrandt zu Karl Bartsch – Institutionalisierung und Disziplinierung der Germanistik in Rostock

Burkhard Kramp (Rostock): Die Herausbildung der HNO-Heilkunde zu einem eigenständigen Fach – Die Errichtung der ersten HNO-Klinik in Nord- und Mitteleuropa in Rostock 1899

Christoph Schmitt (Rostock): Der Volkskundler Richard Wossidlo – ein Franz Boas in Mecklenburg? Methodengeschichtliche Reflexionen über die Feldforschung Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

Markus Völkel (Rostock): Zwischen Fachwissenschaft und humanistischem Erbe. Die Geschichtswissenschaft an der Universität Rostock auf dem Weg in die Moderne

#### **4. Veranstaltung (Ringvorlesung 2008/09): Frauen in der Wissenschaft (Publikation in Vorbereitung)**

Eva Brinkschulte (Magdeburg): Männliche Rituale und weibliche Studenten

Heike Kahlert (Rostock/Hildesheim): Qualitätsoffensive für die Wissenschaft? Perspektiven von hochschulpolitischen Führungskräften auf die Chancengleichheit der Geschlechter am Beispiel der Universität Rostock

Bettina Wahrig (Braunschweig): Von der weisen Frau zum Gesundheitsberuf: Ausschnitte aus der Geschichte der Hebammenkunst

Hella Ehlers und Eveline Krause (Rostock): „Prometheus“, „M“ und andere: Edith Braemer (1909-1969) und Lotte Henriette Eisner (1896-1983). Annäherung an ungewöhnliche Frauen der Literaturwissenschaft und der Filmografie

Heike Kahlert (Rostock/Hildesheim), Mark Kleemann und Doreen Kruppa (Rostock): Aufstieg oder Ausstieg? Wissenschaftliche Nachwuchskarrieren im Fächer- und Geschlechtervergleich

Annette Vogt (Berlin): Wissenschaftlerinnen in Deutschland von 1895 bis 1945  
Pirina Kittel (Neustrelitz) und Marianne Beese (Rostock): Zum Frauenstudium an der Universität Rostock

#### **5. Veranstaltung (Ringvorlesung 2009/10): Rostocker gelehrte Köpfe (Publikation in Vorbereitung)**

Dieter Weiss (Rostock): Hans Spemann und Karl von Frisch, die zwei Rostocker Professoren, die den Nobelpreis bekamen

Ragnar Kinzelbach (Rostock): Der Rostocker Professor Gisbertus Longolius (1507-1543). Humanist und Ornithologe

Nikolaus Werz (Rostock): Die Wilbrandts. Eine Akademikerfamilie aus Rostock im Wandel der deutschen Geschichte

Olaf Engler (Rostock): Moritz Schlick – der Philosoph, der Physiker Harald Bollbuck (Wolfenbüttel): Albert Krantz und David Chytraeus – Wissenschaft und Historiographie zwischen Humanismus und Reformation

Christoph Meinel (Regensburg): Joachim Jungius, die ‚syndiakritische‘ Methode und die Erfindung des Zettelkastens

Konrad Zimmermann (Rostock): Gottfried von Lücken – Hochschullehrer in drei Systemen

## **6. Veranstaltung (Ringvorlesung 2011): Die Rostocker Universität zwischen 1933 und 1945**

Peter Th. Walther (Berlin): Allgemeine Hochschulpolitik in Deutschland 1933-1945 unter Berücksichtigung des Standorts Rostock

Heinrich von Schwanewede (Rostock): Hans Morat (1885-1933) – Leben, Wirken und Schicksal eines bedeutenden Vertreters der Zahnheilkunde

Christoph Perleth (Rostock): David Katz – Eckpfeiler der deutschen Psychologie der Weimarer Republik

Diana Heß (Greifswald): Der Internist Georg Ganter – Kollision der eigenen Meinung mit politischen Restriktionen und ihre Folgen

Wolfgang Bernard (Rostock): Der verweigerte Eid: Der Gräzistikprofessor Kurt von Fritz

Hannes Pingel (Rostock): Das Rektorat unter Prof. Heinrich Brill 1936/37

Gunther Viereck (Rostock): „Laßt das Natürliche so natürlich wie möglich“ – Der Hygieniker und Ernährungswissenschaftler Werner Kollath

Gabriele Moser (Heidelberg): Forschungsförderung im Nationalsozialismus: Der Rostocker Pharmakologe Peter Holz und Andere

Dieter Hoffmann (Berlin): Pascual Jordan (1902-1980) – Der gute Nazi

Juliane Deinert (Göttingen): Die Studierenden der Universität im Dritten Reich

Georg Hoppe, Felix Morawetz (Rostock): Utopien in der frühen Sowjetunion und im Nationalsozialismus im Vergleich

Sigrid Oehler-Klein (Mainz): Professor Hermann Alois Boehm – Idealist und Propagandist nationalsozialistischer Rassenhygiene

Ekkehardt Kumbier (Rostock): „Euthanasie“ und Eugenik: Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten in der Zeit des Nationalsozialismus – Eine Bestandsaufnahme unter besonderer Berücksichtigung der Rostocker Psychiatrischen und Nervenlinik



# Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte

Bisher erschienen:

## Band 1

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 1. Rostock 2007.

## Band 2

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 2. Rostock 2008.

## Band 3

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 3. Rostock 2009.

## Band 4

Martin Buchsteiner und Antje Strahl  
Zwischen Monarchie und Moderne. Die 500-Jahrfeier der Universität Rostock 1919. Rostock 2008.

## Band 5

Kurt Ziegler  
Zum 50-jährigen Bestehen der Tropenmedizin an der Universität Rostock. Rostock 2008.

## Band 6

Jobst D. Herzig und Catharina Trost  
Die Universität Rostock 1945-1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2008.

## Band 7

Anita Krätzner  
Mauerbau und Wehrpflicht. Die politischen Diskussionen am Rostocker Germanistischen Institut in den Jahren 1961 und 1962. Rostock 2009.

Band 8

Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2006/07. Herausgegeben von Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck. Rostock 2010.

Band 9

Frauenstudium in Rostock. Berichte von und über Akademikerinnen. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2010.

Band 10

Maik Landsmann

Die Universitätsparteilung der Universität Rostock von 1946 bis zur Vorbereitung der Volkswahlen der DDR 1954. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2010.

Band 11

Juliane Deinert

Die Studierenden der Universität Rostock im Dritten Reich. Rostock 2010.

Band 12

Wissen im Wandel. Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert. Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester 2007/08. Herausgegeben von Gisela Boeck und Hans-Uwe Lammel. Rostock 2011.

Band 13

Angela Hartwig

Das Gedächtnis der Universität. Das Universitätsarchiv Rostock von 1870 bis 1990. Rostock 2010.

Band 14

Angela Hartwig und Bettina Kleinschmidt

Bestandsübersicht des Universitätsarchivs Rostock. Rostock 2010.

Band 15

Universitätsgeschichte und Zeitzeugen. Die Verwaltung der Universität und Nachträge.

Herausgegeben von Kersten Krüger.

Rostock 2011.

Bezugsmöglichkeiten: Universität Rostock, Universitätsarchiv, Schwaansche Straße 4, 18051 Rostock, Telefon: +49-381 498 8621; Fax: +49-381 498 8622

